Doubl zu

H 25346

unvollständig

FORTUNA

TASCHENBUCH

für das Jahr 1838.

Herausgegeben

von

FRANZ XAV. TOLD.

Neue Folge, erster Jahrgang.

Mit sechs Kupfern.

WIEN

bei Fr. Tendler.

Pfoehl.

Storage
327
1838

Inhalt.

I.

Prosa.

Seite

Die Lotosblume von Manila. Erzählung von Habermann. 1
Marie, Königin von Ungarn. Erzählung von Franz X. Told. 86
Die Verwechslungen. Erzählung von C. W. Koch. 197
Der Zweikampf. Erzählung von Franz X. Told. . 251
Die kleine Sängerin. Novelle von Franz X. Told. 329

II.

Gedichte.

Erinnerungen von Joh. Gabriel Seidl.
Stephansthurm. 70
Kahlenberg. 72
Bastei. 73
Donau. 75
Kenedi. Ballade von Ludwig Löwe. 76
Das Begegnen. Von Ritter von Steinhauser. . 81
Bei meinem Blumenglase. Von demselben. . . —
In's Stammbuch (meinem Jugendfreunde F. X. T.)
Von Ferdinand Raimund. 82

Seite

Narren- und Männermuth. Von Pannasch. . 83
Dörfliche Lieder. Von Friedr. Rückert. . . . 185
Der Besuch im Walde. Ballade von E. G. Ritter von Leitner. 186
Stumme Liebe. Von Albin Adrian. 188
Lieder von J. N. Vogl.
1. Blumen und Lieder. 190
2. Dreifache Bitte. . . . . —
3. Abendgang. 191
Mein Vaterland. Von Pannasch. 192
Johann der Luxenburger, König von Böhmen. Von Bergmann. 193
Stibors Tod. Ballade von F. X. Told. 240
Dies und Das. Von E. G. Ritter von Leitner. . 244
Titus Duglovich. Von Uffo Horn. 245
An ein Mädchen. Von Ludw. Aug. Frankl. . . 248
Friedhofserscheinung. Von Phil. v. Körber. . 249
Idylle von Jetzt. Terzinen von Manfred. . . . 316
Der Zauber. Von Bauernfeld. 319
Die Sternennacht. Von E. G. Ritter v. Leitner. 319
Die Rache. Romanze von Anastasius Grün. . . . 321
Hartmann von Habsburg. Historische Anekdote von E. Straube. 323
Träume. Von Wilhelm Marsano. 327
Der Krämpelstein. Ballade von J. N. Vogl. . . 382
Die Braut des Waffenschmid's von Wien. Von Fitzinger. 385
Sonette. Von Bergmann. 387

Erklärung der Kupfer.

1. Titelkupfer. Maria, Königin von Ungarn, zur Erzählung gleichen Namens.
2. Rosa, zur Erzählung: „Die Lotosblume von Manila.“
3. Thekla von Olláh, zur Erzählung: „Maria, Königin von Ungarn.“
4. Maria Seebald, zur Erzählung: „Die Verwechslungen.“
5. Sabine Hollmann, zur Erzählung: „Der Zweikampf.“
6. Clarissa, zur Erzählung: „Die kleine Sängerin.“

Die Lotosblume von Manila.

Erzählung von Habermann.

1.

Leer und still waren die Plätze und Straßen Manilas; Spanier, Mestize und Kreole, auch der fleißige Chinese genoß die süße Ruhe der lieb gewordenen Siesta, nur einzelne abyssinische Sklaven keuchten unter schwerer Last den Magazinen ihrer Gebieter zu, indeß selbst alle Hausthiere sich während der drückenden Hitze dem Schlafe hingaben.

Es war gegen das Ende des Aprils im Jahre 1816, wo der südwestliche Mousson den fast halbjährigen üppigen Frühling von den Philippinen scheuchte, und sein feindseliger Bruder aus Nordost ihm entgegentrat, Trockenheit, erdrückende Schwüle und Krankheiten mit sich bringend. Zwei Jahre waren verflossen, seit der furchtbare Vulkan Mayon auf der Halbinsel Camarines das so gesegnete Eiland durch einen fürchterlichen Ausbruch verwüstete, die blühendsten Thäler mit sechs Klafter tiefem Sande überschüttete, Kokospalmen bis an die Wipfel mit glühender Asche bedeckte, und über tausend Menschen unter rauchenden Trümmern und Lavaströmen begrub. Noch dachten alle Einwohner an das gräßliche

Naturereigniß, und jedes ungewöhnliche Geräusch machte sie zaghaft, denn noch zu lebendig stand die Erinnerung an die Jammerszenen des letzten Erdbebens vor ihnen. So schraken auch jetzt die wenigen Wachenden entsetzt zusammen, als plötzlich durch die dumpfe Stille der gewitterschwülen Luft ein ferner dumpfer Donner an ihre Ohren schlägt. Die aufgebürdete Last stürzt von den müden Schultern der Träger zur Erde, athemlos lauscht alles, eine Wiederkehr des ersten Februars von 1814 fürchtend, und harrt in banger Erwartung auf das neu hereinbrechende Unglück. Doch bald erheitert sich jeder Blick — die Besonneneren zählen die Zeiträume zwischen den dumpfen Schlägen, und bald löst der Ausruf: „San Felippe donnert! Ein königliches Schiff! die neue Besatzung kömmt!“ das erstarrende Bangen in jeder Brust. Von Mund zu Mund flog die Botschaft, der trägste Schläfer rieb sich die Augen und erhob sich vom Pfühle, der thätige Kaufmann rafft sich schnell empor, von Hoffnung erfüllt, durch das einlaufende Schiff lang erwartetes Geld oder europäische Waaren zu erhalten, der Soldat, der Beamte freut sich der nahen Ablösung, der Geistliche schmeichelt sich mit der Erwartung, theure Ordensbrüder aus der Heimat begrüßen zu können, und Alles sehnt sich nach Neuigkeiten aus Europa, Alles nach Veränderung, denn viele Jahre waren in der verhängnißvollen Zeit entschwunden, ohne daß Manilas Einwohner etwas Freudiges erfahren hatten. Bald waren alle Gassen und Märkte belebt, in der Vorstadt Binondo, in Parian, das San Cruz und Tordo in sich begreift, in Quiapo und Sampalo, kurz überall sah man neugie-

ist hörbar, als das tiefe Anschlagen der majestätischen Glocke. Die Hüte in den gefalteten Händen, flüstern die Frommen ihre Gebete, andere bewegen wenigstens die Lippen, Andacht heuchelnd, und der Schauplatz des fröhlichsten Treibens zeigt nur das Gefühl der Anbetung, des Dankes, der innigsten Rührung in allen Zügen. Auch Rosa dankte, nachdem sie ihr Ave gebetet, im Stillen dem Himmel für die Rettung von dem überlästigen Diego, der, als ringsum jede Lippe verstummte, auch der seinen Schweigen gebieten mußte, bis das frohe Getümmel aufs Neue begann. Ihn hatte die stille Feier des Augenblicks umgestimmt, und er konnte den Faden nicht wieder erfassen, um durch seinen Spott das vom Argwohn und von Groll seiner verschmähten Liebe gefolterte Herz zu erleichtern. Auch Rosa blieb einsilbig gegen ihn, und bald war er von ihrer Seite weggedrängt. Zufällig fühlte sich auch ihr Vater nicht recht behaglich auf dem Ilmedo, und so erfreute sich Rosa bald der erwünschten Einsamkeit auf ihrem Zimmer.

Sie konnte sich nicht sagen, warum sie so gerne allein bleiben wollte, eine innere Unruhe trieb sie vom weichen Divan auf und an das offene Fenster, als müsse sie auf der immer stiller werdenden Straße die Ursache ihrer Sehnsucht nach Einsamkeit suchen; sie konnte zu keiner ordentlichen Gedankenfolge gelangen, denn immer trat ein störendes Bild vor ihre Seele, sie wollte sich zerstreuen, und griff nach der Guitarre; aber da fiel ihr ein, sie müsse ja ein Buch auslesen, das sie von einer Freundin geliehen; sie setzte sich hin und las — aber bald starrten ihre Augen über die Blätter hinüber nach dem Käfige ihres Arra,

und plötzlich schrak sie zusammen, als habe sie ein Gespenst erblickt. Unmuthig mit dem Füßchen stampfend, rief sie: „Nein, so kann es nicht bleiben! Was ist mir doch geschehen, daß ich mich selbst nicht erkenne? Ich bin recht böse auf dich, Rosa!“ drohte sie ihrem lieblichen Bilde im Spiegel entgegen, und zürnte über sich selbst, doch bald versank sie wieder in tiefe Wehmuth und Thränen netzten ihre Wangen. Die Arglose wagte nicht, es sich selbst zu gestehen, daß Kolinas Anblick eine so unbegreiflich schnelle Veränderung in ihrem Innern hervorgebracht haben sollte; hatte sie doch schon so viele, gewiß eben so schöne, ja gewiß noch schönere Jünglinge gesehen, und nie wahrgenommen, daß auch nur einer den mindesten Eindruck auf sie gemacht hätte, und gerade dieser mit dem sonnegebräunten ernsten Antlitze, mit der Narbe über die Stirne bis zum Augenwinkel herab, sollte eine so sonderbare Bewegung in ihr hervorbringen?

„Ob er mich auch bemerkt hat?“ fragte sie sich halbleise, und erröthete bei der Ueberzeugung, daß er sie bemerkt haben müsse, denn sein Blick hatte ja so begeistert, und doch so schwermüthig auf ihr geruht; so rang das befangene Mädchen mit Gemüthsunruhe und Zweifel, bis man sie rief, um ihrem Vater beim Nachtmale Gesellschaft zu leisten. Mit allem Zwange gelang es ihr, die düsteren Wolken von der Stirne zu scheuchen und heiter zu scheinen. Sie besiegte durch erzwungenen Scherz die Unruhe des Herzens, plauderte den Vater selbst ganz munter, und scherzte mit der sie ankleidenden Sklavin noch lange fort, als sie sich in ihrem Schlafgemache befand, bis ein sanfter Schlummer sich herab-

senkte, die allzu heftig aufgeregten Gefühle des unschuldigen Mädchens zu beruhigen.

5.

Der neue General-Kapitän war bereits in Manila eingezogen. Am nächsten Morgen begann die Ausschiffung der Beamten, der Truppen und der Güter.

Die Mußestunden benützend, eilte Juan seinen Oheim aufzusuchen. Er bedurfte das Mitgefühl eines Freundes, denn auch sein Herz klopfte unruhiger, seit er in Rosas Auge geblickt. Zwar wußte er nicht, ob er in dem Bruder seiner Mutter einen Mann finden werde, der ihn verstehen, ja der ihn freundlich aufnehmen würde, denn er hatte ihn nie gesehen. Aufs höchste überrascht, hörte er, als er nach Don Jago Casatos forschte, daß er ihn schon gestern gesehen haben müsse, da Pater Felippe, der Pfarrer von Cavite, der den angekommenen Schiffen gestern den Segen ertheilt, der Erfragte gewesen war, der in seinem Orden diesen Namen angenommen hatte. Schon das Ehrfurcht gebietende patriarchalische Äußere des frommen Priesters, sein den strengen Lebenswandel beurkundendes, mild verklärtes Antlitz, als er den Anlangenden Gottes Segen verkündete, hatten Juans religiösen Geist tief ergriffen, als er aber vernahm, dieser gottgeweihte Mann sei sein nächster Anverwandter, da dankte er im Stillen dem Allgütigen, der ihn in solche Obhut brachte.

Er fand ihn eben von seiner Gemeinde umgeben, Rath und Trost ertheilend, in seinem heiligen Amte. Lange hing sein Auge an der erhebenden Gestalt

des Greises, dem aller Herzen zu gehören schienen, endlich bat er einen Umstehenden, ihm die Ankunft seines Neffen zu melden. Kaum hörte Felippe den Namen Colina, als er mit ausgebreiteten Armen auf ihn zueilte, und ihn mit Thränen der Freude im Auge an seine Brust schloß. „Ja, du bist es — der Sohn meiner verklärten Schwester," rief er, „dein Auge ist das ihre so treu und fromm, in allen deinen Zügen stellt sich ihr liebes Bild mir wieder dar, wie es auch bei so vielen dahingeschwundenen Jahren schon verbleichte in meiner Erinnerung." Dann stellte er den Versammelten den theuren Anverwandten vor, und ehrerbietig drängten sich die Männer, um Juan zu begrüßen.

„Sei mir noch einmal von ganzem Herzen willkommen," sprach der Greis, als die Gemeinde sich entfernt hatte, und blickte forschend in sein Auge. „Solche Freude hatte ich in meinem Alter nicht mehr erwartet, ein solches Andenken an meine hinübergegangene Schwester nicht gehofft. Doch erzähle mir jetzt von deinem Leben, von dem theuren Vaterlande, von deiner Mutter, daß ich mit Erinnerungen diese Stunden feiere, eines so frohen Wiedersehens," fuhr der Greis fort, und ließ sich an seiner Seite auf das Ruhebett nieder.

Juan erzählte nun die Geschichte seines Lebens, oft unterbrochen von Felippes Verwunderung, daß in einem so kurzen Zeitraume so manches schwere Geschick den kaum 26jährigen Mann getroffen hatte.

„Ich glaube es dir gerne," hob er endlich an, als der Erzählende geendet hatte, „daß die Rückerinnerung an so vieles ertragene Weh', an alle die Leiden, Entbeh-

rungen und getäuschten Hoffnungen, dir nur Wehmuth bringen kann. Doch," fuhr er tröstend fort, „du stehst jetzt auf einer glücklicheren Stufe, und auf unseren gesegneten Inseln wird auch dir ein neues Glück beschieden sein, das nicht mehr treulos sich von dir wendet. Darum scheuche den Trübsinn aus deinem Herzen und vergiß, was dich nur traurig machen kann. Es wäre Undank gegen die Vorsehung, wenn man sich die lachende Zukunft mit dem Schmerze der Vergangenheit trüben wollte, und du hast ja die besten Hoffnungen, das was dir die Heimat nicht brachte, unter der Philippinen glücklichem Himmel zu erlangen, und die Wünsche deines Herzens hier erfüllt zu sehen."

Juan seufzte, und blickte schweigend vor sich nieder. „Drückt vielleicht ein neuer Kummer dein Herz?" forschte der Oheim weiter. „Hast du vielleicht ein dir theures Wesen zurückgelassen im schönen Mutterlande? Vertraue dich mir, deinem besten Freunde, und erwarte mein regstes Mitgefühl. Ich bin ja für fremden Kummer empfänglich, und tröste und helfe, wo immer Jemand seinen Schmerz mir vertraut — und du bist ja der Sohn meiner Schwester." Ergriffen von des Greises sanfter Rede, legte Juan sein Haupt an dessen Schulter. „Sie sollen Alles wissen," sprach er leise seufzend. „Ein Augenblick hat mich umgewandelt, ein Auge, sanft und schön wie des Himmels klarer Blick in diesen Zonen, ein Gefühl in mir erweckt, für das ich in den Stürmen des vergangenen Lebens keine Ahnung hatte, und mit dem ersten Schritt an diese Küste fand ich Hoffnungslosigkeit. Wie mich auf Europas heimischer Erde die Außenwelt mißhandelte, tritt mir hier

unter dieser fremden Sonne mein eigenes Herz feindlich entgegen. Meines neuen besseren Looses mich freuend, betrat ich stolz und heiter das Ufer von Luçon, düster und gedemüthigt kehrte ich in meine Kajüte zurück. Mich traf der Blick eines Mädchens, das mir in der Verklärung ihrer Anmuth wie ein Bild des Himmels erschien. Ich konnte mich nicht mehr losreißen von dem Anschauen ihres holden Angesichtes, und — mag es immerhin Eitelkeit scheinen, ich glaube überzeugt zu seyn, daß in der Brust des herrlichen Mädchens ein Feuer für mich zu glimmen beginnt, dem ähnlich, das in meinem Innern lodert."

Immer ernster wurden Felippes Züge, als er aus Juans begeisterter Beschreibung das Mädchen erkannt. „Es ist ein herrliches Wesen, die Lotosblüte von Manila, wie jeder Mund die Liebliche nennt," begann er jetzt, und ergriff bewegt die Hand des Begeisterten. „Du hast bis jetzt nur die Schale gesehen, — wie schön, wie vollendet sie auch sein mag, noch schöner ist, was sie verbirgt. Ihr Gemüth ist das Gemüth eines Engels, die Reinheit ihres Herzens, ihr frommer, unschuldiger Sinn, ihr klarer, gebildeter Geist stellt sie hoch über alle Mädchen und Frauen dieser Insel, und glücklich der Mann, dem sie einst als Gattin zu Theil wird. Aber eben deshalb bedaure ich dich, wenn du um ihretwillen den Frieden deiner Seele verloren hast. Der reiche Almacen ist hochangesehen auf den manilischen Inseln, und sein Name wird selbst im Mutterlande ehrenvoll genannt; hier ist er Mitglied des Consulado, und dadurch mit den reichsten und angesehensten Männern in Verbindung, die alle schon

für ihre Söhne ein Auge auf seine Tochter geworfen. So gut und fügsam er sonst ist, mein theurer Juan, und so sehr er auch sein Kind liebt, so hat er doch einen zu hohen Begriff von Reichthum, daß er die Hand seiner Tochter an einen Armen vergeben sollte."

Juan erbleichte. „Arm, sehr arm bin ich," — seufzte er. „Ich habe nichts als meinen Sold, meinen Säbel und mein treues Herz. In Spanien ließ ich nichts, als die Gräber meiner Eltern, kein Wesen trauert um mich, denn die Liebe blieb bis jetzt — mir fremd. Ich habe es nie geahnt, daß ich hier ein Gefühl kennen lernen sollte, das mich so unglücklich macht, denn bisher kannte ich nur die Qual eines nie zu befriedigenden Ehrgeizes. Und so werde ich wohl dieses Eiland mit gebrochenem Herzen verlassen, wo ich in Ihrer Nähe, mein guter Oheim, so glücklich zu leben hoffte. Ich fühle es zu lebhaft, daß ich fliehen muß, denn ihr nahe und ruhig zu sein, das ist mir unmöglich."

Felippe schloß theilnehmend den Hoffnungslosen an sein Herz, und bot Alles auf, ihn zu beruhigen.

Eine Ordonanz vom Admiral unterbrach ihre Unterredung, die Beide immer düsterer stimmte. Oberst Colina sollte sogleich bei dem Gebieter erscheinen, um die Befehle zu einer Sendung in das Innere der Insel, die ihm übertragen wurde, zu übernehmen. Juan trennte sich schwer von seinem Oheim, der ihn so innig bat, vor dem Antritte seiner Reise ihm noch Kunde über den Zweck derselben zu geben. Dieser war, einige Handelsverbindungen in der Provinz Pampanga anzuknüpfen, und wo möglich abzuschließen. Spät am Abende verließ

Juan Cavite, das Herz voll widersprechender Gefühle, die mit dem Nachdenken über seine Sendung sich seltsam vermischten, und voll von dem Schmerze, sich von der schönen Rosa, der Lotosblüte von Manila, entfernen zu müssen.

6.

Durch einen dichten Wald am Ufer des Chiquito zog an einem schönen Morgen eine kleine Karavane von etwa 15 sonderbar aussehenden Personen, die beladene Saumrosse vor sich hintrieben. Am Ende des bunten Zuges ritt auf einem kleinen Klepper ein zwanzigjähriger Jüngling, dessen kurzer, wohlgenährter Körper in einer Art von buntem Schlafrocke, auf dem alle Blumen des Orients prangten, bis auf die breiten, fast viereckigen Füße gehüllt war, die mit den unförmlichen, an der Spitze stark aufwärts gekrümmten Stiefeln in die kurz geschnallten Steigbügel eingezwängt waren. Ein gestickter Gürtel schlotterte über den Hüften, und auf dem großen Kopfe wackelte eine blaugestreifte dütenförmige Mütze, unter welcher ein freundliches Gesicht hervorglänzte, dessen schmale, schiefliegende Augen aufmerksam vor sich hinblickten.

Dieser Jüngling, Namens Tsao-Fan, Sohn des wohlhabenden chinesischen Wechslers und Kaufmannes Uan-Fan von Manila, kehrte von einer Reise in die Gebirge nach seiner Heimat zurück, und brachte dahin Zimmt und Kaffee, Indigo und Baumwolle, Palmwein und Salanganennester. Er überrechnete im Stillen die Vortheile des gemachten Handels, freute sich mancher ge-

brauchten List, und wie es den Vater froh machen werde, wenn er erfahre, daß sein Sohn so viel versprechend sich zum Kaufmanne bilde. Dabei ergötzte ihn der Gedanke an seine gegenwärtige freie Stellung als Gebieter so vieler untergeordneter Wesen, und er schaute fröhlich um sich in die Schatten der Kokospalmen, Eisenbäume und Cedern, zwischen welchen ihn einzeln stehende Muskatbäume besonders zu interessiren schienen. Zuweilen unterbrach er durch lautes Lachen den Ernst seiner Spekulationen, wenn ein Pavian ihm und seinen Gefährten Gesichter schnitt, und dann sich ins Dickicht flüchtete, oder wenn eine Meerkatze sich zähnefletschend von Baum zu Baum schwang, und dann auf dem Gipfel einer Palme ein heulendes Zettergeschrei anstimmte, daß sich kreischend die erschrockenen Papageien in die Lüfte erhoben. Dies Alles machte dem guten Tsao-Fan recht viel Vergnügen, er ahnte nicht, daß der Tod nahe an seiner Seite schlich, und blieb, da sein Pferdchen, zerstreut wie der Reiter und ermüdet, immer langsamer ging, ziemlich weit hinter seinen Leuten zurück. Auf einmal fühlte er sich auf des Rößleins Hals vorgeschoben, von einem gewaltigen Arme umfaßt, ein schwarzes häßliches Gesicht sah über seine Schultern, und ein langer, scharf geschliffener Kris blitzte auf seine Brust herab. Doch auf diese hatte der Vorsichtige die büffellederne Tasche verborgen, in welcher sein Geld und wichtige Papiere sich befanden — der Dolch glitt ab, Tsao-Fan sank mit dem Jammergeschrei: „Ich bin ermordet!“ zur Erde nieder.

In diesem Augenblicke jagte mit hochgeschwungenem Säbel, und von noch sieben Reitern begleitet, ein Offizier

heran, und hieb auf den mörderischen Papua, der den gesunkenen Chinesen noch fest umklammert hielt, und eben den zweiten sicheren Stoß führen wollte, als ihn der Säbel des Kriegers am Haupte traf und niederschmetterte. Aber zähen Lebens wie eine Katze, flink und schlau wie sie, sprang er nach kurzer Betäubung plötzlich auf, kletterte mit Blitzesschnelle einen Kokosbaum hinan, schwang sich von Ast zu Ast, und war plötzlich verschwunden. Unter acht Kugeln, die ihm nachpfiffen, traf keine, und auch keine Spur war mehr von ihm zu entdecken, obgleich die Begleiter des Obersten Colina, denn dieser war Tsao-Fans Retter geworden, das Gebüsch durchsuchten. Der schwarze Bursche war wie weggezaubert.

Colina, der auf dem Wege nach seinem Bestimmungsorte den Wald durchreiten mußte, hatte plötzlich zwei wie Tollkirschen glänzende, starr auf ihn geheftete Augen bemerkt, die sich schnell im Gesträuche verbargen, als sie die nachfolgenden berittenen Grenadiere erschauten. Er hatte aber auch an dem Knistern der Gesträuche, am Auseinanderbiegen und Zusammenschlagen derselben beobachtet, daß ein verdächtiges Geschöpf sich Bahn zur Flucht breche, daher drückte er seinem Gaule die Sporne in die Flanken, und suchte dem Enteilenden zuvorzukommen. Aber bald wäre seine Eile fruchtlos gewesen, denn der mordschäumende Papuaneger hatte mit der Behendigkeit des Luchses schon ein anderes Opfer seiner Blutrache ausgespäht, sich auf die Kruppe des Rößleins geschwungen, auf welchem der Chinese sorglos hing, und würde ihn sicher getödtet haben, wäre Juans brave Klinge ihm nicht auf den Scheitel gefahren, doch leider nur streifend,

denn der Mörder entrann. Allein sein gewähltes Opfer war gerettet, und blickte mit halberloschenen Augen zu Juan empor, der ihm Rhum zwischen die Lippen träufelnd, sorglich neben ihm kniete.

„Hat mich der Schwarze nicht getödtet?“ ächzte Tsao-Jan, und griff nach seinem Heiligthume, der büffelledernen Tasche.

„Nein, mein Junge!“ erwiederte Juan fast lachend, „du lebst und bist in Sicherheit; du blutest nicht einmal, was mir fast wunderbar vorkommt.“

„Ach lieber, edler Herr!“ klagte mit einer Jammermiene der Chinese, „der Kris hätte mir sicher den Garaus gemacht, wenn die da,“ hier zeigte er auf die Büffeltasche, „den Stoß nicht abgehalten, und Euer schützendes Erscheinen mich vom Tode gerettet hätte. Aber der allmächtige Gott — ich bin ein Christ, man nennt uns Sanglaier — der möge Euch's ewiglich vergelten und meinem Vater es gewähren, daß er gleich mir zu Euren Füßen für mein Leben danken kann.“

„Ist nicht nothwendig,“ entgegnete Colina. „Ziehe jetzt nur in Frieden weiter, und bleibe hübsch bei den Deinen, denn ich muß fort.“

„O nein, laßt das Werk nicht unvollendet, gütiger Herr,“ flehte Tsao-Jan furchtsam. „Wenn ihr hinweg zieht und mich allein laßt mit diesen unbewaffneten Leuten, so ist Euer Knecht neuer Gefahr preisgegeben; darum gebt mir nur Einen von Euch mit, daß er mich bis Cavite geleitet, wo ich in Sicherheit bin. Ich und der Vater wollen ihm gern die gehabte Mühe vergelten.“

„Sprich nur nicht immer von Belohnung,“ versetzte

Juan, „auch ohne diese will ich deine Bitte gewähren. Sargento Roventa! nehmt Euch zwei von den Leuten, und geleitet den Jüngling bis auf die offene Straße, dort ist er dann geborgen.“

„Ich glaube, daß dies nicht einmal nothwendig ist,“ stellte bescheiden der Sargento vor. „Wenn Pisaro, der sich ohnehin schon nach seinem Weibe und seinem Buben sehnt, mit ihm zurückreitet, so ist für den Krämer gesorgt genug. Der Papua geht nicht auf Raub aus, das versichere ich, denn ich kenne dieses Negervolk. Er dürstet nach Blut — dieses Opfer ist ihm entronnen, so sucht er sich jetzt ein anderes. Und siehe da,“ — er bückte sich zur Erde nieder — „seinen Kris hat der Kerl im Stiche gelassen. Jetzt sei getrost, Freund Tsao, der Tiger hat seine Klauen eingebüßt.“

Roventa betrachtete jetzt aufmerksam das Heft des Dolches. „Cur-Nagel?“ murmelte er vor sich hin, als er diesen Namen darauf eingegraben fand. „Cur-Nagel — nein, der Name gehört keinem Mörder an, das ist ein ehrlicher schwarzer Krauskopf, und jetzt freut es mich erst, daß er uns entwischt ist.“

„So?“ fragte Tsao-Fan, der ihn gehört hatte, „Euch wäre es vielleicht sogar lieb, wenn ich jetzt ermordet vor Euch läge. Der Schurke wird seiner Strafe nicht entgehen, da wir nur seinen Namen wissen.“

„Daran zweifle ich,“ entgegnete der Sargento. „Solch' flinke Burschen sind in ihren unwegsamen Bergen gar nicht aufzufinden. Hätte er dir aber nur die Haut geritzt, so wäre Pedro Roventa der Eifrigste, ihn zu erwischen.“

„Und doch wundere ich mich, Wachtmeister! daß Ihr Euch jetzt über dessen Flucht freuen könnt," sagte Juan. „Ein versuchter Mord ist so fräflich in meinen Augen, als ein verübter. Erklärt Euch deutlicher."

„Das will ich sogleich, Herr Oberst," versetzte der Gefragte. „Ich hoffe dadurch die Langweile des Weges zu kürzen. Vorerst aber lassen wir den Sanglaier ziehen, der sich nach der überstandenen Todesangst schon recht sehr nach der sicheren Heimat sehnen wird." — Juan war es zufrieden, und so trennte sich, von dem braven Pisaro begleitet, der dankbare Chinese von seinem Retter, für den er laut und innig um des Himmels segnende Vergeltung flehte.

7.

„So sehr unsere Sanglaier," fuhr Roventa fort, als sie sich wieder in Bewegung gesetzt, „so sehr diese getauften Chinesen das Geld lieben, und schachern und wuchern, trotz den Juden in Spanien, so sind sie doch für jeden ihnen erwiesenen Dienst sehr erkenntlich, und fast verschwenderisch in ihrer Dankbarkeit gegen den, der sie aus einer Lebensgefahr befreit. Ich habe dem alten Uan-Fan einen ähnlichen Dienst erwiesen, er hat mich überreich dafür belohnt, und ich bin ein hochangesehener Gast in seinem Hause, so oft es mir beliebt. Darum, mein Oberst, unterfange ich mich, Ihnen Glück zu diesem Ereignisse zu wünschen; der alte Chinese hat mehr Piaster, als die hohe Audienza Realen in ihrer Kasse zählt."

„Das mag sein," erwiederte Colina. „Aber schweigt davon, und erzählt mir lieber das, was ihr versprochen habt."

Roventa begann: „Dieser Cur=Nagel war lange Zeit der Sklave eines überreichen Mestizen von Manila, und erwarb sich das vollkommenste Vertrauen seines Gebieters durch Fleiß und Eifer, durch Treue und Anhänglichkeit. Wer auf Luçon kennt nicht die wunderliebliche Tochter Don Pedros Almacen, die herrliche Rosa, allgemein die Lotosblüte von Manila genannt?“ Colina erglühte; und war nicht wenig überrascht, diesen theuren Namen in der Erzählung von dem häßlichen, blutgierigen Papua nennen zu hören. „Deshalb dient es auch zum Beweise von Cur=Nagels ehrlichem Gemüthe,“ fuhr der Sargento fort, ohne auf die Bewegung des Obersten zu achten, „daß er auf ihre Fürbitte, denn er war blos zu ihrem Dienste bestimmt, und auf ihr Zeugniß von seinem Fleiße die Freiheit erhielt, und in seine Gebirge zurückkehren durfte, wo seine Familie, einstige Bewohner der Suluhinseln, von Stürmen aber an diese Küste verschlagen, Unterhalt fand, und von Donna Rosa noch jetzt unterstützt wird zum Lohne für die Dienste ihres treuen Sklaven.“

„Ihr dienen zu dürfen muß unendliche Seligkeit sein,“ sprach Juan für sich mit einem tiefen Seufzer, und spielte gedankenvoll mit den Knöpfen seiner Uniform.

Roventa hingegen erzählte weiter. „In jedem Monate kömmt nun der Negrito einmal, um sich sein Geld zu holen, und die sanfte Herrin ermahnt ihn dabei immer zur Friedseligkeit und Nächstenliebe, denn die Papuas haben heißes Blut, das ihnen manchmal überwallt. So kam er auch neulich, das weiß ich genau, denn die Zofe Rosas, die mich etwas auszeichnet, sagte mir davon, und

erzählte ihrer Gebieterin, daß sein Vater krank darnieder liege und an kein Aufkommen zu denken sei. Trotz dem freundlichen Zusprechen der gütigen Herrin hatte er dabei gräuliche Verwünschungen ausgestoßen, und war drohend entflohen. Nach diesem weiß ich mir jetzt den ganzen Vorfall mit dem ehrlichen Tsao-Fan zu erklären, denn diese schwarzen Gesichter, diese Papuas, so verläßlich, treu und ehrlich sie sind, haben dennoch in ihrem Heidenthume einen recht heidnischen Gebrauch. Stirbt einer von ihnen, so ist der nächste Anverwandte verpflichtet, den ersten ihm begegnenden Menschen zu morden, um mit seinem Blute dem Gestorbenen ein Sühnopfer zu bringen. Da erhitzen sie sich mit Teufelsceremonien zu der unmenschlichen That, das leidige Rhumtrinken haben sie auch noch gelernt, und benützen es zum Antriebe, und so stürzen sie fort zum unverzeihlichen Morde. Cur-Nagels Vater ist daher gewiß gestorben, und das jagt ihn nun umher in den Wäldern, und reizt ihn zum Durste nach Blut, den ich ihm fast mit seinem eigenen auf immer gelöscht hätte."

„Ich habe ihm die Mordlust gewiß auf lange vertrieben," entgegnete Juan, „denn ich sah Blut auf seiner Stirne."

Und so war es auch. Während die Reisenden ihren Weg fortsetzten, stürmte Cur-Nagel mit unglaublicher Schnelligkeit durch Wald und Busch, bis Ermüdung und Blutverlust ihn zu Boden warfen, denn Colinas Säbelhieb hatte ihn halb skalpirt, und eine Flintenkugel seinen Schenkel gestreift. So fanden ihn seine Verwandten, wuschen und verbanden seine Wunden, und lobten ihn wegen seinem Eifer, den Tod seines Vaters zu sühnen,

denn sie schlossen aus seinen Verletzungen, daß er einen heftigen Kampf bestanden haben müsse. Cur = Nagel, dem die Erinnerung an die Lehren seiner sanften Herrin nach der verflogenen Glut seines Wahnes drückend auf das Herz fielen, ließ sie bei ihrer Meinung. Das Bewußtsein, daß er keinen Mord begangen habe, erhob seinen Muth wieder, und er hoffte, daß auch Rosa ihm verzeihen werde, wenn er sich nach seiner Genesung reuevoll zu ihren Füßen niederwerfen, und um ihre Vergebung flehen würde.

8.

Einige Wochen nach diesem Vorfalle saß Rosa am offenen Fenster und stickte an einer Brieftasche für ihren Vater. Aber die Arbeit ging nicht von Statten, und der weiße Seidenstoff im Rahmen zeigte Spuren von Thränen. Oft blickten die schönen, von Wehmuth umflorten Augen schmerzlich zum Himmel empor, oft drang ein leiser, halb unterdrückter Seufzer aus der zarten Brust, und das holde Antlitz mit den weißen Händen bedeckend, saß die Jungfrau oft und lange in ihren Stuhl zurückgelehnt, und weinte still für sich. Die lange Abwesenheit ihres Vaters, der in Aufträgen des Consulado, der Handelsbehörde, nach Pampanga gereist war, und noch keine Kunde von sich hören ließ, betrübte sie sehr tief, und was sie noch mehr bekümmerte, war, daß ein theures Bild ihr immer vorschwebte und ihre Seele mit dreifachem Schmerze, mit unendlicher Sehnsucht erfüllte. Die unschuldige gute Rosa machte sich die bittersten Vorwürfe, daß ein Fremdling beinahe den Platz des Vaters in ihrem

Herzen einnahm, und zürnte zugleich über den geliebten Unbekannten, daß er es nicht der Mühe werth fand, Zutritt im väterlichen Hause zu suchen; sie hielt sich in ihrer Sehnsucht für verschmäht, für zurückgesetzt, und das schmerzte sie um so mehr, da auch der Spiegel ihr sagte, daß sie unter den schönen Jungfrauen von Luçon nicht die unlieblichste sei. Sie ahnte nicht, wie oft, wie sehnsüchtig der Liebling ihrer Gedanken sich in ihre Nähe zurückwünsche, wie er nichts heißer für seine Ruhe erflehe, als ihre liebe Stimme zu hören, sich ihr anzunähern, und einst zu ihren Füßen ihr zu gestehen, daß ohne sie die Erde ihm keinen Lebensreiz mehr biete. Sie ahnte nicht, daß in dem Augenblicke, wo sie trostlos trauerte, ein günstiger Stern den Geliebten dem Vater werth mache, daß die Sorge des Schicksals schon einen ihrer geheimen Wünsche, den sie sich selbst kaum zu gestehen wagte, der Erfüllung nahe führe. Von all' dem ahnte sie nichts, und ihre aufgeregte Seele träumte von dem Schlimmsten, als sie plötzlich ihre Knie umfaßt fühlte, und Cur-Nagel erblickte, der vor ihr niedergeworfen, nicht wagte, den Saum ihres Kleides zu küssen. Erschrocken fuhr sie empor, der Neger jedoch blieb in seiner demüthigen Stellung, und bat mit schüchtern gedämpfter Stimme: „Vergebung Sennora! Gnade für einen armen Verirrten!“ — „Was ist dir geschehen, Nagel?“ fragte noch bebend das Mädchen. „Stehe auf, du hast mich fürchterlich erschreckt. So sprich doch, was ist geschehen?“

Der Neger aber stieß jammernd seine Stirne gegen den Boden. „Nein,“ klagte er, „laß mich in dieser Lage,

bis ich deine Verzeihung habe, Herrin! Sieh, ich bin nicht werth, zu dir aufzublicken, ein Mörder liegt vor deinen Füßen."

Rosa erstarrte, und sank zitternd in ihren Stuhl zurück.

Cur=Nagel erzählte mit dumpfer Stimme seine That, und wie er daran gehindert worden sei, so rührend, so zerknirscht, daß Rosa, als sie vernahm, kein Opfer sei seinem Wahnsinne gefallen, sich geneigt zur Vergebung fühlte, und sich auf seine Bitte eben anschickte, den Neumüthigen mit einem Schreiben zu ihrem ehemaligen Lehrer, dem Pater Felippe zu senden, als Don Diego eintrat.

„Guten Abend, schöne Sennora," sprach er, und zog die Hand der Widerstrebenden an seine Lippen, während sein Auge vernichtende Blitze auf den Negrito schoß. „Ich glaubte Euch allein, und konnte mich nicht länger bezwingen, mein Herz Euch zu Füßen zu legen."

„Ich danke für diese Auszeichnung, edler Don," versetzte sichtbar verwirrt und erröthend das Mädchen. „Allein ich wünschte, Ihr hättet eine Stunde gewählt, in der mein Vater zugegen gewesen wäre, denn es geziemt mir nicht, allein Euren Besuch anzunehmen."

„Seid doch nicht so hart gegen mich," flehte der Jüngling. „Ihr seid die schönste unter den Damen von Luçon, Ihr werdet doch nicht die grausamste unter ihnen sein wollen? Man nennt Euch die Lotosblüte von Manila und wohl mit Recht. Ihr seid schön wie diese Wunderblume, und sanft und hold wie sie. Euer himmlisches Wesen schwimmt in seiner Verklärung wie die einsame

Lotos auf dem Spiegel des Sees, wenn die Abendsonne ihr Gold in seine Fluten gießt, und die Blumen am Ufer blicken neidend hinüber nach der Lilie, und sehnend schwebt der Schmetterling über den scherzenden Wellen, die Liebliche zu küssen — da senkt sie sich nieder in das kristallene Haus, über sie rauschen die Wellen dahin, trostlos flieht der Verschmähte.“ — „Und doch glüht auch in ihr die Sehnsucht der Liebe,“ fuhr er nach einer Pause mit auffallender Betonung fort, „und schmachtend blickt sie hinauf in der Abendstille nach dem wandelnden Mond, und nach den ziehenden Sternen. Aber fern ist der Mond, unerreichbar sind die Sterne, nur fruchtlose Sehnsucht nimmt sie stets mit hinab in ihr kühles Wellenbett. Nicht wahr, so ist es, Sennora?“

Rosa seufzte und sah erglühend vor sich nieder. Aengstlicher klopfte ihr Herz bei dem Gedanken, daß Diego ihr tief verschlossenes Gefühl errathen habe, denn das hatte sein Gleichniß ziemlich klar ausgesprochen. Unmuthig suchte sie nach Worten, dem kühnen Frager auszuweichen, allein vergebens — ihr der Lüge ungewohntes Gemüth sprach die Bejahung zu deutlich in ihrer Verwirrung aus.

„Ihr schweigt — würdigt mich gar keiner Antwort?“ fragte Diego aufs Neue. „Hat Euch das Gleichniß verletzt, das ich in meiner Arglosigkeit Euch als Schmeichelei gemacht? O dann vergebt mir, vergebt es meinem Gefühle für Euch, das Euch wie eine Heilige feiert.“ Cur-Nagel hatte sich entfernt, und im Überwallen der Leidenschaft stürzte der Jüngling auf seine Knie nieder, Rosas Hände mit heißen Küssen bedeckend.

„Um des heiligen Jago willen, Sennor, steht auf,“

flehte diese, von dem Glühenden sich losreißend. „Was würde Euer Vater sagen, wenn er Euch zu meinen Füßen erblickte? Ihr seid von edler castilianischer Abkunft, und hoch gestellt durch Eure Geburt — vergeßt das nicht, Sennor!“

„Und du bist ein Engel des Himmels,“ entgegnete Diego, „der höchste Wunsch meines Lebens. Rosa, verschmäht Ihr so ganz meine Liebe, die mich ruhelos umhertreibt, nur nach Eurem Bilde zu jagen, die mich rasend machen muß, wenn Ihr so schneidende Kälte ihr entgegensetzt? Nur einen Blick von Euch, nur ein sanftes Wort, nur einen Wink der entferntesten Hoffnung, und ich will Euch jetzt verlassen, will harren ferne von Euch, will alle Foltern der Sehnsucht tragen, nur einen Wink der Hoffnung, daß die Zukunft Euer Herz mir milder stimmt.“

„Verlaßt mich, Sennor!“ bat Rosa, vor des Jünglings Leidenschaft bebend. „Ich darf Euch jetzt keine Antwort geben, dringt nicht weiter in mich.“

„Ihr weist mich kalt von Euch?“ fragte Diego mit düster rollenden Blicken, und sprang von der Erde auf. „Ihr verwerft mein höchstes, mein heiligstes Gefühl, und Euer Herz sollte keine Ahnung der Liebe haben, Sennora! noch einmal — Ihr gebt mir keine Hoffnung?“

„Ich darf nicht!“ versetzte Rosa. „Ich bin nicht Gebieterin über meine Hand.“

„Allein, wenn Ihr frei wäret,“ fragte Diego dringend, „wenn meine Bitten Euren Vater bestimmen, Euch freie Wahl zu lassen — sprecht —“

„Ihr quält mich, Sennor,“ klagte Rosa. „Ich hätte

mehr Achtung für mein Geschlecht von dem edlen Don Diego erwartet, dessen Zartgefühl und Galanterie sonst alle Damen von Manila rühmen. Ihr wollt meine Liebe, und vernichtet die Achtung, die ich Euch gerne zollen möchte.“

„Das wolle Gott verhüten, daß ich dadurch in Eurer Achtnng leiden sollte,“ versetzte Diego verwirrt. „Ihr ahnt nicht die Glut meines Gefühles, sonst würdet Ihr mich milder beurtheilen. Doch Ihr sagt, daß es Euch quäle, wenn ich, wie der verzweifelnde Schiffbrüchige sich an einen schwimmenden Halm, mich an ein Wort von Euch, an einen Hoffnung gebenden Blick mich klammern möchte, darum will ich scheiden. Allein stoßt mich nicht so ganz herzlos von Euch, gebt mir wenigstens den Trost, daß ich mit Eurem Vater reden darf, wenn er heimkehrt von Pampanga.“

Rosa schwieg lange, endlich gab sie, von Diegos ruhelosen Bitten verwirrt, dem Dringenden nach und ein leises „Ja“ zitterte, unempfunden von dem Herzen, über ihre Lippen. In wahnsinnigem Entzücken stürzte Diego fort, allein erschöpft sank die Gequälte auf ihren Divan nieder. Sie fühlte, daß sie eine Unbesonnenheit begangen habe, allein wie sollte sie endlich den Leidenschaftlichen besänftigen, wie sich befreien von seiner Gegenwart, da ihn ihre Strenge stets glühender, stets leidenschaftlicher machte. Der Gedanke, daß Diego wohl mit seinem Vater nach Europa zurückkehren würde, wenn der neue Gouverneur sein Amt im ganzen Umfange übernommen haben würde, beruhigte sie indeß darüber, und auch von der Liebe ihres Vaters glaubte sie keinen

Zwang für ihr Herz fürchten zu müssen, wenn auch Diego um sie anhalten, und ihm als Eidam willkommen sein sollte. Sie wollte ihn gleich bei seiner Rückkehr von allem unterrichten, und von seiner Klugheit, seinem festen Sinn und seinem Ansehen durfte sie wohl die Beschwörung des Sturmes erwarten, der ihr in des Jünglings rasender Leidenschaft drohte, und den ihre schwache Kraft, ihr eingeschüchterter Muth nicht zu bekämpfen wagen durfte.

9.

Feiernd lag die Natur im Glanze der Mittagssonne um Manila, wie zum Schlummer senkten die Blumen halbwelk ihre Kelche zur Erde, und gossen keine Düfte mehr aus in die schwüle Luft. Kein Laut regte sich in der ganzen Stadt, in deren Straßen sonst ein froh geschäftiges Treiben brauste, und selbst der fleißigste Chinese lag ruhend und schlummernd in dem kühlen Schatten seiner Veranda. Nur Rosa saß, in trübes Nachdenken verloren, in ihrem Gemache; weit in die Ferne schweifte ihr Blick, als solle er dort das Ziel erspähen, nach dem ihr Herz in dunkler Ahnung rang. Sie fühlte sich so allein, so verlassen, so rathlos, und das bittere Gefühl einer hoffnungslosen Leidenschaft quälte mit doppeltem Schmerze ihr Herz, je mehr noch Diegos drängendes Geständniß dasselbe mit Furcht und Bangen erfüllte. Sie beneidete den fröhlichen Flamingo, der mit glühendem Gefieder, harmlos spielend, in den dunklen Zweigen der Platanen flatterte, um seine Freiheit, um sein Glück, sie fühlte den Schmerz der Blume, die jetzt mit gesenktem Haupte

der Umarmung des kühlen Westes entgegenhoffte, und Diegos Gleichniß gewann stets mehr Bedeutung für ihr wehmutherfülltes Gemüth.

Da stürzte Cur-Nagel im windesschnellen Laufe durch den Garten. „Sennora," rief er, als sein Blick sie an dem Fenster gewahrte. „Die Karavane von Pampanga kehrt zurück."

„Mein Vater!" jauchzte Rosa, und sprang fröhlich auf, um dem lang Vermißten entgegenzueilen. Alles Weh war in diesem Augenblicke vergessen, die Wonne des nahen Wiedersehens drängte jedes andere Bild aus ihrer Seele, ein Sonnenblick der Freude scheuchte die Wolken des Kummers von ihrer Stirne, trocknete die Thränen der Schwermuth, die in ihren Wimpern zitterten.

Durch die einsamen Straßen von Manila zog indeß langsam eine Schar Reiter, den Obersten Colina an der Spitze. Mit Staub bedeckt waren ihre Pferde, und Schweiß und Ermüdung sprach sich in der ganzen Haltung der Männer aus. Dennoch sprengten sie wohlgemuth daher hinter ihrem Führer, dem seltene Heiterkeit die ernsten Züge verklärte. In ungeduldiger Hast flog er die Treppe des Pallastes hinan, den der neue Generalkapitän der Inseln bewohnte, ihm von dem Erfolge seiner Reise Bericht zu erstatten, und schon nach einer Viertelstunde schwang er sich wieder auf sein Roß, um ein anderes dringenderes Geschäft, das sein Herz jetzt mehr zu beschäftigen schien, abzumachen.

Auch Don Pedro Almacen war indeß mit den Seinen auf einer anderen Straße heimgekehrt in sein Haus.

Mit seiner Tochter ruhte er jetzt auf dem Divan, ihr die Abenteuer seiner Reise erzählend.

„Bald wäre ich nicht mehr heimgekehrt in deine Arme,“ sprach er, als ihre Liebkosungen endlich sich mäßigten. „Allein der Himmel hat mir unerwartet einen Retter gesendet, dessen kühnem Muthe die Erhaltung meines Lebens gelang.“

„Was ist dir begegnet?“ fragte Rosa erblaßt, und schmiegte sich inniger an den Vater.

„Ein Unfall, der mir mein Leben kosten konnte,“ erzählte Almacen. „Mich freuend der glücklich im Auftrage des Consuladas vollführten Geschäfte, und voll Sehnsucht nach der Heimat, kehrte ich mit den Meinen nach Manila zurück. Du kennst die Wälder, in denen sich unsere Suluhneger niedergelassen, mein Weg führte mich durch dieselben. Sorglos zog ich eines Mittags dahin, weit hinter meinen Begleitern, denn ich wollte mich ungestört meinen Plänen und Spekulationen überlassen. Auch mein Negrito hatte sich in Träumereien vertieft, und so kam es, daß wir weit ab vom Wege die Übrigen verloren. Zu spät erkannten wir unseren Irrthum, als scheu vor einem Abgrunde die Pferde zurückwichen, der vor uns gähnte. Erschrocken faßte der Negrito die Zügel, um die ungestümen Thiere zu bändigen, die aber brausten unaufhaltsam fort über den Rücken eines Felsens, daß jeder Augenblick den Wagen zerschmettert in die Tiefe zu stürzen drohte. — Kein Mensch war in der schauerlichen Wildniß, der uns zu helfen vermocht hätte. Was ich mit Schaudern vorausgesehen, es geschah, immer näher drängte das wildbewachsene Gestrippe

den Wagen an den Rand der Felsen, plötzlich prallte er an eine Klippe, und stürzte, von der Gewalt des Stoßes weit hinweggeschleudert, in den Abgrund. Wir waren rettungslos verloren, wenn der Himmel nicht über uns wachte, denn tief unter uns lag eine schmale Schlucht; der gräßliche Fall hätte uns zerschmettert. Allein zwischen zwei hervorragenden Zinken hatte sich der Wagen, halb zersplittert, eingeklemmt, und zum Glück rissen im nämlichen Augenblicke die Stränge, den wüthenden Pferden freien Auslauf gewährend. Da hing ich nun zwischen Himmel und Erde, durfte keine Bewegung versuchen, um mich zu retten, wenn ich nicht fürchten wollte, daß der Wagen das Gleichgewicht verlieren und aus der Klemme weichen würde. Da in der höchsten Noth sendete mir Gott den Retter. Ein Haufen Reiter, der die Schlucht durchzog, hatte unser Unglück wahrgenommen, war durch unser Hilferufen auf die Gefahr aufmerksam gemacht worden, in der wir schwebten. Im Augenblicke hatte er Halt gemacht, und schien die Mittel zu einer Rettung zu bedenken. Lange blieben die Soldaten unentschlossen, denn die Felsenwand war schroff und fast unersteiglich. Endlich warf sich der Führer selbst von dem Pferde, und kletterte mit der Gewandtheit der Angora empor zur Höhe; seinem Beispiele folgten mehre, und bald sah ich die Befreier aus so großer Noth in meiner Nähe. Mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr schwang sich der Erste über die Zacken hinauf, und faßte, auf dem Bauche liegend, mit starkem Arme meine Hand, festgeklammert mit all seiner Kraft an das glatte Gestein, bis noch jemand von den Seinen ihm zur Hilfe kommen konnte, der die

Höhe des Felsens erklimmend, Kleid und Gürtel zusammenknüpfte, um es uns als rettendes Seil zuzuwerfen. Mit unsäglicher Mühe gelang es den Edelmüthigen, mich aus der gefährlichen Lage zu befreien.“

„Und wer ist dein Retter, lieber Vater?“ fragte Rosa, die mit Entsetzen der Erzählung zugehört. „Auch ich möchte ihm so gerne für deine Erhaltung danken.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und ein Sklave meldete die Ankunft des Obersten Colina.

„Du sollst ihn im Augenblicke sehen,“ sprach Almacen, indem er vom Divan aufsprang und dem Eintretenden entgegeneilte, ihn als den Befreier aus Todesgefahr seiner Tochter vorzustellen.

Erröthend, einer Bildsäule gleich, stand das Mädchen, als sie die geliebten Züge, die sie so schmerzlich süß im Herzen bewahrt, erkannte; sie wagte es kaum, ihren Blick zu dem Manne zu erheben, der ihr jetzt doppelt theuer geworden war. Im Übermaße der Wonne rang sie vergebens nach Worten, ihm ihren Dank zu künden, der ihrem höheren Gefühle nur noch als eine kalte Formel erschien, und ihre süße Verwirrung theilte sich auch Juan mit, der in allen Zügen der Jungfrau das wortlose Geständniß der Gegenliebe las.

Almacen schien das Gefühl der Liebe nicht zu bemerken, das Beide erfüllte; seine Freude, den Retter seines Lebens in seinem Hause zu bewirthen, beschäftigte ihn zu sehr, als daß ein prüfender Blick ihm das schlecht verhehlte Geheimniß hätte offenbaren sollen, das Beide mit so unaussprechlicher Wonne erfüllte. Erst beim Anbruche des Abends schied Juan in seliger Trunkenheit der ersten

entdeckten und erhörten Liebe von Almacen und seiner Tochter, und eilte nach Cavite hinaus, um seinem ehrwürdigen Oheim Felippe sein unerwartetes Glück mitzutheilen. Mit kaum verhehltem Kummer hörte dieser seine Erzählung. „Du hast einen hohen Anspruch auf die Dankbarkeit Almacens," hub er nach tiefem Nachdenken an, als Juan geendet hatte. „Erwarte von ihr Alles, fordere jeden Lohn von ihm, und er wird deinen leisesten Wunsch gewähren. Allein, dennoch fürchte ich, daß er nur mit Unwillen die Bitte um die Hand seiner Tochter erhören wird, denn ich kenne seine Grundsätze. Er hält Reichthum für das größte Glück der Erde, und diese Meinung ist es, welche dir Rosas Hand verweigern wird."

„Ihr macht mich trostlos," versetzte Juan, und senkte den Blick düster zur Erde nieder. „Jetzt, nachdem ich weiß, daß sie mich liebt, nachdem ich es so klar in ihrem ganzen Wesen las, jetzt würde ich ihren Verlust nicht ertragen können."

„Hoffe das Beste, mein Sohn! — aber sieh mit männlicher Fassung auch dem Schlimmsten entgegen," ermahnte Felippe, „Almacen will das Glück seiner Tochter gründen, deshalb wird er sie nur einem Reichen zur Gattin geben."

„Und wenn ihm Rosa vorstellt, daß sie mit keinem andern glücklich sein könne, als mit dem armen Juan," fragte Colina, „wird er ihren Bitten widerstehen können, wenn er sie wahrhaft liebt?"

„Willst du so unedel sein, und ein Gefühl in dem Herzen der Arglosen nähren, das sie nur unglücklich machen kann?" warf Felippe ein. „Siehe, Rosa ist jung,

leicht empfänglich, jedem Eindrucke offen ist ihr Herz. Eine Leidenschaft hat ihren harmlosen Sinn beschlichen, und sie ist das Einzige, was sie jetzt beschäftiget. Dein Erscheinen hat sie erhöht, die Dankbarkeit für den ihrem Vater erwiesenen Dienst nährt sie immer mehr — und was soll aus dem Mädchen werden, wenn ihren Wünschen, deinen Hoffnungen Almacens Grundsätze feindlich entgegentreten? Du bist der Starke — mancher Sturm des Lebens ist an dir vorbeigezogen, du hast ihn unerschüttert bestanden — hast dich hochherzig gezeigt in Gefahr, und kräftig als Mann, und jetzt wolltest du dein ganzes früheres Leben durch eine unedle That Lügen strafen? der, den nichts erschüttert, was von Außen ihn bedrohte, wollte einer Leidenschaft, wollte sich selbst erliegen?“

Juan schwieg düster, ungestüm wogte seine Brust, seine Seele kämpfte mit Entschlüssen sieglos, zaghaft, der Allgewalt des Herzens erliegend. „Sei stark mein Sohn, in dem Bewußsein, daß du edel handelst, „fuhr der Greis fort. „Die Zeit wird deine Wunden heilen, die der Gram dir schlug, sanfter wird jeder Tag des Schmerzes Erinnerung in dir wecken, und die erhöhte Achtung vor dir selbst, deines Sieges Lohn, lindernden Balsam in dein Herz gießen.“

„Und Rosa?“ versetzte Juan schmerzlich. „Sie liebt mich, und soll so schnell verlieren und vergessen?“

„Noch kann die Leidenschaft nicht so fest gewurzelt sein in ihrem Herzen,“ entgegnete der Greis. „Sie wird sich endlich in ihr Schicksal fügen. Darum versprich mir, die Flamme nicht zu nähren, die jetzt in ihrem Busen brennt.“

Unentschlossen stand Juan noch lange. Gefaßt bot er endlich seinem Oheim die Rechte. „Ich will kämpfen gegen mich selbst," sprach er, „was meine Kraft vermag, will ich aufbieten, um den Sieg zu erringen, allein, wenn ich erliege, wenn ich fruchtlos ringe, so wolle mir's Gott verzeihen. Warum hat dieser Säbelhieb mich bei Trafalgar nicht todt an der Seite meines Admirals niedergestreckt, ich hätte vieles Wehe nicht erfahren, vielen Schmerz erspart."

Düster und trostlos verließ er seinen Oheim und kehrte nach der Stadt zurück, seinem Pferde freies Spiel lassend, und es kaum bemerkend, daß schon die Mitternachtstunde Luçon in ihren Schattenmantel hüllte, als er in Manila anlangte.

10.

Auch Rosa hatte eine schlummerlose Nacht verlebt. Er war ihr ja nahe gewesen, sie hatte den Ton seiner Stimme gehört, hatte in seinem Auge gelesen, und Seligkeit aus seinem Blicke getrunken. Wie war es jetzt so ganz anders in ihrem Herzen, als da er ihr noch fern weilte, da sie sich noch von ihm zurückgesetzt wähnte, dem sie vom ersten Anblicke schon so gewogen war. Sie wußte jetzt, daß sie liebte, in den wenigen Stunden ihres Beisammenseins mit ihm hatte sie ja so vieles erfahren, was sie über ihr Gefühl belehren mußte. Nur ein Gedanke fiel drückend auf ihr Herz — der Gedanke an Diegos Werbung. Und doch wagte sie es nicht, ihren Vater davon in Kenntniß zu setzen, schien ja auch Colinas Liebe ihr ein mächtiger Schutz gegen den Schwärmer, der seiner Leidenschaft kaum Grenzen zu setzen wußte.

Nachdenkend, mit gemischten Gefühlen, lustwandelte sie jetzt in der würzigen Kühle des Gartens, grüßte jede Blume als ihre Schwester, und flüsterte jeder das süße Geheimniß ihres Busens zu. So vertieft in Gedanken, bemerkte sie es nicht, als Juan an ihre Seite trat. Er hatte sie noch einmal sehen, noch einmal zeugenlos mit ihr reden, und dann den Admiral um die Bewilligung zur Rückkehr nach Spanien bitten wollen, zu der sich die Flotille bereits zu rüsten begann. Rosa schrak freudig überrascht zusammen, als sie den, von dem sie so eben geträumt, vor sich erblickte.

„Seid mir willkommen, Sennor!“ sprach sie, als der erste frohe Schreck der Überraschung sich gelegt; „doch wie — ihr seid so blaß, scheint so unruhig,“ fuhr sie fort, als sie ihm vertraulich in das Antlitz blickte. „Seid Ihr krank, oder ist Euch ein Unfall begegnet?

„Das nicht, Sennora,“ erwiederte Juan, „die Stunde des Abschieds von Luçon liegt mir am Herzen. Schon liegen unsere Schiffe segelfertig im Hafen von Cavite — noch acht Tage, und ich kehre in mein Vaterland zurück.“

„Unmöglich!“ rief Rosa erbleichend, und sich selbst vergessend, fuhr sie fort: „Ihr könntet mich so schnell verlassen, Juan?“

„Ich muß,“ seufzte Colina und rang nach Fassung; denn des Mädchens Geständniß hatte alle die Vorsätze erschüttert, die er auf Felippes Zureden gefaßt. „Eine heilige Pflicht fordert meine Rückkehr, — mein Verhängniß reißt mich von allem los, was mir theuer ist.“

„Wenn ich Euch theuer wäre,“ lispelte Rosa und

senkte verschämt ihr Antlitz auf den Busen. „Ach Ihr würdet nicht fliehen von Luçon, um mich allein zu lassen, als eine Fremde auf heimischem Boden. Seht," fuhr sie nach einer Pause fort, „wenn Ihr dahin zieht nach dem fernen Spanien, und ich Euch nachsehe von dem Hafen, wie Euer Schiff verschwindet auf den blauen Wogen, und Euch meine Grüße nachsende, bis das letzte Segel niedertaucht in der Ferne, dann wird auch mein Herz Euch nachfliegen in Euer Vaterland und meine Sehnsucht, und ich werde träumen von Spanien und darüber die Heimat vergessen."

„Vergeßt mich!" bat Juan tief ergriffen.

„Ihr liebt mich also nicht?" seufzte Rosa, und preßte schmerzlich ihre Hand an die Brust, „habt vielleicht ein anderes Wesen daheim, dem Euer Herz gehört?"

„Glaubt das, wenn es Euch beruhigen, wenn es Euch trösten kann," erwiederte Juan mit dumpfer gebrochener Stimme.

„Das wäre mein Tod," stöhnte Rosa, und verhüllte weinend ihr Gesicht. Da konnte der Gefolterte sich länger nicht halten — zu hart war die Probe, die er sich selbst auferlegt, an der Allgewalt der Liebe brach wie Binsen seine Kraft, vergessen war Felippes Mahnung. Der Strenge hatte ja nie geliebt, sonst hätte er einem Menschenherzen nicht das Unmögliche auferlegen können. — Überwältigt von der entfesselten Leidenschaft, von Liebe und Mitleid gedrängt, sank er zu Rosas Füßen nieder. „Nein, du sollst nicht sterben!" rief er glühend. „Wisse, ich bin frei, nichts fesselt mich an meine Heimat, und Luçon war der Ort, wo ich den Himmel suchen wollte, noch ehe ich dir in das Auge geblickt."

„Und doch wolltest du fliehen, wolltest mich verlassen," lispelte verschämt die Jungfrau und drückte ihr Haupt an seine Brust.

„Ich hätte mein Herz zurückgelassen, um meine Ruhe zu retten, und das stolze Bewußtsein meiner Brust," entgegnete verdüstert Colina. „Nur dein Schmerz entreißt mir das Geständniß, daß ich dich unaussprechlich liebe. Du hättest es nie erfahren sollen."

„Warum nicht?" fragte Rosa zweifelnd. „Nun du mir gesagt, daß du mich liebst, bin ich ja so ganz glücklich, und hast du das nicht gewollt? Was fürchtest du noch?"

„Den Zwang der Verhältnisse," versetzte Juan. „Ich hätte dir gerne die Trennung erleichtert, „du hättest mich ohne mein Geständniß vielleicht früher vergessen."

„Wer spricht noch von Trennung," warf Rosa ein, „bist du nicht frei, liegt die Rückkehr nach Spanien nicht nur in deinem Willen?"

„Das wohl," entgegnete Colina, „allein nie kannst du die Meine werden, denn ich bin arm — mein einziger Reichthum ist meine Ehre und das stolze Bewußtsein meiner Brust, das ich mir durch Jahre lange Leiden erkauft. Dein Vater wird den armen Obersten Colina nie zu seinem Eidam wählen."

„Mein Vater ist gut, und will mein Glück!" warf Rosa ein, „darum verzage nicht. Ich will noch heute mit ihm reden, daß er dich nicht scheiden läßt von mir."

„Das ja nicht," bat Juan ängstlich. „Laß mich erst seinen Sinn erforschen."

„In acht Tagen segelt die Flotille aus dem Hafen, die Zeit ist kurz," warf besorgt das Mädchen ein.

„Ich bleibe auf Luçon," versetzte entschlossen Colina. „Mag es auch enden wie es will, ich verlasse die Insel nicht."

Noch lange plauderten in einer Laube hingegossen die Glücklichen von ihrer Liebe, bis ein Sklave die Herrin zum Vater rief. Juan schied in seliger Betäubung, Hoffnung und Zweifel in der Brust, so glücklich, und doch so unzufrieden mit sich selbst.

Almacen empfing Rosa aufgeregt und unmuthig. „Dein Herz scheint das Vertrauen zu mir verloren zu haben," sprach er, „daß du mir Dinge verschweigst, die den mächtigsten Einfluß auf deine Zukunft haben, und mich dadurch in meiner Sorge um dich beirrst."

Rosa erblaßte. Sollte Colinas Ahnung sich so schnell erfüllen? Was war vorgegangen, das den Vater so verstimmte?

Ruhiger und gemäßigter fuhr Almacen fort: „So eben hat mich der Sohn des gewesenen General-Kapitäns verlassen, der um deine Hand bei mir warb. Er will von dir die Erlaubniß erhalten haben, sich an mich zu wenden. Sprich die Wahrheit."

Rosa erzählte offen den ganzen Vorfall mit Don Diego. „Ihr habt doch nicht eingewilligt?" schloß sie, und hing mit ängstlichen Blicken an des Vaters Munde.

„Nein," entgegnete kurz und bestimmt Almacen. „Don Diego mag immerhin nach Spanien zurückkehren ohne dich; nie soll sein übermächtiges Geschlecht die Mißheirath des Unbesonnenen an dir rächen. Ich will dich besser versorgen. Allein ich hoffe auch, daß du meinen Wünschen nicht widerstreben wirst. Ich habe dir

einen Bräutigam gewählt, dessen glänzende Lage dir deine Zukunft sichert, die sein gutes Herz dir heiter und glücklich machen wird.“

Rosa bebte, zu schrecklich war das Erwachen aus ihrem schönen Wahne, in dem sie an gar kein Hinderniß ihrer Vereinigung mit Colina gedacht hatte. Sprachlos harrte sie dem Schicksalsworte aus dem Munde ihres Vaters entgegen, das sie, ihre Ahnung sagte ihr's, vernichten sollte.

Almacen aber fuhr ruhig fort. „Du weißt, in welcher engen Verbindung ich schon seit Jahren mit Uan-Fan, dem reichen chinesischen Wechsler in Cavite, lebe. Er hat schon seit langer Zeit für seinen Sohn Tsao-Fan um dich geworben, der, wenn auch kein Urbild der Schönheit, dennoch ganz der Mann ist, der dich glücklich machen kann. Deshalb bereite dich auf die Verlobung vor, die ich wegen Don Diegos Werbung beschleunigen muß. Tsao-Fan nennt dich übermorgen seine Braut.“

Rosa hatte kein Wort der Entgegnung, zu sehr hatte sie der Gedanke verletzt, mit ihrem für den edlen Juan glühenden Herzen die Gattin des häßlichen Chinesen werden zu müssen. Ihr Vater hatte so bestimmt, so fest, ja beinahe mit Härte seinen Willen ausgesprochen, daß wenigstens für den Augenblick ein Widerspruch nicht rathsam schien. Zudem wollte sie ohne Colinas Rath, auf den sie jetzt alles baute, nichts thun, um das Geheimniß ihrer Liebe zu enthüllen, und vielleicht durch ihr Flehen diese Entscheidung ihres künftigen Looses zu verzögern oder ganz aufzuheben.

Ruhig scheinend im Äußeren, aber vernichtet im

Herzen, eilte sie auf ihr Zimmer, um sich von dem unerwarteten Schlage zu erholen, und den Geliebten von allem zu unterrichten.

11.

Einem Wahnsinnigen gleich im Gefühle vereitelter Hoffnungen, hatte Diego das Haus Almacens verlassen. Wüthende Eifersucht folterte seine Seele, und trieb ihn hinaus in das Freie. Jene Unterredung mit Rosa quälte ihn jetzt als giftiger Spott; ein schadenfroher, demüthigender Hohn schien ihm darin zu liegen, daß sie ihm die Erlaubniß ertheilt, bei Almacen um sie werben zu dürfen; vor seine Seele drängte sich wieder das Bild des Spaniers, den er am Hafen in Blickwechsel mit Rosa beobachtet, nur ihm hielt er bei Almacens unbestimmten Ausflüchten für den Begünstigten, und schwur ihn aufzusuchen und an ihm die Qual dieser Stunde zu rächen. Aus seinem tiefen Brüten störte ihn das Vorübereilen eines Negrito, der, als er ihn erblickte, stehen blieb, ihn lange betrachtete, und endlich, als er seine Züge erkannte, mit einem Zettel auf ihn zutrat. „Sennor," fragte er, „gehört an Euch dies Papier von meiner Sennora Rosa?" Diego hatte schnell den ehemaligen Sklaven Almacens erkannt, willkommen schien ihm die Gelegenheit, sich Gewißheit über eine Ahnung verschaffen zu können, die ihn bereits zum Wahnsinne gebracht, und mit einer kurzen Bejahung auf Cur-Ragels Frage langte er nach dem Zettel. Schnell durchflog er seinen Inhalt mit wechselnden Gefühlen, bald Todesbläße auf den Wangen, bald wilde Glut. Rosa schrieb:

„Deine Ahnung hat sich bestätiget. Mein Vater denkt „mich schon übermorgen zu verloben, weil Don Diego, „den er haßt, um mich geworben. Noch habe ich meine „Liebe zu dir nicht entdeckt. Ich harre rathlos und mit „Thränen auf eine Unterredung mit Dir, und werde Dich, „während mein Vater auf dem Ilmedo weilt, im Garten „erwarten.“

„Ich werde kommen,“ sprach Diego, indem er mit kaum bezähmter Wuth das Papier zusammendrückte. „Sage deiner Gebieterin, daß ich gewiß erscheinen werde, sobald die Abendglocke von der Kathedrale ruft.“

Mit diesen Worten stürzte er fort, um ungesehen von dem befremdeten Negrito seinem Groll freien Ausbruch zu gewähren.

Cur=Nagel aber schritt langsam den schattigen Platanengang hinab, seiner Gebieterin die Antwort zu bringen. Zwar hatte ihn Diegos Bewegung beim Lesen des Briefes befremdet — allein auch Rosa hatte ihm in seltsamer Aufregung das Papier übergeben, und ohne seinen Mißgriff zu ahnen, zollte er vielmehr der Verehrten die innigste Theilnahme, weil er aus allem schloß, daß etwas sie sehr Betrübendes vorgegangen sein müsse. Daß sich ein Anderer, als Don Colina, des Schreibens bemächtigt habe, argwohnte er nicht — hatte doch Diego bei Erblickung des Briefes so bekannt gethan, als ob er ihn bereits erwartet, auch war er in Colinas Wohnung nach diesem einsamen Spaziergange gewiesen worden, um den Gesuchten zu finden, den er beim ersten Anblicke schon als den erkannte, welchen er bereits bei seiner Sennora gesehen. So arglos schlenderte er seines Weges da=

hin, nicht achtend, was um ihn vorging, blos seinen Gedanken hingegeben, als er sich plötzlich an der Schulter erfaßt fühlte. Erschrocken fuhr er zusammen, doch wüthend rollte sein Blick, als ihn Gestalt und Uniform des Fremden an den erinnerte, der ihn an dem beabsichtigten Morde Tsao-Fans verhindert, und ihn verstümmelt hatte. „Was wollt Ihr von mir?“ kreischte er, und seine Hand zuckte unwillkürlich nach der Brust, wo er sonst den drohenden Kris verborgen hatte.

„Keine Bewegung, Schurke! oder ich schmettere dich nieder,“ donnerte Colina. „Ich habe dich lange gesucht, um dich der Rache zu übergeben, der du einmal entronnen warst.“

„Gnade, Sennor!“ stöhnte plötzlich eingeschüchtert der Papua, und warf sich zu Colinas Füßen nieder. „Ich habe gebüßt für meinen Frevel, den ich in dem Wahne meines Heidenthumes begehen wollte, da seht mein verstümmeltes Gesicht, das mich ewig an mein Unrecht mahnen wird. Auch meine Herrin, und Euer Gott hat mir verziehen durch den Mund des ehrwürdigen Felippe.“

„Felippe?“ rief Colina überrascht.

„Ja, der Pfarrer von Cavite!“ entgegnete Cur-Nagel zerknirscht.

„Meine Herrin sandte mich zu ihm, daß er von mir nehme die Blindheit und mir zeige das Sonnenlicht des sanften Christenglaubens. Darum vergebt auch Ihr, was selbst Euer Gott vergab bei meiner Reue. Auch meine Herrin wird Euch's danken, daß Ihr den treuen Cur-Nagel verschont.“

„Du dienst wieder in Almacens Hause?“ fragte gespannt Colina.

„Nicht mehr als Sklave, sondern freiwillig der sanften Herrin, die stets befehlen kann über mich und über den letzten Hauch meines Lebens,“ versetzte der Negrito. „Ich eile ja so eben von einer Sendung für sie zu ihr zurück.“

„Dann grüße die Herrin von mir, und sage, daß ich ihrer gedenke,“ sprach Juan, und befahl dem Sklaven, sich von der Erde zu erheben. „Ich bin der Oberst Juan de Colina, der ihr verpflichtet ist.“

„O, dann habe ich ein neues Verbrechen begangen,“ jammerte der Mohr, „Ich habe wieder gefrevelt an meiner sanften Sennora und an Euch.“

„Du sprichst im Wahnsinne, deine Kopfwunde macht dich rasend,“ versetzte betroffen der Oberst.

„Ach nein!“ erwiederte Cur-Nagel, „ich bin ein Verworfener, ich weiß meine Schuld. An Euch — an den Obersten Colina war das Schreiben, und ich gab es einem Andern!“

„Was? einem Fremden meinen Brief?“ fuhr Juan auf. — Cur-Nagel erzählte den ganzen Vorfall, und Grabesbläße bedeckte Colinas Wangen.

„Was war der Inhalt des Schreibens?“ fragte er endlich gesammelt.

„Den weiß ich nicht,“ versetzte der Mohr. „Ich weiß nur, daß mir meine Sennora den Brief in großer Bewegung und Unruhe übergab; sie hatte geweint, und auch das Papier war feucht von Thränen. Die Antwort des Fremden aber weiß ich. Ich solle meiner Herrin sa-

gen, befahl er, daß er gewiß erscheinen werde, sobald die Abendglocke von der Kathedrale ruft."

„Auch ich werde erscheinen," entgegnete Juan. „Sage deiner Herrin Alles, was vorgefallen, — eile, schon bricht der Abend an. Wer auch immer deinen Irrthum benützen will, ich werde ihr nahe sein."

„Dann danke ich dem Himmel, der mich zu Euch geführt," sprach Cur-Nagel, küßte Colinas Hand in dankbarer Freude, daß er sich zum Schutze seiner geliebten Herrin angeboten, und eilte gleich der flüchtigen Gazelle von dannen. Langsam und düster folgte Colina dem Enteilenden.

12.

Auf dem Ilmedo drängten sich schon die Spaziergänger und Equipagen im lauten fröhlichen Gewühle. Auch Almacen fuhr, behaglich auf die Sammtkissen seines Wagens hingedehnt, die glimmende Cigarre im Munde, unter den Übrigen. Rosa war daheim geblieben, weil sie die Vorbereitung zu ihrer Verlobung vorgeschützt, und Almacen, erfreut, daß sie seiner Bestimmung so gar nichts entgegensetzte, hatte gerne dazu die Einwilligung gegeben. Einige der angesehensten Kaufleute drängten sich jetzt zu ihm, um von dem Erfolge seiner Reise nach Pampanga Nachricht einzuziehen.

Die Sonne war eben untergegangen, die in den südlichen Zonen so kurze Dämmerung wich bereits den tiefen Schatten der Nacht, und nur das heitere Licht der Sterne verklärte die herrliche Schöpfung der Philippinen.

Rosa harrte in einer duftigen Veranda des Gartens mit ängstlicher Ungeduld auf die Rückkehr Eur-Ragels, der noch immer säumte. Da huschten rasche Tritte herab durch die düsteren Gänge, und eine Gestalt lag zu ihren Füßen.

„Kömmst du endlich, Juan!“ lispelte Rosa und ängstlich klopfte ihr Herz.

„Vergebt, daß ich den Irrthum Eures Sklaven benützend, hieher geeilt bin, um Euch den Schmerz meiner hoffnungslosen Liebe noch einmal zu klagen,“ sprach der Fremde.

„Um Gotteswillen, Diego!“ rief erstarrt die Erschrockene. „Ihr wagt es noch —“

„Ich habe nichts mehr zu wagen, nichts mehr zu verlieren,“ entgegnete Diego. „Eures Vaters Ausspruch hat mich vernichtet, doch glaubt nicht, daß ich es dulden werde, Euch als die Braut eines Andern zu sehen, den ich hasse, den ich vernichten könnte in meiner Verzweiflung. Ich war rasend, als ich Eures Vaters Antwort auf meine Werbung vernahm — und doch hielt ich sie noch für eine Grille von ihm. Euer Brief, den der Zufall mir in die Hand gespielt, hat mich besser belehrt. Nicht er haßt mich, wie Ihr schreibt, Ihr, Ihr habt das Ganze angesponnen, und ich triumphire, daß das Schicksal mir die Hand zur Rache bietet.“

„Um Gotteswillen, Diego!“ bat entsetzt die Gefolterte.

„Ihr seid in meiner Hand,“ fuhr der Gereizte knirschend fort. „Eure Verlobung will ich nicht hindern, sie bindet Euch an einen ungeliebten Mann. Doch den, der

mir Euer Herz gestohlen, den will ich vernichten, und ganz Luçon soll erfahren, daß Don Diego nicht ungestraft sich höhnen läßt."

„Wahnsinniger!" kreischte Rosa, und wendete sich entsetzt von dem Glühenden. „Fliehet, ehe ich nach Leuten rufe."

„Den Obersten Colina hättet Ihr wohl nicht so von Euch gewiesen?" höhnte Diego. „Was kann ich dafür, daß mich gerade das Schicksal in Euer Geheimniß einweihte? was kann ich dafür, daß ich die Gelegenheit benutzte, mich bei Eurem Stelldichein statt dem Erwarteten einzufinden? O fahret nicht so unwillig auf, es nützt Euch nichts — ich will mich noch laben an Eurer Angst, und mich freuen, daß ich Euch diese Stunde verbittern konnte. Bleibt!" fuhr er donnernd fort, als Rosa sich von ihm losringend, zu entfliehen suchte, und schleuderte die Ohnmächtige auf ihren Sitz zurück.

Da ergriff Colinas gewaltige Hand den Rasenden und warf ihn weit hinweg, während Cur=Nagel der leblosen Gebieterin zu Hilfe eilte.

Wuthschäumend raffte sich der Gefallene empor. „Das sollst du mir büßen!" zischte er, und drang auf Colina ein, der kalt und gelassen seinem Anlauf sich entgegenstellte. „Schämt Euch," sprach er, „und berücksichtigt die Ehre Eures Hauses — nicht daß Ihr in blinder Raserei sie mit Füßen tretet."

„Ich will Genugthuung," kreischte Diego fast athemlos.

„Ihr sollt sie haben, wie sie ein Mann Euch geben kann!" versetzte Colina. „Wenn Ihr ruhiger geworden,

dann kommt zu mir, doch jetzt entfernt Euch, denn die Ohnmächtige bedarf unseres Beistandes.“

„Keinen Augenblick Aufschub!“ rief Diego, „folgt mir!“

Besorgt um Rosa, und Alles von dem Aufgeregten fürchtend, überließ Colina die Ohnmächtige der Sorgfalt des treuen Sklaven, der sie sanft nach dem Hause zurückbegleitete, und eilte mit Diego fort, ihn durch ernsten Zuspruch besänftigend. „Ihr handelt wie ein Thor, der in seiner Armuth dem Schachte zürnt, weil der Zufall in ihm unschätzbare Reichthümer aufgehäuft,“ sprach er. „Ihr haßt mich wegen Rosas Liebe zu mir, und weil es Euch nicht gelang, ihr Herz zu fesseln. Bei Gott, Ihr thut sehr Unrecht. Aus Spanien segelte ich hieher, um die Ruhe zu suchen, die mein Vaterland mir nicht bot. Der erste Augenblick, in dem mein Fuß die Küste betrat, belehrte mich, daß ich sie auch hier nicht finden werde, denn ich sah die Herrliche und ein nie gekanntes Sehnen füllte meine Brust. Ein Zufall ließ mich ihrem Vater einen Dienst erweisen, das führte mich in ihr Haus, erst da bemerkte ich, daß sie auch für mich empfand, und wiegte mich in Träume des Glückes, des einzigen Glückes, das mir noch lächelte, denn Rosa ist ein Engel. Und doch wollte ich von Luçon fliehen, wollte zurückkehren in mein Vaterland, in dem mir keine Freude blüht, weil ich die Unmöglichkeit sah, sie je ganz zu erringen. Und Ihr, der nicht heftiger empfinden, der sie nicht mehr lieben kann, als ich, Ihr raset gegen sie, gegen mich, den so wie Euch eine hoffnungslose Leidenschaft verzehrt.“

„Ihr seid der Glückliche, der Begünstigte,“ warf

Diego gemäßigter, doch klagend ein. „Mich hat sie von sich gestoßen.“

„Glaubt Ihr nicht, daß gerade ihre Gegenliebe mich unglücklicher macht?“ erwiederte Juan. „O wenn ich mich gehaßt wüßte von ihr, ich wollte gerne scheiden und ruhig mein Schicksal tragen. Allein so wird auch sie in hoffnungsloser Sehnsucht verblühen, mein Bild im Herzen, und das Bewußtsein wird mich niederschmettern, daß mein Erscheinen ihre Ruhe vergiftet. Dieses nagende Bewußtsein nehme ich nach Spanien zurück.“

„Ihr seid ein edler Mann,“ sprach Diego zerknirscht, und faßte mit Rührung Colinas Hand. „Könnt Ihr meinem Wahnsinne vergeben?“

„Gerne!“ versetzte Juan, „doch nur, wenn Ihr männlich Euer Schicksal tragt, und wieder gut macht, was Ihr durch Euer Ungestüm heute an der Herrlichen verschuldet.“

„Wird sie mir je vergeben können?“ fragte Diego.

„Sie wird es, denn sie ist ein Engel, der keinen Groll zu nähren vermag,“ tröstete Colina. „Doch Ihr habt einen Brief an mich empfangen; der Irrthum des Überbringers gab ihn in Eure Hände.“

„Hier ist er,“ versetzte Diego, indem er das Papier aus seiner Brust zog, und es an Juan überreichte.

Dieser las, immer düsterer werdend. — „Die Arme!“ sprach er endlich. „So schnell sieht sie meine Ahnung erfüllt, und ich kann nichts thun, um sie von einer aufgedrungenen Verbindung mit einem Andern zu retten. So will ich sie wenigstens trösten, will ihren Muth beleben, sich in das Unabwendbare zu fügen. Dann kehre ich nach

dem Vaterlande zurück, ärmer als ich es verließ, denn damals wohnte noch der Friede in meiner Brust.“

„So werdet mein Freund,“ bat Diego in theilnehmender Rührung. „Wir trauern dann mit einander um die Lotosblume von Manila, einst das höchste Ziel unserer Wünsche, durch ein hartes Verhängniß für uns verloren auf immer, und kürzen uns die Stunden auf unserer Fahrt durch die Erinnerung an sie.“

Gerührt sank er mit diesen Worten an Colinas Brust, der düster in wortloser Verzweiflung seine Umarmung erwiederte. Der Himmel aber sah hernieder mit seinen Millionen Sternen auf den Bund, den die Qual hoffnungsloser Liebe in zwei Herzen schloß, die mit so verschiedenen Gefühlen einer Leidenschaft erlagen — nicht segnend blickte er herab, und wie eine Ahnung rauschte vom Meere herüber ein Windstoß, in Wolken von Staub die Unglücksfreunde hüllend.

13.

Das Haus Uan-Fans in Cavite prangte im magischen Schimmer von tausend bunten Papierlampen, und leuchtete weit hinaus über den Hafen, eine bewunderte Erscheinung den spanischen Schiffen, die segelfertig auf der Höhe des Meeres der nahen Abfahrt entgegenharrten. Im wogenden Gewühle strömten die Bewohner der Hafenstadt herbei, um das Fest zu sehen, das der reiche Chinese zur Verlobung seines Sohnes gab. — Glänzende Equipagen brachten die zahllos geladenen Gäste, und Tsao-Fan triefte schon von Schweiß, weil des Empfangens und Bewillkommens gar kein Ende

war. Allein noch immer war die Braut nicht erschienen.

Einer welkenden Lilie gleich saß sie daheim, die letzte Stunde ihres Glückes an Juans Seite zu verträumen. Sie hatte ihrem Vater Alles gestanden, hatte ihn beschworen, sie nicht seinem Willen aufzuopfern, Almacen war unbeweglich geblieben; hartnäckig an seinem Vorurtheile hängend, daß nur Reichthum glücklich machen könne, hatte er all' ihre Bitten verworfen, wie gern er auch dem Retter seines Lebens sonst seinen unbegrenzten Dank bewiesen hätte. Auf Colinas Bitten, dem Rosa durch ihren treuen Cur-Nagel Alles berichtete, war Felippe ihr Tröster geworden, und hatte ihr Gemüth zu frommer Ergebung, zu kindlicher Fügung in den Willen des Vaters gestimmt. Nur eine Bitte, die letzte hatte sie an ihren Vater gewagt — um Colinas Gegenwart bei ihrer Verlobung, und hatte mit festem Sinne darauf beharrt, wie sehr auch sein Zureden und Felippes Ermahnungen ihr das Unschickliche ihres Begehrens vorstellten, wie sehr sie auch selbst fühlte, daß des Geliebten Herz, wenn er ihre Bitte erfüllen wollte, dabei brechen müsse. Allein sie hatte ja in dieser trüben Stunde kein einziges theures Wesen auf der Welt, dessen Nähe sie ermuthigen und erheben konnte, als ihn. Er ist stark und edel und seine Fassung wird auch meine schwache Kraft stärken — ich werde von ihm lernen, wie ich mein Herz ersticken soll. Almacen mußte nachgeben, und Colina war von Felippe im Auftrage Rosas eingeladen erschienen. Der ehrwürdige Greis hatte ernste, salbungsvolle Worte zu seinem Neffen gesprochen, mit anscheinender Ruhe,

jedoch still trauernd, erschien er daher vor Rosa, fest entschlossen, wie sie es von ihm gehofft, durch sein Beispiel ihren Muth zu stärken.

„Ich komme, weil Ihr es gewollt, Sennora," sprach er, als Rosa ihm jammernd an den Hals flog. „Gebe es der Himmel, daß Euch durch meinen Beistand der schwere Schritt leichter werde, den Ihr thun müßt. Ich war gefaßt, Euch zu verlieren."

„Nicht mein Herz, nur meine Hand," schluchzte Rosa, und barg ihr Angesicht an seiner Brust.

„Vergeßt mich und den kurzen Traum, den Ihr geträumt," versetzte Juan. „Die Zeit wird verrauschen, sanfter wird Euer Kummer werden, und erst dann, wenn Ihr wieder ganz ruhig geworden seid, dann möge in einsamen Stunden ein leises Lüftchen Euch meinen fernen Gruß zuflüstern, und die Thränen der sanften Wehmuth von Euren Wimpern küssen. Ich leiste Euch heute den letzten Dienst meiner Liebe — morgen trägt mich der Caballero nach dem Vaterlande zurück."

„Ihr schwurt auf Luçon zu bleiben, bis ich Euch Eures Eides entbinde," mahnte Rosa. „Reißt Euch nicht so schnell los von mir, laßt mir noch länger Euer Bild — es wird mir die ersten Tage an der Seite des ungeliebten Gatten erleichtern."

„Ihr baut zu viel auf meine Kraft!" versetzte Colina. „Fast begehrt Ihr das Unmögliche."

„An Eurer Stärke wollte ich die meine beleben," seufzte Rosa. „Ich hätte mich also doch geirrt."

„Das sollt Ihr nicht," erwiederte Juan. „Euch würde ich das schwerste Opfer bringen, darum folge ich

Euch zu Eurer Verlobung. Mehr kann ich nicht, denn mit dem nächsten Morgen erwartet mich der Admiral.“

In Tsao-Fans Herzen war indeß eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Mitten aus den Träumen seines Brautstandes hatte ihn eine Erscheinung aufgeschreckt, die eine gräßliche Erinnerung in seinem Herzen erweckte. Noch zitternd ob dem Vorgefallenen, erschien er nach langer Abwesenheit unter den versammelten Gästen, und sah mit ängstlicher Verlegenheit der Ankunft seiner Braut entgegen. Auch Uan-Fan, sein Vater, dem sich der Jüngling vertraut hatte, theilte seine Unruhe, und ein Kampf von Gefühlen und Entschlüssen schien seine Brust zu beengen. Mit Befremden gewahrten alle die auffallende Veränderung in dem Benehmen ihres Wirthes und des Bräutigams, und wußten sich die Ursache nicht zu erklären. Auf der Straße von Cavite nach Manila aber eilte durch die wogenden Schaaren der Neugierigen, fast athemlos, ein Negrito dem Wagen Almacens entgegen, der eben mit der bangen Braut heraneilte, und unbemerkt von den Darinsitzenden, schwang sich der Schwarze rasch, ohne den Lauf der Pferde zu unterbrechen, auf den Sitz neben den Führer, der bereitwillig Platz machte, als er Cur-Ragel erkannte.

So stark sich auch Rosa wähnen mochte, dennoch sank sie in die Knie, als der laute Jubel der Gäste, gemischt mit den Äußerungen der Bewunderung unter den Gaffenden, die Angekommenen empfing, und Tsao-Fan ihr mit einem fast widerlichen Lächeln den Arm bot, um ihr aus dem Wagen zu helfen. Doch gefaßt und Colina stets im Auge behaltend, der mit ruhiger Geberde den

Schmerz verhüllte, schritt sie an des Chinesen Seite in den hell erleuchteten Saal, in dem sie Felippe empfing.

„Seid mir gesegnet, Ihr Blüten aus dem gesegneten Stamme Eurer Ahnen," sprach feierlich der Greis, während Tsao-Fan mit Rosa vor ihm knieten, und die Übrigen sich um die Gruppe schaarten. „Des Himmels Gnade fülle Eure Brust in dieser Stunde, in der ich Euch vereinen soll, damit die heilige Kirche segne den Bund Eurer Herzen für das ganze Leben."

„Für das ganze Leben," kreischte Rosa, von des Priesters ernsten Worten durchschauert, und sank ohnmächtig an Tsao-Fans Seite nieder.

Colina stürzte erschüttert hinzu, mit kräftigen Armen die Leblose aufraffend, und ein dumpfes Murren durchflog die Reihen der Gäste. Mit rollenden Blicken stand Almacen, doch Uan-Fan trat ernst und fast wehmüthig dem Grollenden näher.

„Mache dein Kind glücklich nach ihrem Wunsche," sprach er herzlich, und drückte die Hand des Erstarrten. „Vor wenig Augenblicken habe ich ihre Liebe zu jenem Manne erfahren, dem mein Sohn hohen Dank schuldet. Er hat ihn aus Todesnoth gerettet, und dankbar dafür entsagt er seinen Ansprüchen auf Rosas Hand, die dein Wort ihm sicherte."

„Nimmermehr," zürnte Almacen. „Soll ich ein Spott vor Allen werden, wenn ich in diesem Spiele eine Rolle übernehme. Das hättet Ihr mir ersparen können, Uan-Fan, den ich sonst Freund genannt. Eurem Sohne hatte ich mein Kind bestimmt," fuhr er heftiger fort. „Er tritt zurück, und Ihr verschmäht die Schwä-

gerschaft mit Pedro Almacen — nun gut — ich kehre nach Manila zurück.“

„Auch dann, wenn ich ihn als Sohn erkenne, der meines Sohnes Leben mir erhalten?“ fragte Uan-Fan.

„Ja, ja, er ist mein Bruder und ich theile gerne Alles mit dem Retter meines Lebens,“ fiel Tsao, vom Augenblicke fortgerissen, ein.

„Mein Vater!“ stöhnte Rosa, die sich endlich wieder erholt hatte, und die Umstehenden lobten verwundert Uan-Fans und seines Sohnes Dankbarkeit und Edelmuth. Auch Felippe ergriff jetzt das Wort, als er Almacens innere Bewegung sah, die sein Stolz vergebens zu bekämpfen suchte. „Don Juan de Colina ist mein Neffe,“ sprach er, „Spanien kennt ihn als einen edlen Mann, und nennt mit Ruhm seinen und seiner Väter Namen. Wenn ihn auch unverschuldete Armuth drückt, desto reicher ist sein Herz an Tügend und Hochsinn. Sennor Almacen! ich lege Euch jetzt in diesem feierlichen Augenblicke, wo Uan-Fans und seines Sohnes Edelmuth so gewaltig zu allen Herzen sprechen, nicht das Wohl meines Neffen, sondern das Wohl Eures einzigen Kindes an das Herz. Es gibt nichts mehr, das Euch nach Tsao-Fans großmüthigem Rücktritte, nach Uan-Fans dankbarem Erbieten bestimmen könnte, das Glück Eures Kindes zu vernichten, indem ein Vorurtheil sich Eurer Neigung entgegenstellt. Mein Neffe wird Euch als Euer Eidam keine Schande machen, seine Hochherzigkeit bürgt Euch dafür, und sein bis jetzt bewährter Ruhm. Ich werbe für ihn um Rosas Hand.“

Da brach die Rinde, die Almacens Herz umschloß,

und gerührt führte er die Liebenden zu Felippe, daß er sie weihe zum Bunde für das Leben, während er Uan-Fan und seinen Sohn schluchzend in seine Arme schloß. Und der ehrwürdige Greis legte die Hände der Liebenden in einander — draußen aber kreiste von Mund zu Munde die Nachricht des Vorgefallenen und Alle priesen laut und jubelnd den edlen Colina und seine Braut. Nur Einer lehnte düster und glühend an einem Pfeiler des Quai, und schoß wüthende Blicke hinüber auf das hell erleuchtete Haus — dann riß er schnell ein Blatt aus seiner Brust, schrieb einige Zeilen, gab es mit einem blanken Piaster einem naheſtehenden Knaben, dem er einen geheimen Auftrag in das Ohr flüsterte, und schritt langsam das Quai hinab nach der einsamsten Stelle des Strandes, die eine kleine Kapelle bezeichnete.

„Wie ist das alles gekommen? Welch' günstiges Schicksal hat alles so schnell gewendet?“ fragte wonnetrunken Colina und Rosa, als sie sich von dem ersten Taumel ihres überströmenden Glückes erholt hatten. Da führte Tsao-Fan den ehrlichen Cur-Nagel in den Kreis der Versammelten, und laut weinend warf sich der treue Schwarze vor Rosa nieder, mit Thränen und heißen Küssen ihre Hände bedeckend. „Ich habe gefehlt und habe dich bitter gekränkt,“ schluchzte er, „als ich in meinem Wahnsinne nach dem Leben dieses Mannes trachtete — der Himmel hat mich gesegnet, daß ich Alles wieder gut machen konnte. Jetzt erst verdiene ich, daß du mir alles verzeihst — meine sanfte Herrin.“ — „Also dir muß ich danken?“ fragte Colina erstaunt, und alle Umstehenden drängten sich näher.

„Niemand anderen, als ihm, dem ehrlichen Schurken," versetzte Tsao Fan fröhlich im Bewußtsein einer schönen Handlung, und erzählte den ganzen Vorfall, der ihn vor Ankunft der Braut so sehr angegriffen.

Der Scharfsinn des Schwarzen hatte aus Rosa's Thränen, aus Colina's Aeußerung, aus dem Vorfalle mit Diego im Garten, und aus Manchem, was er im Hause hörte, gar bald das Verhältniß der Liebenden errathen. Entschlossen für seine Herrin Alles zu wagen, die Dankbarkeit des von ihm bedrohten Sanglaiers für seinen Retter kennend, wollte er Tsao-Fan von Allem unterrichten. Entsetzt hatte dieser den Mörder in ihm wieder erkannt, als Kur-Nagel ihm in dem Garten, wohin er sich zur Erholung auf einen Augenblick begab, entgegentrat. Allein kaum hatte er von ihm erfahren, daß Rosa bereits den edlen Spanier liebe, dem er sich so tief verpflichtet fühlte, und dem er noch nicht danken konnte, so stand auch sein Entschluß fest, die Liebenden durch seine Entsagung glücklich zu machen. Er selbst brachte ja kein großes Opfer, denn nur der Väter Wille hatte den Vertrag zur Vermählung geschlossen, und er hatte ihn sich gefallen lassen, weil er Rosa als ein so schönes Mädchen kannte. Tan-Fan hatte nach einigem Zureden eingewilligt, und beschlossen, Almacen sogleich von Allem in Kenntniß zu setzen. Don Colinas Gegenwart hatte ihn indeß verwirrt, und dann seinen Entschluß anders bestimmt. Er wollte sehen, wie Rosa den Gedanken, seine Gattin zu werden, ertragen würde. Ihre Ohnmacht und die Verzweiflung in Colinas Antlitze hatte ihm genug gesagt, und so erfolgte, was wir bereits wissen.

14.

Laute Freude, die ungebundenste Lust herrschte jetzt in Uan-Fans Hause, die spanische Grandezza wich der fröhlichen Theilnahme an dem unbegrenzten Glücke des liebenden Paares, das in seiner Wonne alles um sich her zu vergessen schien. Da drängte ein Knabe durch das Gewühl des Bollero, in dem die Lustberauschten jetzt durch einander wogten, hinan zu Juan, und drückte ihm einen Zettel in die Hand. Von einer Ahnung ergriffen trat dieser seitwärts, und las:

„Gaukler! Ihr habt mich betrogen — darüber erwarte ich von Euch Rechenschaft alsogleich. Bei unseren Booten am Meere erwartet Euch Diego.“

Hastig und erbleichend faltete Juan das Papier zusammen, und trat zu Felippe, der ihn von fern beobachtet hatte. „Ich muß einen Wahnsinnigen besänftigen,“ sprach er leise, indem er ihm den Zettel in die Hand drückte. „Entschuldigt mich, wenn ich vermißt werden sollte, ich kehre bald wieder.“

„Du willst mich verlassen?“ fragte Rosa ahnend, die Colinas Bewegung bemerkend, ihm gefolgt war.

Juan erzählte ihr Diegos Aufforderung, und daß er es für seine Pflicht halte, den Aufgeregten zu beruhigen, und erst nach langem Bitten ließ ihn die Bekümmerte von sich.

Ungeduldig harrte indeß Diego am Strande auf den Todfeind, gegen den jetzt all' die Furien der Eifersucht mit blutdürstigem Grimme in seinem Herzen erwachten. Der trübe Schein der Pechfackeln, bei dem die Matrosen

die letzten, noch am Lande weilenden Passagiere, nebst ihrem Gepäcke nach den Einschiffungsbooten brachten, spielte seltsam auf den bleichen Zügen des Gefolterten, der ingrimmig die Hände ballte, und mit rollenden Blicken durch das Dunkel der Nacht nach dem Quai hinaufstierte, um das Opfer seiner Rache zu erspähen. Juan säumte noch immer, stets ungeduldiger wurde Diego, und seine Unruhe wuchs zur Raserei, als vom Caballero der erste Kanonenschuß weithin über die Küste dröhnte, und die noch am Lande Weilenden zum Einschiffen mahnte.

„Warum noch nicht im Boote!“ rief eine Stimme hinter ihm, an der Diego seinen Vater erkannte. „In einer halben Stunde ist es Morgen, und du weißt, daß wir beim ersten Sonnenlichte das Land verlassen.“

„Ich habe noch ein Geschäft auf Luçon,“ entgegnete Diego, und suchte sich verlegen von dem Gouverneur loszumachen.

„Schon mahnt der erste Signalschuß,“ versetzte dieser. — „Alle Passagiere eilen nach den Booten, wir wollen nicht die letzten sein — folge mir.“ — „Ich kann nicht,“ erwiederte Diego, „meine Ehre fordert es, daß ich bleibe.“

„Thorheit, deine Ehre fordert Gehorsam und Fügung in die Ordre des Admirals, der dich zu seinem Offizier ernannt.“

Rasch und mit gebietendem Ansehen ergriff er des Jünglings Hand, und führte ihn, ohne auf seine Widerrede achtend, an den Bord des Bootes.

In der höchsten Folter warf sich jetzt Diego zu seinen Füßen nieder. „Vater!“ rief er, „wenn Euch mein

Leben lieb ist — nur eine Viertelstunde schenkt mir Verzug. Schon kömmt er, dem ich meinen Abschied schuldig bin.“

Wirklich stieg Colina die Treppe herab, und spähte unter dem Gewühle der Matrosen umher, den Gegner zu finden.

Der aber hatte ihn kaum erblickt, als er aufsprang, den Degen von der Seite riß, und mit wilder Hast nach der Brücke drängte, die vom Boote an das Ufer führte. Da krachte vom Caballero der zweite Schuß — die Matrosen bewegten mit lautem Hurrahgeschrei die Ruder und pfeilschnell schoß das Boot über die ruhende Spiegelfläche des Hafens hin.

„So nimm dies noch,“ brüllte Diego und schleuderte mit einem fürchterlichen Fluche die Klinge gegen Colina, der jetzt dem Boote ganz nahe gekommen war. Allein zu schnell war dieses vom Ufer entfernt, und nur Diegos Verwünschungen tönten noch an das Ohr des Glücklichen. Vom Quai herab eilte Rosa mit ihrem Vater und Felippe. Die Angst um den Geliebten hatte sie vom Feste fortgetrieben, sie sah den blinkenden Degen von dem Wüthenden geschleudert nach Juan hinzischen, und sank vor Angst erschöpft halb ohnmächtig an seine Brust.

Bald erhob sich in unbeschreiblicher Pracht die Sonne aus den Wogen, und bestreute mit Gold und Purpur die Fluten des Meeres. Lustig flatterten auf der Flotille die Wimpel, frisch im Morgenwinde blähten sich die Segel, und unter dem Jauchzen des Schiffsvolkes, dem Läuten der Betglocke und dem Donner der Kanonen vom Caballero und vom Fort San Felippe stach die Flotille in

die See. — Noch immer weilten die Glücklichen am Strande, und blickten, die Menge der herbeigeeilten Gaffer nicht beachtend, den Enteilenden nach. Aber als die Flotille den Augen Aller entschwunden war, und sie unter dem Nachhall des Kanonendonners heimkehrten nach Cavite, da tönte von hundert Stimmen der Ruf: „Heil dir, du liebliche Lotosblüte von Manila, und dir du Glücklicher, für den sie so herrlich aufgeblüht.“

Acht Tage später verband Felippe die Glücklichen durch den Segen der Kirche. Den Freudenhimmel ihrer Ehe, den sie durch seltsame Fügungen erreicht, hat kein Kummer mehr getrübt, und nie hat Almacen bereut, seine Tochter einem so edlen Manne, wie Colina, gegeben zu haben.

Oft aber, wenn Rosa in die Erinnerung an die ersten Schicksale ihrer Liebe verloren, mit Juan auf ihrem Gemache saß, wiederholte sie Diegos Gleichniß, das sich tief in ihr Herz gegraben. „Sehnend,“ sprach sie, „zieht der Schmetterling über die Spiegelfläche des Sees, mit der einsamen Lotosblume zu kosen — doch die Jungfräuliche taucht nieder in ihr kristallenes Haus und mit fruchtlosem Schmerze kehrt der Leidende zurück. Aber auch sie kennt den süßen Harm der Liebe, und blickt sehnend hinauf zu dem wandelnden Monde und zu den ziehenden Sternen. Doch nicht unerreichbar sind diese, wie Diego sagt, tief in ihrem kristallenen Hause findet sie die Strahlenden wieder und mit ihnen ihres geträumten Himmels Glück!“

Erinnerungen.

Von

Johann Gabriel Seidl.

Erinnerung, nichts geht darüber!
Doch wär' die Gegenwart mir lieber!

Stephansthurm.

Am Platz in Wien, da steht ein ernster Mann,
Die neue Mode focht ihn wenig an;
Im bunten Flitter treibt sich's um ihn her,
Im grauen Faltenmantel stehet er.

Sein Haupt, von spitzen Helmen kühn bewehrt,
Hält er den Sternen kräftig zugekehrt,
Ein alter Krieger, darauf eingeübt,
Dem Feind zu trotzen, der an ihm zerstiebt!

Dem Ahasver in Manchem gleich, ein Fels,
Woran zerschäumt die Flut des Zeitenquells,
Sah er, fortlebend, Tausende vergeh'n
In Ebb' und Flut von Tod und Aufersteh'n.

Und wie vom Ahasver des Schützen Blei
Ohnmächtig abgepralt, wie dürre Spreu,
So prallten auch von seines Nackens Saum
Die Kugeln ab, — wegschüttelnd, nickt' er kaum.

Doch war ein Mann der Unruh' Ahasver,
Der Frevel büßt': — ein Mann der Ruh' ist er,
Er steht Jahrhundert lang in ernster Ruh',
Und schaut der Welt und ihrem Treiben zu.

Auch keines Frevels ist er sich bewußt:
Ein Haus des Herrn ist seine weite Brust,
In der, was Wien oft jubelt oder weint,
Er fromm zum Nationenpsalm vereint.

Und was er fühlt, nicht höfelnd gibt er's kund
In Schnörkelsang mit süßlich zartem Mund,
Ganz eine eigne Sprache spricht der Mann,
Die meilenweit das Volk verstehen kann.

Auch Kinder liebst du, Jubelgreis, und bist
Ihr Schmeichler, wie's der Brauch der Alten ist;
Sie spielen dir zu Füßen, kindlich froh,
Zufriedenstolz, als blieb' es immer so!

Sie prägen deine Züge sich in's Herz,
Und mit den Zügen auch den Heimatschmerz,
Der sie dann faßt, — wenn's nimmer so mehr ist,
Und in der Ferne dich ihr Aug' vermißt.

So hab' auch ich dein Bild mir eingeprägt,
Als du mich einst, großväterlich, gehegt,
Daß fremder oft mir noch die Fremde schien,
Dacht' ich des ernsten Mann's am Platz in Wien.

Kahlenberg.

Am Kahlenberg da stand ich gern,
Und sah hinab auf's Land,
Sah, wie sich zwischen Bergen fern
Verliert der Donau Band.

Sah, wie das Marchfeld drüber hin
Liegt, einem Schachbret gleich,
Wo oft, um blutigen Gewinn,
Gespielt mein Österreich.

Und sah die Berg' im Süden steh'n,
Wie Wellen, die gestockt,
Und sah die Hügel stolz sich bläh'n,
Von Rebengrün umlockt.

Und labte mich an all' der Pracht,
Hinweggekehrt von Wien,
Das, wo solch' ländlich Bild mir lacht,
Mir drauf als Fleck erschien.

Nun steig' ich manchen Berg hinan,
Wohl manchen kahlen auch,
Und schau' hinaus, so weit ich kann, —
Rings Gottes Segenshauch!

Wie Fächer Thal an Thal gereiht,
Und Alpen, ungezählt;
Ein lachend Bild der Ländlichkeit:
Der liebe Fleck nur fehlt;

Der liebe Fleck, — was gäb' ich drum,
Hätt' ich ihn hier erspäht! —
Drum seht euch in der Fremd' erst um,
Eh' ihr zu Hause schmäht!

Baſtei.

Leute wandeln auf und nieder
Unter dichtbelaubten Rüſtern,
Blicken munter hin und wieder,
Plaudern, tändeln, gaffen, flüſtern.

Mancher iſt wohl unter ihnen,
Der einſt hing an meinem Arme,
Der wohl jetzt noch meine Mienen
Würd' erkennen unterm Schwarme.

Doch ſein Herz hat keine Ahnung,
Denn ſonſt müßt' er ſtille ſtehen,
Und wie leiſe, leiſe Mahnung
Müßt' es an die Seel' ihm wehen:

„Sieh dort hin, dort an der Mauer,
„Jenem Hauſe gegenüber;
„Siehſt du nichts? — In ſüßer Trauer
„Lehnt ein Freund dir dort, ein lieber.

„Nicht ſein Leib, doch ſein Gedanke,
„Sein Gefühl, ſein geiſtig' Weſen,
„Sprengend ſeines Bannes Schranke,
„Kam er her, um zu geneſen.

„Sieh dort lehnt er, wo er lehnte
„In der Jugend ſchönen Tagen,
„Wo er froh war, und ſich ſehnte,
„Wo er weint' in ſüßen Klagen.

„Sieh, — wie er das Auge kehret
„Zu den Fenſterchen da drüben,

„Wo zwei Augen ihn gelehret:
„Liebend dichten, dichtend lieben.

„Sieh, — wie er, voll sel'ger Thränen,
„Vom Besitze weg sich wendet,
„Und die Stelle grüßt mit Sehnen,
„Die ihm, was er hat, gespendet!

„Denkst du's nimmer, wenn du, liebend,
„Oft an seinem Arm gehangen,
„Ihn durch heitren Scherz betrübend,
„Statt zu sänftigen sein Bangen?

„Denkst du's nimmer, wie durch Klagen
„Seine Klage du gemildert?
„Wie du ihn gewarnt mit Zagen,
„Was du ihm besorgt geschildert?

„Denkst du nimmer seiner Freuden,
„Die du hier so oft getheilet?
„Seiner selbstgeschaffnen Leiden,
„Die hier oft ein Blick geheilet?

„Hier — hier fing er an zu leben,
„Hier sahst du sein Leben keimen,
„Hier sein jugendliches Streben,
„Hier sein Dichten und sein Träumen.

„Und du schworst, daß diese Stelle
„Für dich heilig sollte bleiben,
„Wenn auch einst der Trennung Welle
„Ihn zur Ferne würde treiben!“ —

Freund, du hast nicht Wort gehalten,
Sieh, ob fern, ich bin zugegen,

Und dein Herz pocht nicht dem alten
Freunde zu, mit schnell'ren Schlägen? —

Gehst vorbei an dieser Stelle,
Kalt, wie Einer, der nichts fühlet,
Und es hat der Trennung Welle
Deinen Schwur hinweggespület.

Trennung, — Fernsein! Bittre Worte!
Fern — und Keiner denkt der Zeiten,
Fern — und Keiner denkt der Orte,
Wo wir weinten und uns freuten!

Donau.

O Donau, liebe Donau,
Bist gar ein schneller Fluß:
Du bringst von deiner Quelle
Gar bald dem Meer einen Gruß.

O Donau, liebe Donau,
Wirfst Wellen mächtig und schwer:
Sie schaukeln Schiffe trotz Wiegen,
Hinab in's ferne Meer.

O Donau, liebe Donau,
Den Schwimmer möcht' ich seh'n,
Der dir entgegen schwämme:
Bald, dächt' ich, ließ' er's steh'n!

O Donau, liebe Donau,
Mir war's im Traume jüngst,
Als stünd' ich am eisernen Thore,
Wo du zum Scheiden dich zwingst!

Zum Scheiden von deinem Östreich,
Weshalb du dort so grollst:
Es geht auch dir zu Herzen,
Daß du's verlassen sollst!

Da warf ich mein Herz voll Heimweh
In deinen Wirbel hinein!
Mein Herz, das war ein Schwimmer:
So mag kein Zweiter sein!

Da schwamm mein Herz voll Heimweh
Stromaufwärts fort und fort:
Schwamm gegen Wien am Morgen,
Und Abends war es — dort!

Kennedi.

Ballade.

Karl Stuart weilt in dunkler Höhle,
Das Aug' gesenkt im trüben Sinn —
Gebrochen ist in seinem Herzen
Die Kraft — der Muth und Glaube hin.

Cullodens Schlacht, sie ist geschlagen,
Sein Stern verlosch in Nacht und Graus,
Geächtet, flüchtig — todesbange,
Schleicht zagend er von Haus zu Haus.

Und in der Höhle düst're Stätte
Tritt Kennedi der Hirt herein,
Er, der ihn barg, der Stuart letzten,
Ihn bettete auf naß Gestein.

In seiner Hand trägt er die Leuchte,
Den Span von Kien, der Armen Licht,
Und stellt, mit Blicken hoher Freude,
Sich vor dem Prinzen hin und spricht:

„Herr, trauert nicht, der Himmel heitert,
Und nichts verhindert Euch zu flieh'n,
Weil siegesjubelnd rings die Feinde
Noch heut aus unsern Bergen zieh'n."

„Drum folgt mir rasch, ich bring auf Pfaden,
Die, rauh und mir allein bekannt,
Euch hin zur Flotte der Franzosen,
Die Eurer harrt am Meeresstrand."

Des Prinzen Aug' füllt sich mit Thränen
Der Dankbarkeit für Kennedi;
Er faßt die Hand des treuen Führers,
Und hin zur Rettung eilen sie.

Und als der Prinz sich sieht umgeben
Von der Franzosen treuer Schaar,
Da ruft er aus: „Seht her Ihr Freunde,
Mein Hort der bied're Schotte war!"

Nun, nenn' den Lohn mir, treue Seele,
Für Rettung, Trost in Qual und Schmerz;
Ging auch ein Königreich verloren,
So blieb mir doch ein dankbar Herz."

Da stutzt der Hirt, und schüttelt traurig
Mit feuchtem Aug' sein greises Haupt,
Und spricht: „„Wie, Herr, Ihr wollt belohnen?
Mein Lohn war — daß Ihr mir vertraut.""

„„Und wär' nach Geld mein Sinn gerichtet,
So hätt' ich's Gastrecht wohl verletzt
Um jenen Preis, den König Georg
Als Lohn auf Euer Haupt gesetzt.““

„Nun denn!“ — ruft Karl — „kann Lohn dich kränken,
So steh als Freund mir treu zur Seit',
Folg' mir in's schöne Land der Franken,
Dort harren wir der bessern Zeit.“

„„Prinz!““ seufzt der Hirt, und dunkle Röthe
Fliegt rasch in's braune Angesicht,
„„Ich soll Euch folgen? Nein beim Himmel,
Aus meinen Bergen flieh' ich nicht.““

„„Zwar ist hier Dürftigkeit mein Erbe,
Doch ist mein Vaterland mir werth;
Leb' ich auch arm, sterb' ich doch heiter,
Sterb' ich an meiner Väter Herd.““

„„O fliehet Herr! mich faßt ein Bangen,
Daß auch noch hier ein Späher naht!
Behaltet Geld und Eure Gnaden,
Laßt mir den Stolz ob meiner That!“

Zu Inverneß steht vor Gericht
Ein Mann mit ruh'gem Blick,
Und ob der Vorruf Unheil spricht,
Er bebt nicht dem Geschick'.

„Du hast,“ so ruft der Sherif laut
Den Angeklagten an:
„Die Kuh zu stehlen dir getraut?
Sprich Wahrheit frecher Mann.“

„„Herr! nicht gestohlen hab' ich mir,
Was mein nach Recht und Fug,
Zurückgeholt hab' ich, was Ihr
Geraubt durch Eu'ren Spruch.““

„„Ihr nahmet mir die einz'ge Kuh,
Weil ich die Steuern schuld';
Und mit dem Thier' mein Brot dazu!
Wer trägt das mit Geduld? —““

„„Ich bin ein Schotte fest und treu,
Nichts schuld' ich fremdem Herrn!
Mein König lebt — ich sag' es frei —
Im Frankenlande fern.““

„„So wie der Spey von Felsen bricht,
Und niederströmt in's Meer,
So sag' ich Euch in's Angesicht,
Was mir das Herz macht schwer.““

„„Spricht das Gesetz ob meiner That
Den Tod, was liegt daran,
Mich fällt darob, mein edler Rath,
Nicht Furcht und Zagen an.““

„Nun, wenn dein Loos dir so bekannt,“
Lacht wild der Sherif auf,
„Glück auf denn zu dem hänf'nen Band,
Du Dieb und Schurk! Glück auf!“

„„Ich Dieb und Schurk?““ schreit Kennedi
Und seine Augen glüh'n,
„„Herr Sherif! Schurken sind nur, die
An fremden Ketten zieh'n.““

„„Und der ist auch ein Dieb dazu,
Der fremdes Gut nicht ehrt,
Gestohlen habt Ihr meine Kuh',
Ich nahm was mein gehört.““

„„Wär' ich ein Schurke, wie Ihr sprecht,
Hätt' ich in jüngster Zeit
Prinz Stuart, wie ein feiler Knecht,
Verrathen — nicht befreit!““

„„Hätt' ich den König um den Preis
Verkauft, wie Judas that,
Nach Eurem Willen und Geheiß,
Wär' ich ein Schurk, Herr Rath!““

„„Der Preis und Königs Stuart Gold,
Mich reizte beides nicht,
Der Kennedi thut nichts um Sold,
Er thut nur seine Pflicht.““

„„Und nun genug, brecht rasch den Stab,
Und endet mein Geschick;
Mit festem Blick sink' ich in's Grab!
Den Schurken nehmt zurück!““

Ludwig Löwe.

Das Begegnen.

Wie weit zum nächsten Städtchen?
„Nur eine halbe Stund!“
Wie weit zu meinem Glücke?
„Ein ganzes Erdenrund!“

Wie weit zu meiner Liebe?
„Noch deine Lebenszeit.“
Nun denn — wie weit zum Grabe?
„Es steht für dich bereit.“

Wie weit bis zur Verzweiflung?
„Bist nimmer weit davon,
Ich selbst, den du befragtest,
Bin die Verzweiflung schon.“

Ritter von Steinhauser.

Bei meinem Blumenglase.

Du lächelst, Freund! weil unter jenem Glase
Wie Leichen — nur verwelkte Blumen steh'n,
Und meinst, es würde eine solche Vase,
Betrübend einer Urne ähnlich seh'n.

Kein Bildniß kann wohl treffender dir malen
Der Jugendblüte schnell vergehend Glück;
Die einst so schönen Rosen sind zerfallen,
Und nur das dürre Reis bleibt mir zurück.

Allein ich werde dennoch nicht verschmähen
Den kahlen Stamm — er leistete genug,
Ich hab' ihn blühend einst und schön gesehen,
Wie er für sie, die Theure! Rosen trug.

D'rum will ich noch die kahlen Zweige wahren,
Sie führen mich in schön're Zeit zurück,
Und mahnen mich noch lang in späten Jahren
An meiner Liebe schnell verblühtes Glück.

Ritter von Steinhauser.

In's Stammbuch

(meinem Jugendfreunde F. X. T.)

Wie das Leben mir erschienen,
Heute bunt wie Marktgewühl,
Morgen schal und leer und öde;
Einmal froh wie Minnespiel
Und dann wieder schwarz und trübe —
Wie mich's mannigfach berührt,
Und in seinen Kreis gezogen,
Mächtig wie des Strudels Wogen,
Der das Schiff zur Tiefe führt:
So auch klagt' ich treuen Herzen,
Heute Lust und morgen Schmerzen,
Weinte jetzt der Freude Thränen
In den Kranz der fremden Lust;
Goß, den Scherz mir zu versöhnen,
Ihm mein Weh' in seine Brust.

Und auch Du hast mich verstanden,
Blumen oft mit mir gepflückt,
Die wir uns zum Kranz gewunden,
Die in unsern schönsten Stunden
Heitrer Jugend uns geschmückt.
Doch verschiedne Wege führet
Uns des Lebens ernstes Ziel —
Bald dann ist uns nichts geblieben
Als, an ein vergang'nes Lieben
Der Erinnerung Gefühl.

Ferdinand Raimund.

Narren- und Männermuth.

„Hast du Muth, so werfe dich
„Jenem wilden Stier entgegen!
„Wag'st du's nicht, so lasse mich,
„Ich erleg' ihn mit dem Degen.“ —
„„Freund! wozu dies tolle Spiel!
„„Männer haben bess'res Ziel.““

Aber pfeilschnell ist er fort,
Schwingt sich auf des Stieres Rücken;
Und fürwahr, er löst sein Wort,
Streckt das Thier vor tausend Blicken:
Denn es ist des Glückes Art,
Daß mit Narrenmuth sich's paart.

Jetzt, auf offnem Markt, verlacht
Und verhöhnt er die Gesetze,
Wo das Aug' der Ordnung wacht.
„„Sag', was soll dies leer Geschwätze!

„„Poltern ist nicht Männerpflicht,
„„Dein Weg ist der meine nicht.““

Und an Stromes Blütenstrand
Treffen sich die Beiden wieder.
Waghals geht an Liebchens Hand,
Singt vom Roland tolle Lieder;
Und des Mädchens Blumenkranz
Wirft er in den Wogentanz.

Liebchen grollt mit ihm dafür.
„Närrchen! sieh! gibst du zur Stelle
„Drei recht süße Küsse mir,
„Hol' ich's Kränzchen aus der Welle.“
„„Freund! hier ist der schlimmste Ort,
„„Reißt dich gleich zum Strudel fort.““

Doch, schon stürzt vom Felsenhang
Sich der Rasende mit Lachen
In des Stromes Wogendrang;
Und so sicher, wie im Nachen,
Spielt er sich im Flutenglanz,
Rudert munter nach dem Kranz.

Glücklich hat er ihn erfaßt,
Aber von den stärksten Wogen,
Dahin wo der Strudel ras't,
Fühlt er plötzlich sich gezogen;
Kann nicht länger widersteh'n,
Muß im Strome untergeh'n.

Jetzo gilt's kein Kränzchen mehr;
Nein! es gilt ein Menschenleben,
Und als Mann bewährt sich der,
Der die Warnung ihm gegeben;

Stürzt sich in die Fluten kühn,
Schwimmt, und faßt, und rettet ihn.

Und gepflegt am sichern Strand,
Kehrt der Jüngling neu in's Leben.
Schwach, und mit erstarrter Hand,
Sieht man ihn den Kranz erheben.
„„Nimm ihn, Freund! ich kränze dich!
„„Sei mein Lehrer, führe mich!““

Pannasch.

Marie, Königin von Ungarn.

Erzählung von Franz Xav. Told.

1.

Des Abends heiliger Friede senkte sich bereits auf die gesegneten Fluren des schönen Magyarenlandes nieder, und jauchzte mit tausend freudigen Stimmen empor zum heiteren Himmel, der sich mit buntem Glanze in dem kühlen Thaue der Matten spiegelte. Das rosige Abendgewölke schwamm widerstrahlend in des Isters blauen Wogen, die freudig scherzend forteilten, um üppig grünende Inseln sich schlingend, dem fernen Meere zu. Immer tiefer sank die Sonne und vergoldete düsterer stets und düsterer die Thürme der alten Königsburg, die stolz und doch freundlich, ernst, ehrfurchtgebietend, und doch zur ferneren Volkstreue mahnend, niederblickte auf das friedliche Ofen, und hinüber über des Stromes schimmernden Spiegel auf das schwesterliche Pesth. Müßig ruhte bereits die Hand des fleißigen Hausvaters, der sinnvoll Märchen erzählte den lauschenden Kindern, und sie ermahnte zu allbesiegendem magyarischen Stolze, zu reger Thatkraft durch Heldensagen der Vorzeit, und durch noch lebender Heroen hinreißendes Beispiel. In friedlichem Kreise hatte sich schon jede Familie gepaart, und freute sich

harmlos und zufrieden des vollbrachten Tagewerkes, nicht ahnend der Zukunft verhängnißvolle Tage, blos der Gegenwart hingegeben, der durch Fleiß und Tugend gesegneten. Nur in dem weiten Saale des Königschlosses, dessen Erkerfenster helllohend die Strahlen der scheidenden Sonne brachen, saß noch Maria, die fünfzehnjährige Königin, und arbeitete, in trübes Sinnen verloren, rastlos an einem reichen Wehrgehänge, bunten Blumenschmuck in das goldene Gewebe zaubernd. Das lange braune Lockenhaar umwallte weich und kosend den Lilienschnee ihres Halses, und floß in sanften Wellen auf den bang gehobenen Busen nieder. Im Wechsel der verschwiegenen Gefühle glühte röther die blühende Wange der königlichen Frau, bald überlief sie eine unheimliche Ahnung mit des Grauens fahler Bläße, während in solchen Augenblicken ihres schmachtenden blauen Auges treuer Blick hinausflog über Trift und Au, und zum dunkelnden Himmel hinauf in des Abendrothes Wonnemeer. Schwere Seufzer entrangen sich dann ihrer Brust, nicht erleichternd des Kummers drückende Last, nur neue Nahrung gebend dem Grame, der verzehrend ihr Herz erfüllte. Sie glich einer Dolorosa, in deren Schmerzeszügen noch ein ganzer Himmel liegt.

Mit bangen, theilnehmenden Blicken betrachtete Thekla von Olláh, die Jugendgespielin der königlichen Herrin, die sie auch jetzt allen Frauen des Hofes vorgezogen, und zu ihrer beständigen Gesellschafterin erwählt hatte, die leidende Gebieterin. „Was fehlt Euch doch heute, Maria!“ begann sie endlich und legte die Seide nieder, die sie eben zu einer knospenden Rose hervorgesucht. „Ein schwe-

res Leid scheint Euer Herz zu füllen, und raubt Euch den frohen Sinn, mit dem Ihr sonst so freundlich Eure Freundin fortgerissen. O schüttet ihn aus den Kummer, der Euch erfüllt, in meinen Busen, und kann ihn Theilnahme erleichtern und Mitgefühl, so seid getrost. — Ich fühle ja so gerne mit Euch."

Noch einmal seufzte Maria, und trocknete sich eine Thräne aus den seidenen Wimpern. „Du hältst mich doch für glücklich!" begann sie endlich, und faßte Theklas Hand, während ihr Auge fragend auf dem harmlosen Mädchen ruhte. „Ja wohl, seid Ihr glücklich," entgegnete diese. „Eine Krone ziert ja Eure Locken, ein herrliches Land gehorcht den leisesten Regungen Eures Herzens, und liegt huldigend zu Euren Füßen — Ihr seid Königin, und wie hoch sich auch der Magyaren Stolz erhebt, nur Euch feiert das Selbstgefühl, das in den Herzen unserer Männer lodert. Ich möcht' Euch beneiden, wäret Ihr nicht meine gute Königin!"

„Wirklich?" fragte Maria, und drückte inniger der Freundin Hand an ihr Herz. „Ja wohl ist eine Königin beneidenswerth. Doch, ach! wie trübe ist der Himmel meines Glückes, wie schwankend der Thron, auf den mich das Schicksal gesetzt. Nein, Thekla, beneide deine Königin nicht. — Siehe, du wandelst ruhig deine Wege," setzte sie nach einigem Schweigen fort. „Niemand richtet sein Auge auf dich, und wenn es geschieht, so ist es Liebe, die sich emporringt zu dir; es ist das Herz, das dich verehrt, indeß kalte Formen mir Ehrfurcht zollen, während Haß in den Gemüthern lodert gegen mich."

„Ihr täuscht Euch Herrin!" widersprach Thekla.

„Eine böse Stunde zieht vorüber an Euch, und füllt Euer Herz mit trüben Bildern. Wer soll Euch hassen, seid Ihr nicht die Tochter des angebeteten Ludwig, hat nicht der Magyaren freie Wahl, und ihr reger Dank Euch die Krone geboten? Wie könnte Haß Euch drohen, wo Ihr nur Liebe ausgestreut?“

„Und doch ist es so!“ gegenredete Maria. „Eine mächtige Partei hat sich erhoben im Lande. Nur Gara's unermüdlicher Wachsamkeit verdanke ich bisher die Kunde von vielem, was man in Geheim gegen mich gesponnen.“

„Darum verzagt nicht,“ tröstete Thekla, und bemühte sich, heiter zu scheinen. „Ist Euch nicht starker Schutz geworden vom Himmel — wird Euer Gemahl, der schöne Sigismund von Böhmen, Euch nicht schirmen vor allen Angriffen einiger Übelwollender? Steht Euch nicht Gara zur Seite, kräftig und unerschütterlich in seiner Treue, sind nicht die Edelsten des Landes alle Euch zugethan? Seht, ich bin ein unerfahrnes Mädchen, allein unter solchen Umständen sollte mir meine Krone wenig Kummer machen. Ich meine immer, der Ungar sei zu stolz, um treulos zu werden seiner Königin.“

„Und doch droht mir Gefahr,“ warf Maria ein. „Die Horwathi sind persönliche Feinde meines Palatin Gara, und ich fürchte die Tücke Ladislaws, des Banus von Kroatien, an den ich nie ohne Grauen denken kann. Die Macht, die wir dem erfahrnen Gara anvertraut, ist ihm ein Dorn im Auge — und seine Feindschaft gegen ihn dehnt sich nur zu leicht aus über mich und meine königliche Mutter. Da haben sie den König Karl von Neapel gerufen in das Land, und wollen lieber die heimi-

sche heilige Krone auf einem fremden Haupte sehen, als auf dem Haupte ihrer angestammten Königin, die ihren Todfeind begünstiget."

„Gara also ist der einzige Angel, um dem sich solch' verderblicher Zwiespalt dreht?" fragte Thekla erstaunt. „Warum habt Ihr ihn nicht entfernt, wenn seine Gegenwart Euch Unheil bringen kann?"

„Soll ich den Freund des Reiches seinen Feinden opfern?" versetzte Maria. „Oder glaubst du wohl, ich stünde fester, wenn ich den kräftigen Arm von mir wiese, der mich schützt, und die Ränke würden aufhören, wenn ich schutzlos da stünde auf dem schroffen, felsenrissnen Thron im wogenden Völkermeer — machtlos für Gewalt, ein schwaches, leidendes Weib? Schon naht Karl den Küsten Dalmatiens, vielleicht hat sein Fuß schon Ungarns Boden betreten — mit jeder Stunde wächst unsere Sorge und diese tödtliche Ungewißheit drückt mich zu Boden. Mein Gemahl ist fern in seiner Heimat, um ein Heer zu holen, mit dem er meine Rechte beschirmen kann; wann wird er zurückkehren, um der bedrängten Zeit ein Ende zu machen? Unruhe verzehrt mich, und nur das Vertrauen auf Gara kann mich noch aufrichten, wenn ein Gerücht nach dem andern mir die Kunde neuen Übels bringt. Auch Stephan Kanisa, den meine Mutter nach Dalmatien gesendet, um Kundschaft einzuholen, ist noch nicht zurückgekehrt."

„Ich erwarte ihn auch schon mit Sehnsucht," unterbrach, sich vergessend, Thekla ihre Gebieterin.

„Auch du erwartest ihn?" fragte diese überrascht, und ihr Blick ruhte lächelnd auf dem erröthenden Mäd-

chen, das ihre still bewahrte Liebe zu dem Jünglinge so unbedacht verrathen hatte, und nun verlegen die Feuerblicke ihres großen, schwarzen Auges zur Erde senkte, während ein gewaltsam sich hervordrängender Seufzer bestätigte, was Marias Scharfblick schon errieth. „Glückliches Mädchen, das unberührt von der Hand der Sorge in süßer Sehnsucht den Geliebten erwartet, dessen Ankunft mein gepreßtes Herz mit bangen Schlägen entgegenzittert. Du liebst ihn wohl recht sehr, den schönen Jüngling mit dem beredten Blicke, mit dem kräftigen, jugendfrischen Wesen?“

„Lieben?“ wiederholte Thecla verschämt. „O nein — das nicht, aber gut bin ich ihm recht von Herzen. — Wenn ich ihm in sein dunkles Auge sehe, da ist mir's immer, als müsse ich ihm und nur ihm ergeben sein, mit dem letzten Hauche meiner Brust; und wenn er spricht, — o ich verstehe Niemand besser als ihn — ein leises Wort sagt mir mehr, als von andern eine stundenlange Rede. Aber freilich,“ fuhr sie eifriger fort, „er ist noch jung, er zählt ja kaum 23 Sommer; wenn er einmal älter sein wird, und die Sorgen kommen, dann wird das alles wohl aufhören, und auch seine Liebe zur blauen Farbe, denn das hat er mir, ehe er neulich abreiste, gesagt, daß ihm blau am liebsten sei. Ich habe ihm deshalb — aber Ihr müßt mich nicht schelten — auch eine blaue Schärpe gestickt, die er jetzt immer trägt.“

Maria, durch des Mädchens Harmlosigkeit erheitert, wollte neckend antworten, als ein Geräusch am Eingange des Saales ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Der letzte Strahl des Abends fiel eben in das dun-

kelnde Gemach, und beleuchtete eine hohe, edle Gestalt, die während dem eifrigen Gespräche der Frauen unbemerkt eingetreten war, und um die königliche Herrin nicht zu unterbrechen, mit bescheidenem Anstande, wenn auch kaum die innere Ungeduld bezwingend, des Winkes zum Vortreten harrte. Der reich mit Gold und Perlen besetzte, mit Hermelin verbrämte Attila von braunem Sammt, der Kalpak mit der zierlichen Reiherfeder und die blitzende Demant-Agraffe, so wie der mit Edelsteinen besetzte Säbel mit goldenem Griffe und blausammtener Scheide, bezeichneten einen Mann von hohem Range, so wie sein edles, gebräuntes Antlitz mit dem stolzen, fast trotzigen Zuge um den mit dichtem Knebelbarte umgebenen Mund, und der feste, durchdringende Blick seines grauen, tief liegenden Auges, die hohe, von schwarzem, kurzgekräuselten Haare, das bereits von den Jahren zu bleichen anfing, dünn beschattete Stirne, und die edle Haltung seines ganzen kräftigen Körpers, einen festbeharrlichen, durchdringenden Geist, verbunden mit herrschsüchtiger Hartnäckigkeit, andeuteten. Es war Gara, Ungarns Palatin, des angebeteten Ludwigs und seiner hinterlassenen Gemahlin Elisabeth treuester Freund, der schwärmerisch an dem Throne und der jungen Königin Maria hing, und gewaltig dastand an der Spitze des Staates, mit nimmermüder uneigennütziger Sorge für des Landes Wohl. Daß sein Stolz, sein unbezähmter Ehrgeiz sich nur in solcher Sphäre zu erfreuen vermochte, war bei einem Manne von solcher Härte des Charakters wohl nicht anders zu erwarten, und bei seiner seltenen, alles Andere hintansetzenden Anhänglichkeit an

den Thron, nur zu entschuldigen. Allein, wo gleiche Leidenschaften bei verschiedenen Denkweisen und bei verschiedenen Zwecken sich einem Ziele begegnen, da können sie nur Haß gebären, und Feindschaft und Verfolgung. So war es auch mit Gara und Horwathy. Von Ludwig zum Vertreter des Reiches ernannt, stand Gara den Horwathys gegenüber, wie sie auch des geschiedenen Königs Gnade aus dem Staube zu den ersten Würden des Landes erhob; denn Paul Horwathy hatte das Bisthum von Agram, Johann das Priorat von Aurana, und Ladislaw die Würde eines Banus von Kroatien erhalten. Mit scheelsüchtigem Blicke sah besonders Ladislaw die stets wachsende Macht Garas, die er sich besonders über die schlaue Elisabeth errungen hatte. Sein zügelloser Ehrgeiz fühlte sich beeinträchtiget, und wenn auch Garas schlau berechnete Maßregeln seinem Streben nach Unabhängigkeit und Einfluß Schranken setzten, so mußte tödtliche Feindschaft in dem Herzen des Banus wurzeln, die ihn unaufhörlich zu neuen Ränken trieb. Gara kannte wohl die Gesinnungen der Horwathy, aber seine umsichtige Klugheit dachte eben deshalb auf nichts mehr, als sich in seiner Stellung zu erhalten, was er dadurch am besten konnte, wenn er sich den Königinnen unentbehrlich machte. Elisabeth achtete, ja verehrte ihn schon, denn noch während dem Leben ihres Gemahls Ludwig hatte er so manchen ihrer herrschgierigen Pläne mit schlau erheuchelter Nachgiebigkeit zum Besten des Landes ausführen helfen, indem seine Klugheit ihre Wünsche mit Ludwigs weisen Anordnungen zu vereinen wußte.

Auch Marias Vertrauen besaß er, denn es war ja

nichts leichter, als das Gemüth der jugendlichen Königin für einen Mann zu stimmen, dessen Eigenschaften so glänzend, dessen geleistete Dienste für ihr Wohl so entschieden nützlich waren.

Mit freundlichem Gruße trat sie ihm jetzt entgegen. „Ihr bringt Nachrichten aus Dalmatien?“ fragte sie gespannt, während Gara ehrfurchtsvoll den Schleier der Fürstin an seine Lippen drückte.

„Ist Kanisa schon zurück?“ setzte Thekla in ungeduldiger Sehnsucht, den Ernst des Augenblickes vergessend, fort.

Gara maß mit einem flüchtigen Blicke die vorwitzige Fragerin, doch die Gegenwart der Königin ehrend, und des Mädchens Innerstes errathend, entwölkte sich sogleich wieder seine Stirne, und nur ein leiser Zug von gutmüthigem Spotte schwebte noch um seinen Mund. „Noch harren wir vergebens auf jede Kunde von der Küste,“ erwiederte er der Doppelfrage. „Es ist unbegreiflich, wo Kanisa so lange säumt. Daß er auf einer so wichtigen Sendung sich durch irgend eine Kurzweil aufhalten läßt, ist kaum denkbar.“

„Sicher nicht,“ unterbrach Thekla. „Dafür kenne ich ihn — er eilt gewiß so schnell er kann nach Ofen zurück, denn er ist gar streng in seiner Pflicht.“

Gara sah unmuthig auf die ungebetene Sprecherin, doch Marias Lächeln stimmte auch ihn zur Duldung. — „Wenn er heute nicht zurückkehrt,“ fuhr er dann gemäßigt fort, „dann müssen Eilboten entgegen. Ich fürchte Horwathys Tücke, die unserem unerfahrnen Abgesandten vielleicht eine Falle gelegt, und bereue es

schon, nicht einen andern Mann mit dieser Sendung beauftragt zu haben."

Thekla erbleichte — ahnete das Schlimmste, und von Angst gefoltert, wankte sie nach dem Erkerfenster, um vielleicht ihres Jünglings Heimkehr bei dem letzten Schein der Dämmerung zu erspähen.

Gara suchte indeß die Königin zu beruhigen, die von der Besorgniß des Mannes, auf den sie alles baute, niedergedrückt mit thränenvollem Auge in seinen Zügen forschte. „Muth und Besonnenheit meine Fürstin," sprach dieser, und die Glut der Begeisterung überhauchte sein Antlitz. „Es ist eine schlechte Sache, welche die Horwathys führen, und die unsere ist gerecht. Ein Gerücht sagt: Paul von Agram sei mit seinem Bruder, dem Ban, einverstanden, und gerade er habe die Sendung angenommen an König Karl, um ihn zur Ausgleichung der ungarischen Angelegenheiten in das Land zu rufen."

„Nicht möglich!" fiel Maria erschrocken ein. „Er ist ja erst von einer Wallfahrt nach Rom zurückgekehrt, zu der ihn ein Gelübde verband."

„Wenn das Gerücht lügt, so ist es desto besser," versetzte der Palatin, „allein vorsichtig muß es uns machen."

„Wann wird dieser Zwiespalt enden?" klagte kummervoll die Königin.

„Mit Gottes Schutze soll die gerechte Sache meiner Fürstin bald siegen," tröstete Gara. „Die Zeichen sind günstig, und Eure schnelle Vermählung mit dem Prinzen Sigmund von Böhmen hat uns dreifachen Vortheil gebracht. Sie hat Euch eine kräftige Stütze gegeben, auf

daß Ihr nicht schutzlos steht in den Stürmen der bewegten Zeit; seine Theilnahme an Eurer Sache wird die Schritte unserer Gegner verzögern, und mit der Kriegsmacht verbunden, die er uns zuführen will, hoffe ich in offener Feldschlacht leicht unseren Feinden die Stirne zu bieten. Darum seid ruhig, meine Königin."

„Doch ist es Euch genehm," fuhr er nach einer Weile fort, während Maria nachdenkend dagestanden, „so begleite ich Euch zu Eurer königlichen Mutter, die in gleicher Sorge Eurer Berathung harrt."

Schweigend folgte die jugendliche Fürstin, zwar mit schwerem Herzen der Dinge Gestaltung erwägend, doch mit festem Glauben an Garas Treue und Klugheit hängend, die so zuversichtlich des Erfolges gewiß, der Gefahr entgegentrat.

2.

Vom Vollmonde beleuchtet, schwamm die Gegend im magischen Lichte. Lauter rauschten die Wogen des Stromes vorüber an den Mauern der Königsburg, deren Schatten weithin das helle Gefilde bedeckte. Tiefe Ruhe lag schon über der Stadt ausgebreitet, und heilige Stille, die nur selten der eintönige Ruf des Wächters, der die Stunde verkündete, auf Augenblicke unterbrach. In dem Königschlosse aber herrschte unruhig ängstliches Treiben. Gesattelte Rosse scharrten ungeduldig im Hofraume, und durch die weiten Gänge hallten schauerlich die Tritte von Männern, die nach dem hohen, düster erleuchteten Saale hineilten zur Königin.

Nur Thekla saß einsam und nachdenkend, den wei-

chen Arm auf den Steintisch gestützt, in ihrer einsamen Lieblingslaube des Schloßgartens, und lauschte mit wachsender Besorgniß auf das dumpf herübertönende Tosen im Innern der Burg. Die wankenden Schatten der vom Spätherbst gebleichten Blätter fielen unsicher auf das engelmilde Antlitz der bangen Jungfrau, das der glänzend schwarzen Locken weiche Fülle mit süßem Zauber umwehte. In ihren Wimpern zitterte eine Thräne liebender Ungeduld und keuscher Sehnsucht nach dem Geliebten, der zwar heimgekehrt war von seiner Sendung, doch noch immer ihr entfremdet weilte bei der Herrscherin, und unter den Großen des Landes im ernsten Geschäfte. Nur einen flüchtigen Gruß hatte er ihr zugerufen, als er vom Rosse springend, die Harrende am Fenster erblickte, dann war er vorübergeeilt, ohne Lächeln, ohne Rückblick, düstern Unmuth auf dem edlen Angesichte. Es war also keine frohe Kunde, die er gebracht, und Thekla schrak, von einer Ahnung ergriffen, furchtsam zusammen, wenn sie ihren Freund als schuldig an seiner Versäumung dachte, oder wenn sie erwog, wie leicht der Gewaltigen Gnade von denen weicht, die ihnen Übles künden.

Da rauschte es hastig durch die Hecken, und Kanisa lag mit einem Ausrufe der Freude in ihren Armen. „Endlich, endlich habe ich dich wieder!“ rief sie, indem sie sich mit sanfter Gewalt losrang, und die Locken aus des Jünglings Stirne strich. „Ich habe so lang mit Sehnsucht deiner geharrt, und auch geweint, weil du noch immer säumtest. Doch jetzt bin ich ruhig, und alle Sorge ist gewichen?“

„Sorge um mich?“ fragte der Jüngling, und

wiegte schmeichelnd seines Mädchen Rechte in seinen Händen.

„Ja freilich um dich, weil du gar so lange ausbliebst mit deiner gefährlichen Sendung," entgegnete Thekla. „Der Palatin hat mich heute recht in Kummer versetzt. Wenn dich keine sträfliche Kurzweil, sagte er, oder vielleicht eine hübsche Dirne aufgehalten —"

„Und hätte ich dich selbst auf meinem Wege gefunden," unterbrach Stephan, „ich hätte dich nicht gegrüßt, wäre auf dem Gruße auch nur das Versäumniß eines Athemzuges gestanden."

„Das sagte ich ja auch," fuhr das Mädchen fort, „nun so müßte dir irgend ein Unheil geschehen sein von den Horwathy's und ihren Anhängern, meinte dann der Palatinus. Da war ich recht in Kummer um dich, und betete zur heiligen Jungfrau, daß sie dich mir nur dieses Mal wiedergeben wolle, ungefährdet — die Himmlische hat mich aber auch erhört, und wie durch ein Wunder herbeigerufen, sprengtest du alsbald auf dem dampfenden Rosse daher, selbst mit Staub und Schaum bedeckt, so wild und unbändig, und doch athemlos und erschöpft, daß ich dich recht bedauerte."

„Es that auch Eile Noth," erwiederte Stephan. „Von Garas Warnungen und von der Kunde, die mir ward, geleitet, mußte ich weit ab von dem geraden Wege, und Agram umreiten, wo sie große Rüstung machen, den wälschen König, den hereingerufenen, zu empfangen, der bereits in Zeng gelandet, und dort schon von Johann Horwathy, dem Prior von Aurana, dann von Stephan Laszk, dem Wojwoden von Dalmatien, als Ungarns

Vermittler begrüßt worden ist. Die Säumung nachzuholen, galt es dann verdoppelte Ritte, und Klugheit dabei, um den Spähern aus den Augen zu kommen. Vom dichten Morgennebel irre geführt, hatte ich mich eines Tages zu weit von meinem Wege verirrt und streifte, mich wieder zurecht zu finden, durch das Heideland, als plötzlich mein Ohr das nahe Getöse eines ziehenden Reiterhaufens vernimmt, der bald auch meinem Auge als eine schwarze Masse sichtbar wurde, die sich rasch durch den Nebelflor bewegte. Einen Augenblick hielt ich unentschlossen, was ich thun sollte, mein Thier an. Noch war ich in Kroatien, also immer nicht sicher vor Garas Feinden, denen ein Abgesandter von ihm gewiß ein erwünschter Fang gewesen wäre; allein da fiel mir ein, daß ich ohnedies durch manche nothwendige Umwege und durch mein Herumirren schon zu viel Zeit verloren habe, und mich ohne Führer wohl auch nicht sobald an dem trüben Tage und auf der einförmigen Heide zurecht finden würde. Rasch entschlossen jagte ich daher den Reitern nach, um mich an sie anzuschließen, und die Richtung des Weges zu erforschen. Allein ich war nicht wenig betroffen, als ich italienische Söldner erblickte, die von einem kroatischen Führer geleitet, gegen Agram zogen. Nur eine List konnte mich von ihnen befreien, denn Johann Berislow von Grabor, das war der Geleitsmann des Häufleins, hatte mich scharf in das Auge gefaßt, und mich im Augenblicke umstellt. „Wohin Magyar!“ rief er mir zu, und musterte mit verdächtigen Blicken mein stattlich Thier, das schlecht zu meinem schlichten Gewande paßte.

„Nach Ofen, Landsmann,“ erwiederte ich, mit keckem Gesichte. „Der Wojwode von Dalmatien, dessen Pagen ich mich nenne, schickt mich mit geheimer Botschaft im Eilritte an seinen Bruder Andreas Laszk. Ich aber habe mich verirrt, und kann mich nimmer zurecht finden, wenn Ihr mir nicht die Fährte zeigen wollt.“ Berislow schüttelte bedenklich das Haupt bei solcher Kundschaft, und ich meinte schon in meinem eigenen Netze gefangen zu liegen. „Andreas in Ofen?“ sprach er endlich zweifelnd und suchte mit stechendem Blicke in meinen Mienen Verwirrung zu lesen. Ich aber sah kecklich vor mich hin. „So lautet meine Sendung, Herr,“ sagte ich. „Und wenn Ihr ihn nicht trefft in Ofen?“ frägte Berislow weiter. — „So soll ich harren auf ihn insgeheim, ohne Aufsehen zu erregen, bis er eintrifft,“ war meine Antwort, „denn ohne den edlen Andreas gesprochen zu haben, darf ich nicht heimkehren zu meinem Gebieter, der mich auf unverhoffte Fälle reich versehen hat mit Geld.“ Mit diesen Worten zog ich mein Geldnetz aus dem Gürtel, und wies es dem Mißtrauischen zur Beglaubigung meiner Lüge. Da erheiterte sich endlich sein Antlitz. „Ich hoffe, daß Ihr Wahrheit sprecht,“ versetzte er. „Wirklich erwarten wir Nachricht aus Dalmatien, die uns der Wojwode an seinen Bruder zu senden versprach. Darum ziehet ungehalten weiter, mein Knecht soll Euch die besten Wege zeigen — doch nicht gen Ofen müßt ihr hin, denn Andreas liegt an einer Wunde daheim auf seiner Burg Csaktornya. Von mir bringt dem Freunde meinen Gruß, und daß wir ihn erwarten in Agram, wohin König Karl bereits auf dem

Wege ist. Reitet glücklich.“ — Ich war froh, durch den Zufall in meiner Lüge begünstigt, so gut losgekommen zu sein, drückte dem mich begleitenden Knechte Berislows bei der nächsten Herberge ein Goldstück in die Hand, und eilte weiters unangefochten mit verdoppelter Vorsicht zu meiner königlichen Herrin und zu dir, mein süßes, gutes Mädchen.“

Thekla hatte aufmerksam die Erzählung ihres Freundes angehört, und schmiegte sich zärtlicher an ihn, als er die starke Hand um ihre Hüften schlang. „Du bist mir aufs Neue wiedergegeben,“ sprach sie, „da du Gefahr bestanden hast und Noth. Doch werde ich dich nie mehr verlieren?“

„Nie, so lange meine Brust athmet,“ erwiederte feurig der Jüngling. „Selbst mein letzter Hauch soll noch deinen Namen flüstern auf dem blutigen Felde der Schlacht und die Engel werden mich dann sanfter tragen in jenen Himmel, der jetzt so freundlich mit seinen Silbersternen niederblickt auf unsere Liebe.“

„Auch unsere Königin weiß davon,“ gestand schüchtern das Mädchen. „Meine Angst um dich hat sie ihr heute verrathen.“

„Und sie zürnt auf uns?“ fragte Stephan überrascht. „Wie sollte sie?“ beschwichtigte Thekla. „Sie ist ja so himmlisch sanft und gut, und nimmt so herzlich Theil an mir, daß sie nicht zürnen kann. Und auch sie kennt ja das Glück der Liebe,“ fuhr sie fort, „wenn gleich Stürme mit der Myrthe spielen in ihren bräutlichen Locken.“

„Sie ist also vermählt,“ fragte Kanisa, „wirklich vermählt mit Sigismund?“

„Kurz nach deiner Abreise," erzählte Thekla, „dem Zuspruche ihrer Mutter, den Gründen, die ob der nahen Gefahr wegen Karls Landung ihr der Palatin vorstellte, mußte die jungfräuliche Schüchternheit weichen, und unter dem Deckmantel der Verhältnisse das stille Gefühl der verschwiegenen Brust verbergend, reichte sie dem edlen Prinzen in wenig Tagen ihre königliche Hand. Darum kann sie auch über uns nicht zürnen, und über das stille Verständniß unserer Herzen, da ihr Herz ja selbst die Macht der Liebe fühlt."

„Ja sie kann uns nicht zürnen," fiel der Jüngling ein. „Sie zürnt ja Niemanden, selbst ihren Feinden nicht — ihr sanftes Herz ist keines Grolles fähig, und ihre erhabene Tugend, ihr himmlisches Gemüth kennt keinen Haß. Sie ist eine herrliche Frau, und glücklich der, den das Schicksal gesegnet, daß er sein Herzblut verspritzen kann für ihre Rechte. O es gibt keinen schönern Tod, als den Tod für meine Königin!"

„Ich kann nur leben für sie, die ich meine Herrin und Freundin nenne," entgegnete Thekla, und drückte Stephans Hand an ihren klopfenden Busen. „Allein für sie wollte ich auch das Schwerste ertragen, das Unmögliche. Darum, wenn sie einst heimkehren von ihren Schlachten," fuhr sie mit wehmüthig bebender Stimme fort, „mein Auge dich vergebens sucht unter den Reihen der jubelnden Helden, und dann mir die Kunde wird, daß du mit deinem Blute besiegelt deine Treue, dann werde ich zwar weinen um dich, weil ich mein Alles mit dir verlor — doch werde ich dich beneiden um deinen schönen Tod. Nicht wahr, das muß ich?" fragte sie, und

hing in unschuldiger Hingebung an des Geliebten Halse.

Schon war es Mitternacht vorüber, als die Liebenden nach dem Schlosse zurückkehrten. Noch immer herrschte Unruhe in seinen Gemächern, und dumpfes Gemurmel schlug geheimnißvoll von dem Saale der Königin herab an das Ohr der lauschenden Diener, die im Hofe sich mit den Rossen ihrer Gebieter beschäftigten. Jetzt öffneten sich die Pforten und ein Diener des edlen Grafen von Forgacs eilte, schnell auf sein Pferd sich schwingend, nach der Stadt hinab.

Kanisas Botschaft hatte die Königin-Mutter, so wie den Palatin in große Unruhe versetzt, die sich selbst in den Verstellung gewohnten Zügen Elisabeths, mehr als es ihr herrisch stolzer Sinn wohl wünschen mochte, aussprach. Daß Karl bereits nach Agram auf dem Wege sei, und bei der Abwesenheit Sigismunds und seines Heeres auch unaufgehalten seinen und der Horwathys Plänen folgen könne, war ein Donnerschlag für sie, und ihr schlauer Sinn rang vergebens nach Ränken, um das Unabwendbare zu verzögern. In der Eile hatte der Palatin Marias Getreue nach dem Schlosse berufen lassen, und im redlichen Flammeneifer für ihre Königin, der durch den Haß gegen die Horwathy noch mehr Nahrung gewann, waren diese unverzüglich der Mahnung gefolgt.

In ihrem Gemache hatte sie Maria erschöpft und entmuthigt auf dem mit reichem Pelzwerk belegten Ruhebette hingegossen, erwartet. Gara versuchte Alles, um Marias sinkenden Muth aufrecht zu erhalten, und durch sein Selbstvertrauen das ihre aufs Neue zu beleben. Be-

ruhigter erhob sie sich jetzt, und schritt hinaus zu den harrenden Edlen. Kanisa wiederholte noch einmal in ihrer Gegenwart seine Botschaft, und was er ausgespäht hatte in Dalmatien durch List und Zufall, in gedrängter Erzählung, und verließ dann auf einen Wink des Palatin die Versammlung, um die Geliebte in ihrer Lieblingslaube aufzusuchen, und ihr die Abenteuer seiner Reise zu erzählen.

Gara trat jetzt muthvoll und entschlossen vor die Herrscherin. Sein starker Geist hatte sich schnell emporgerungen über die Zweifel der Furcht, die alle Gemüther noch gefangen hielt. „Es gibt nur noch ein Mittel, dem Übel zu begegnen, und unseren Gegnern den Triumph zu schmälern. Prinz Sigismund ist fort nach seiner Heimat, um erst ein Heer zu sammeln, dessen wir jetzt bedürften, um mit einem Schlage die Feinde unserer Königin, und die meinen in ihre Schranken zurückzuweisen, die sie frevelnd überschreiten. Leicht ist das Volk für das Neue gestimmt, die Gefahr ist da. Was Gewalt nicht vermochte, hat oft ein gütlich Wort vermocht.“

Ein unwilliges Gemurmel erhob sich unter den Versammelten, und manche Hand langte nach dem Säbel.

„Sollen wir betteln bei denen, die wir noch vor Kurzem verachtet?“ fragte endlich Georg Waidasi, der Königin Feldherr, und trat als Sprecher aus den übrigen hervor. „Ist unser Arm erlahmt, der Ungarn alte Treue gegen ihre Fürsten zu Grabe gegangen, und unserer gekrönter Könige heiliges Recht? — Nein Palatin,“ fuhr er fort, als die Andern beifällig einstimmten, „nein,

Königin, so lange noch altmagyarischer Geist in unserem Herzen lebt, so lange bleibe uns auch das stolze Bewußtsein unserer Kraft unverletzt in der Brust. Sie sollen es versuchen an den Mauern dieses Schlosses, und sie werden sehen, daß ächter Ungarn Treue fester als Stein, fester als die Urfelsen im Gerippe der Erde. Der ist ein Feind unseres Thrones, der noch einmal von Flehen und Bitten redet."

„So will ich es darauf wagen?" versetzte Gara, und der Zorn, der sein des Widerspruchs entwöhntes Gemüth erfüllte, loderte in dunklen Flammen auf seiner Wange. „Wer von Euch wagt es, mich einen Verräther zu nennen, wenn ich den einzigen Weg einschlage, der uns Raum und Zeit verschafft zu fernerer Klugheit? Ich frage noch einmal, wer nennt mich einen Feind der Königin, wenn ich zur Güte rathe, wo Gewalt Tollheit, Verschwendung wäre? Sprecht Waidafi — habt Ihr je in einem meiner Schritte Ursache gefunden zu solchem Verdachte? kam Euch meine Klugheit je verfänglich vor? war meine List je einmal gefährlich für die Sache des Fürsten, dem ich diente? Darum nehmt Euer rasches Wort zurück, Georg, und urtheilt, wenn ich geendet habe, was ich reden will im Namen unserer Königin."

Waidafi trat ruhig zurück, und horchte auf seinen Säbel gelehnt den Worten des Palatins, der gemäßigt fortfuhr.

„Offene Gewalt kann uns schaden, und List vermag oft mehr, auch gegen den wachsamsten Gegner. Sie haben Karln hereingerufen in das Land als Schirmherrn unserer Rechte, und zur Ausgleichung des Zwiespalts,

der sich hie und da unter den Edlen zeigt. Nur mich wollen sie dadurch verderben, nur meine Hände wollen sie lähmen; denn daß sie mir Feind sind, das ganze Geschlecht der Horwathy, und die Laczk und Berislows mit ihren Freunden, das ist Euch allen bekannt wie mir. Allein ich darf es stolz bekennen, daß eben meine Treue, und das Vertrauen, das mir meine Königin so gnädig schenkt, der Stachel ist, der ihre mißgünstigen Herzen verwundet. Sie wollen mir einen Herrn gegenüberstellen, der mich beherrschen kann, wie sie glauben, und meines Sinnes Festigkeit beugen, die sich nur dem Willen meiner Königin beugt. Wer verliert mehr, als ich, wenn Karl das Scepter der zarten Haud meiner Herrin entwindet — wer verliert mehr, als ich, wenn Karl mit unsern Gegnern den Einfluß auf die Sache unseres Landes erringt — ich frage Euch noch einmal, wer verliert mehr, als ich. Oder denkt Ihr so gering von meinem Stolze, daß ich nicht alles aufbieten wollte, um mich desselben freuen zu können; denkt Ihr so gering von meinem Ehrgeize, der nur darin sein Ziel findet, daß ich meinem Vaterlande nach meiner besten Einsicht nützen kann — denkt Ihr so gering von mir selbst, daß ich schmiegsam wie ein Knecht meine Gewalt aus den Händen geben wollte, um mich durch sie von fremden Miethlingen züchtigen zu lassen? Nein, Ihr habt eine bessere Meinung von Thomas Gara, Eurem Palatin, als daß Ihr Arges denken könntet von meinem Vorschlage, Ihr habt eine bessere Meinung von meiner Klugheit, als daß Ihr glauben solltet, ich würde nicht der erste sein, der mit Gewalt einen Streit zu schlichten suchen würde, von dessen Aus-

gang auch mein Ruhm abhängt. Allein der Kluge spart seine Kraft, und nur ein Rasender wirft das letzte Brot über Bord in die tobenden Wellen, im letzten Augenblicke länger das angstvoll arme Leben zu fristen, und langsam einen qualvollen Tod zu sterben. Nein — das letzte Recht ist die Gewalt; sie bleibe für das Äußerste bewahrt, und sie wird wachsen im Verborgenen, bis der entscheidende Augenblick sie fordert."

„König Karl ist dem Lande bekannt, er ist fast eingeboren. Erzogen von Ludwig, unserm herrlichen König, ein Jugendgespiele unserer Herrscherin, mit dem Charakter des Volkes und der Edlen bekannt, wird er auch Thron und Volk in seinen angestammten Rechten ehren. Von Ludwig auf den Thron von Neapel erhoben, wird er sich damit begnügen, um so mehr, da er gelobte, keine der Töchter Ludwigs in ihrem Erbe zu beunruhigen. Er kann uns daher als Vermittler des Zwistes erscheinen, den einige Große angezettelt. Mag er Pläne haben wie immer, wir nehmen den Schein für Wahrheit und handeln darnach — so darf auch er nicht Gewalt brauchen, und unsere List hat ihn in seinen ersten Schritten entwaffnet. Äußert er sich jedoch anders, dann können wir zurückweisen, was gegen das Recht unserer Königin und gegen seinen Eid ist, den er in Ludwigs Hände abgelegt."

Beifallsgemurmel unterbrach auf einige Augenblicke die Rede des Eifernden.

„Was denkt Ihr alle zu thun?" sprach Maria endlich, und erhob sich mit Hoheit von ihrem Sitze.

„Ich meine, Ihr sendet einen Getreuen mit einem

Briefe dem fremden Herrn entgegen," versetzte Gara, halb zur Königin, halb zur Versammlung gewendet. „Der soll ihn fragen, welche Absicht ihn hereingeführt in unser Königreich, was er zu thun gedenkt in der Sache, die er vorwendet, und was er thun wird, wenn sie beigelegt. — Auf das alles soll er offene Antwort geben, und Ihr werdet sehen, daß er Euch eine erwünschte sendet. Dann liegt er aber an der Kette seines Fürstenwortes, und will er sie brechen, dann ist die Stunde der Gewalt gekommen, die jetzt, zu spät und zu frühe, in demselben Falle nur schlimmer machen würde, was nicht abzuwenden ist. Dann ist auch das Vertrauen des Volkes zu ihm verloren, und unsere Sache siegt. Genehmigt Ihr den Vorschlag, Herrin?" — „Er ist klug und schlau ersonnen," entgegnete die Fürstin, indem sie fragend im Kreise umblickte, der durch lauten Beifall seine Zustimmung gab. „So wählt denn einen Gesandten, der klug unterhandle mit Karl, und sendet ihn heute noch ab. Es graut ja ohnedies schon der Morgen, und ruft den Tag herauf über das ruhende Land."

„So trifft Euch meine Wahl," sprach Gara rasch, nachdem er einige Augenblicke die Versammelten gemustert, und zeigte auf Blasius Forgacs, den Mundschenk der Königin, der froh des erwünschten Auftrages alsogleich seine Diener hinabsendete nach der Stadt, um sein Gefolge zur Abreise zu berufen. Die Versammlung ging indeß aus einander, und nur Maria weilte noch mit ihrem Palatin und Forgacs in ihrem Gemache, dem erwählten Gesandten ihre letzten Aufträge zu ertheilen, und das Sendschreiben an Karl zu übergeben.

Auch zur Königin Elisabeth eilte er jetzt mit Gara, um den Erfolg der nächtlichen Berathung, welcher sie aus Gründen nicht beigewohnt hatte, der Herrin mitzutheilen.

Elisabeth lag noch wach, und des Erfolges gewärtig, in ihrem Schlafgemache, das eine goldene Ampel sanft erhellte. Freundlich erhob sie sich aus ihrem Armstuhle, als ihr Forgacs seine Sendung verkündete, und sie um Beifügung ihrer Aufträge bat. „Es freut mich, edler Forgacs," sprach sie, „daß Ihr Eure alte Königin noch ehrt in mir, und nicht scheidet, ohne auch meinen Willen eingeholt zu haben. So ziehet denn mit Gott, und vollbringt, was der Königin, meiner Tochter, Will' und Meinung ist, und Eure Klugheit und bewährte Treue kröne den Erfolg. Ich habe Euch nichts mehr zu sagen, als daß ich Euch das volle Vertrauen schenke, das Ihr durch langer Jahre Dienst so sehr verdient."

Mit diesen Worten reichte sie gnädig dem ehrfurchtsvoll harrenden Grafen die lilienweiße Hand zum Kusse, als ein Zeichen besonderer Huld und Gnade, und auf ihrem edlen Antlitz lagerte sich ein Zug eines heimlichen Triumphes, der sich deutlicher in den feurigen, geistvollen Blicken der Fürstin aussprach.

Forgacs aber verneigte sich noch einmal tief, und verließ mit der Versicherung seiner unwandelbaren Ergebenheit an der Hand des Palatin das Gemach.

Schon röthete sich im Osten der Himmel, ein Purpurstreif umsäumte des Horizontes Grenzen und von den erbleichenden Sternen thaute das letzte Licht auf das Gefilde nieder, das des Zwielichts unsicheres Helldunkel

überhauchte. Da drückte Forgacs wie zur Besieglung eines Verständnisses die Hand des Palatin, mit dem er in leiser Zwiesprach durch die hallenden Gänge geschritten war, und eilte hinab nach dem Burghofe, wo schon auf ungeduldigen Rossen die Seinen harrten.

Leicht, fast ungeduldig schwang er sich auf seinen Rappen, und sprengte, indem er noch einmal voll Ehrfurcht zurückgrüßte nach dem Fenster, an dem Elisabeth erschien, über die donnernde Zugbrücke hinab, seiner Bestimmung entgegen.

Elisabeth aber lag noch lange am offenen Fenster, und sah dem Enteilenden nach, der bald ihren Blicken entschwunden war. „Zu schnell," sprach sie endlich zu sich selbst, „zu schnell folgten die Ereignisse, zu schlau war der Trug, der uns umspann. Doch auch ein Weib kann Eure Netze zerreißen, Verräther, ein Weib, das einen kräftig männlichen Geist in zarter Hülle birgt. Zittert — wenn meine Pläne sich erfüllen, zittere Karl von Durazzo, wenn du ungenügsam mit der dir geschenkten Krone nach der unsern ringen willst. Ich bin zwar nur ein Weib, allein ein kühnes Weib, und im Kleid der Schwäche, des Herrschens süße Lust gewohnt. Zittere Karl, wenn dir dein Glück den Rücken wendet, zittere noch mehr, wenn es dir auf Ungarns Boden Weihrauch streut. Noch lebt Elisabeth!"

Die Sonne war indeß aufgegangen, ein leichter Nebel, in dem der Reiher fröhlich nach Beute jagend streifte, zog über des Isters schimmernden Wasserspiegel, und wehte in leichten rosigen Wölkchen empor zu dem in bunten Farben erglänzenden Himmel. Von

sanften Gefühlen hingerissen und der Morgenfeier heiligem Anspruche, das stolze Herz öffnend, hing Elisabeths Auge an der purpurnen Lichtkugel, die schimmernd emporrollte zu den Zinnen des Himmels. Sanftere Gefühle durchbebten ihre Seele, und weich, fast wehmüthig gestimmt, begab sie sich zu Maria, die noch süß schlummernd auf ihrem von der Morgensonne beleuchteten Ruhebette lag.

3.

Tiefe Grabesstille lag mit dem Schattenmantel einer sternelosen Herbstnacht über Agram ausgebreitet. Nur der Sturm, der die letzten falben Blätter von den Zweigen schüttelte, und mit den knarrenden Wetterfahnen sein unheimliches Spiel trieb, heulte in einzelnen Stößen über die nebelfeuchten Giebel. Im Arme des Schlummers lag alles, nur in einem einsamen düsteren Gemache, das eine einzige, tief herabgebrannte, trüb flammende Leuchte kaum zur Hälfte erhellte, wandelte still brütend, bald durch Worte Unruhe und Ungeduld verrathend, eine Gestalt auf und nieder, deren Schatten sich riesig dehnte über das vergoldete Getäfel der Decke. Große Pläne schienen des Mannes Seele zu beschäftigen, allein das scheue Zusammenfahren bei dem leisesten Geräusche, das ein nagender Holzwurm, oder der Zug des Windes in den lockeren Tapeten hervorbrachte, kündete eben so wenig etwas Gutes, als der tückische Zug um die fest zusammengedrückten Lippen, mochte auch das Auge noch so redlich blicken und das greise Haar Vertrauen und Ehrfurcht fordern. Zwar beugte schon der Jahre Last den tiefsinnigen Mann,

aber noch war edel, ja stolz seine Haltung, und in der Farbe seiner Wangen, wie in der Festigkeit seiner Bewegungen sprach sich Kraft und Würde aus. Ein leises Klopfen an der einen Wand des Gemaches zog jetzt seine Aufmerksamkeit auf sich. Den Zipfel des sammtenen, schwer mit Gold verzierten Gewandes über das Gesicht ziehend, schlich er leise näher, und hielt das Ohr lauschend an die wankende Tapete. Da klopfte es noch einmal und dann wieder. „Sie kommen endlich," flüsterte Paul Horwathy, denn kein Anderer war der Lauschende, und öffnete vorsichtig die verborgene Thür. Bis an das Kinn in ihre Mäntel gehüllt, die Mützen tief in die Stirne gedrückt, schlichen jetzt einige Männer in den Saal und sammelten sich in einem Kreise um Paul, der, nachdem er noch einmal mißtrauisch in den dunklen Gang hinausgeleuchtet, und dessen Thüre sorgfältig wieder verschlossen hatte, mit finsterem Ernste in ihre Mitte trat. Die Männer aber waren: Andreas Laczk, der Bruder des Wojwoden von Dalmatien, der von seiner leichten Wunde genesen, bei der Nachricht von Karls Ankunft von Czaktornya hieher geeilt war zu seinem Freunde, dann Johann Zuglacks mit seinem Freunde Stephan Hederwars, endlich Stephan von Symonytornya, Stephan Laczkowich, der entsetzte Ban von Dalmatien, und die Brüder Johann und Franz Berislow von Grabor.

„Seid mir willkommen zur nächtlichen Berathung," nahm endlich Paul das Wort. „Kurz ist die Stunde, uns dränget die Zeit, darum vernehmt noch einmal meine Frage: Soll Karl von Neapel König sein über Ungarn, oder nur Vermittler zwischen den Großen und der Königin?"

„Er soll König sein,“ versetzte Stephan Laczkowich, „denn nur als König kann er den übermüthigen Gara in seine Schranken zurückweisen, aus denen er frevelnd bricht, um mit der herrschsüchtigen Elisabeth verbunden, mit dem sanften Gemüthe Marias und mit ihrer jugendlichen Unerfahrenheit zu spielen.“

„Nein, nicht aus diesem Grunde,“ fiel Andreas Laczk dem Sprecher in die Rede, und lüftete die silbernen Spangen seines Dollmans, während er zugleich den Säbel aus dem Gehänge stieß, daß er klirrend auf den Steinboden dröhnte. „Strafe mich Gott, wenn mir des Magyarenlandes Wohl und Glanz nur darum am Herzen läge, weil ich mit einem Streiche für das Gute geführt, auch meine Feinde niederschmettern kann. Euch liegt nichts am Herzen, als Rache zu nehmen an Gara, weil er die Ursache ist, daß Ihr Eurer Würde als Ban von Dalmatien entsetzt wurdet. Der edle Ungar aber denkt mit dem Gedanken an sein Vaterland an keine Privatrache, und ich meine, Ihr alle seid eines Sinnes mit mir.“

Paul erröthete, und bitterer Unmuth umzog seine Stirne mit drohenden Wolken, auch Laczkowich knirschte ingrimmig mit den Zähnen.

Gerne hätten beide ein scharfes Wort erwiedert, allein Stephan Hederwars, auf dessen bleichem Antlitze der trüben Leuchte wankender Schein seltsam und grauenhaft spielte, nahm schnell das Wort, indem er rasch den Dollman über die Schulter zurückschlug, und den Kalpak aus der gefurchten Stirne rückte. „Unser Freund Andreas hat edel geredet,“ sprach er, „so recht wie ein

Ungar reden muß, dessen einzige Sonne der Ruhm seines Vaterlandes ist. Darum fortgebannt allen anderen Eigennutz. Wir können einem Weibe nicht gehorchen, das uns durch Miethlinge beherrschen muß. Gara ist mir ein Feind des Landes, und müßte ich ihn auch sonst als Freund verehren. Ihr alle wißt, welche neue Ränke er mit Elisabeth geschmiedet. Maria ist an einen Prinzen aus fremdem Geschlechte vermählt. Das ist sein Werk. Der Gewinn einer Krone wird den jungen Sigmund entflammen — er wird kommen und das heilige Diadem empfangen aus den Händen unserer Königin. So wahr ich gläubig bin, es ist die höchste Zeit, mit Ernst zu handeln. König Karl ist bereits in unseren Mauern, noch wissen sie in Ofen nichts von seiner Ankunft, die Gewalt der Überraschung wird uns begünstigen, und ehe jener Sigmund noch wiederkehrt aus seinem Böhmen, um als Garas Werkzeug sich vor die Königin zu stellen, ist Karl Protektor Ungarns und Vormund der Königin."

„Also nicht König?" fragte Laczkowich, und maß mit durchbohrenden Blicken den kühnen Sprecher, der ruhig fortfuhr: „Ungarns Königin ist Maria, die Tochter Ludwigs; ihr Beschützer und der Erhalter ihrer und unserer Rechte, der Mittler zwischen Thron und Volk, Karl von Neapel. Verderben aber für Gara und alle, die seinen Ränken folgen, damit auch Ihr Genugthuung erhaltet, die Ihr nur seinen Haß mit Eurem zahlt." Eine dumpfe Stille herrschte jetzt im Saale, wechselnde Gefühle bewegten die Gemüther der Versammelten, und mancher Blick ruhte flammend auf dem edlen Hederwars, der vielleicht der einzige reine dastand unter ihnen, voll glü-

henden Eifers für seines Vaterlandes Ruhm und Glanz. Endlich ergriff Paul das Wort. „Laßt uns nicht länger über das Entschiedene streiten," sprach er. „Der erste Schritt ist gethan, Karl ist von uns gerufen im Lande. Der Zwiespalt unserer Meinungen, ob er unser König sein soll oder blos Gubernator des Landes, darf uns nicht entzweien, Karl selbst soll und wird ihn entscheiden. Allein ganz andere Dinge machen unsere Berathung nöthig. Redet Ihr Johann von Berislow, sprecht Andreas Laczk, was Ihr erkundet."

„Unser Trachten ist in Ofen verrathen," sprach Berislow, auf den jetzt alle gespannt ihre Blicke richteten. „Gara hat uns mit Spionen umstellt, bis nach Dalmatien seine Kundschafter ausgesendet. Ich selbst traf auf einen, der mit einem Märchen sich meiner Wachsamkeit entzog. Er gehe mit geheimer Botschaft des Wojwoden von Dalmatien nach Ofen, um dessen Bruder dort zu erwarten."

„Indeß lag ich krank daheim an einem Falle, den ich auf der Jagd gethan," unterbrach Andreas Laczk den Erzähler.

„Ich wußte das wohl," fuhr Berislow fort, „allein da wir gerade Botschaft erwarteten von Dalmatien, und auch der Bote reich ausgestattet war, wie es solcher Sendung zukömmt, so ließ ich ihn ziehen, und wies ihn noch den Weg nach Czaktornya. Da erfuhr ich aber, daß kein Bote von dem Wojwoden dort angelangt, und sinne nach, und forsche, bis mir ein Anhänger aus Ofen kund thun läßt, der Gefragte sei ein Anhänger Garas, und von ihm auf Kundschaft gewesen, und was er mir von seiner Sendung gesagt, wäre ein Märlein."

„Sogleich aber nach seiner Ankunft," erzählte Laczk weiter, „haben sie Versammlung gehalten im Schlosse zur Mitternachtstunde und beim grauen Morgen sei Blasius Forgacs aus der Stadt geritten mit reichem Gefolge, wie es geheißen, dem Könige Karl entgegen, mit Gruß und Sendung von der Königin. Wirklich ist er auch heute in der Dämmerung hier eingezogen und will morgen mit Karl unterhandeln."

„Das darf er nicht!" riefen einige Stimmen, „er darf den König nicht sprechen. Morgen muß er die Stadt verlassen," andere. Aber Hederwars erhob sich noch einmal. „Ehret den Gesandten und handelt nicht so offenbar gegen alles Recht. Er soll mit König Karl unterhandeln nach seinem Auftrage."

„Und wenn er Karl überredet, von seinem Willen abzustehen?" fragte Paul. „Soll das, woran wir so lange mit eigener Gefahr gebaut, am Ziele untergehen, wenn Karl sich blenden läßt von dem listigen und beredten Forgacs, den gewiß Gara zu dieser Sendung erwählt, weil er sich auf seinen Freund verlassen kann? Was werden unsere Freunde in Ofen sagen, wenn wir hier in Agram durch eine Unvorsichtigkeit alles verlieren sollen, was uns des Königs Gegenwart versichert."

„Nein, nein, er darf nicht zum Könige!" riefen die Übrigen, „und wenn ich ihn an der Schwelle niederhauen soll, er soll nicht unterhandeln," stimmte Stephan Laczkowich ein.

„So habt in Eurem tollen Muthe Euren Willen," versetzte Hederwars, und schritt nach dem Ausgange. „Entlaßt mich," fuhr er fort, als er ihn verschlossen

fand. „Ich sage mich los von Euch und Eurem Thun, das auf solche Weise nur Verderben bringen kann über uns und unseren Beschützer Karl.“ — „Bleibt, bleibt zurück!“ tobten die Übrigen, und zogen wüthend die Säbel, als der Verletzte auf die Weigerung Pauls, die geheime Pforte zu öffnen, Miene machte, sie mit Gewalt zu erbrechen.

Mit aller Mühe gelang es endlich Berislow, die Aufgeregten zu besänftigen, und Hederwars durch Güte zurückzuhalten. „Wenn Ihr mich hören wollt, so will ich noch einmal reden,“ begann dieser wieder, indem er unter die Versammelten trat. „Was fürchtet Ihr von einer Unterhandlung des Forgacs mit dem Könige? daß er ihn überrede, der Gewalt zu entsagen, die ein großer Theil der Edelsten des Landes in seine Hände geben will. Wißt Ihr Karls Ehrgeiz nicht aufzustacheln, seine schwache Seite gegen jeden Zuspruch des Gesandten der Königin zu nützen? Wird die Erinnerung an Ludwig, seinen Erzieher, ihm die Lust nach einer solchen Herrschaft verleiden, wird der Gedanke, daß er von ihm Neapels Thron erhielt, die Erinnerung aus seinem Gedächtnisse wischen, daß er ihn nur über der Leiche seines von Ludwig hingerichteten Vaters bestieg? Regt das auf in seinem Gedächtnisse, umgebt ihn, wenn Forgacs seine Sache anbringt, flüstert ihm zu, wenn er wanken will, schmeichelt seinem Ehrgeize, wenn er schwach wird, und triumphirt dann doppelt über den Erfolg.“

Überlegend standen die Magnaten, und selbst auf Pauls streng gefalteter Stirne glättete Beifall die düsteren Runzeln.

„Ich stimme auch bei," redete er, „es ist klug berechnet, und der Erfolg entschieden. Doch wer wird ohne Aufsehen dem Zwiespruch des Königs mit Forgacs beiwohnen können?"

„Euer Bruder," versetzte Hedervary. „Dem Banus von Kroatien steht es zu, den fremden Herrscher zu umgeben, so lange er in Kroatien weilt. Das kann keinen Verdacht erregen. Dem Ban steht ingleichen freie Rede zu, als dem Stellvertreter der Königin; ihm steht es zu, für das Beste Ungarns zu reden, und seine Schlauheit wird ihm die Worte geben, die, ohne Argwohn anzufachen, den König leiten."

„Ich sehe keinen Unwillen mehr im Euren Mienen," fuhr er voll Selbstgefühl nach einer Pause fort. „Der Sturm, der vor Augenblicken noch gegen mich tobte, ist besänftigt — und Ihr seht nun ein, daß Ihr mich vorschnell für einen Feind Eurer Sache hieltet, weil ich nicht aufflammte, wie Ihr. So lasset uns denn auch als gute Freunde heimkehren, denn der Morgen naht. Ihr aber," redete er zu Paul gewendet, „Ihr unterrichtet mit dem Frühesten Euren Bruder von unserem Entschlusse, und tragt ihm unsere Meinung vor, damit er reden könne, wenn die Stunde kömmt."

Mit diesen Worten warf er den Kalpak, den er im Eifer der Rede abgenommen, auf das Haupt, schlug den verhüllenden Mantel um seine Schultern, und entfernte sich, nachdem er Paul noch einmal die Hand gedrückt, mit den Übrigen durch den dunklen Gang, eben so geheimnißvoll, als sie gekommen waren.

Paul aber eilte auf sein Schlafgemach, um den

Brief an seinen Bruder zu fertigen, der ihm den Beschluß der Versammlung eröffnete.

Von dem nächtlichen Schatten rang sich indeß allmälig die Dämmerung los, die das weite Gefilde und das ferne Gebirge in verschwimmenden Gestalten zeigte. Lichte Nebelstreife kündeten in Osten den anbrechenden Tag, der langsam emporstieg aus dem purpursäumigen Gewölke. Schon herrschte auch in den Straßen von Agram reges Leben, und neugierig strömte das Volk nach dem Hause hin, in dessen weitem Hofraume sich die Begleiter Forgacs, Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern, zum festlichen Zuge rüsteten.

Auch König Karl hatte sich bereits von seinem Lager erhoben, und wohnte, von dem Ban Ladislav Horwathy und seiner Leibwache begleitet, seiner Gewohnheit nach der Morgenandacht in der Kapelle des Schlosses bei. Blasius Forgacs harrte indeß, von seinem Gefolge umgeben, von den Schranzen des Königs mißtrauisch betrachtet, im Vorgemache, und dachte der Rede nach, mit der er den Fürsten im Namen seiner Herrin begrüßen sollte. Sein Stolz empörte sich, als schon eine Stunde im vergebenen Harren verrann, und zudringlicher und kecker die fremden Herrenknechte seine Begleiter behandelten. „Wie lange soll's noch werden, ehe ich Einlaß erhalte," rief er endlich dem Kämmerling des Königs zu, der, in frecher Anmaßung des Magnaten Gegenwart nicht beachtend, an den Scheiben des Fensters seine Finger übte, und den versammelten Edlen den Rücken kehrte. „Ich bin der Gesandte der Herrscherin des Magyarenlandes. Wo ist es Sitte, daß man den Stellvertreter

einer gekrönten Fürstin achtlos harren läßt im Vorgemache, wie einen bittenden Knecht?“

„Was wollt Ihr von dem Herrn?“ fragte in verhöhnender Anmaßung der Kämmerling.

„Gehör!“ donnerte Forgacz, und zur Wuth gereizt durch des Knechtes Frechheit, durchbohrte er mit glühenden Blicken den Erschrockenen, der schnell gedemüthigt und furchtsam sich nach einem Seitengemache zurückzog.

Da flog die Thüre auf und der Ban trat stolz aus dem Saale auf Forgacz zu. „Der König, so eben aus der Messe zurückgekehrt, harrt mit Ungeduld auf Eure Sendung. Tretet ein mit Euren Edlen,“ fügte er heuchelnd hinzu, „und seid meines Vorworts versichert.“

„Ich bedarf Eures Vorworts nicht,“ versetzte mit scharfem Blicke der Abgeordnete. „Was ich mit dem Könige reden muß, unterstützt sich schon selbst, denn es ist eine gute und gerechte Sache. Wollt Ihr mir aber zu Dienste sein, zu Gunsten unserer Herrin, Eurer Königin, so laßt mich ungestört vollbringen, was zu vollbringen ist.“

Mit diesen Worten trat er, von Ladislav geführt, in den Saal.

Ein kleiner, zarter Mann, mit blondem, zierlich gekräuselten Haupt- und Barthaar, eingehüllt in weiche, reich gestickte Seidengewänder, lag in einen Armstuhl hingegossen und erwartete ruhig den Gesandten. Es war der König selbst. Freundlichkeit und Milde sprachen aus seinem Antlitze, und zuvorkommend begrüßte er in ungarischer Sprache den Gesandten, als dieser mit ernster Würde vor ihn trat, und auf ein Knie sich niederlassend,

das Schreiben seiner Königin überreichte. Karl entfaltete nach einem Winke, sich zu erheben, hastig die Rolle und durchflog eifrig ihren Inhalt. Zwar lagerten sich anfangs düstere Falten auf seiner Stirne, doch schnell bekämpfte er seine Gefühle, und las ruhig fort bis zum Ende.

Forgacz gewann indeß Zeit, seine Umgebung zu übersehen.

Ein grau gelockter Mann, im schwarzen Sammtkleide, ein goldenes Kettlein um den Nacken, saß in einer Fensternische, und war emsig mit Schreiben beschäftigt. Hinter seinem Stuhle stand Alberigo, der Feldherr der wälschen Truppen, ein kräftiger, noch jugendlich aussehender Mann, mit einem schwarz gelockten Brutuskopfe, und vielberedten, listig blickenden Augen. Sein ganzes Wesen war anziehend, nur sprach sich ein übertriebener Stolz in seinen Mienen aus. Mit ihm in eifrigem Gespräche begriffen war Ladislav, der oft beobachtend bald nach dem Könige, bald nach Forgacz blickte. In bescheidener Entfernung standen die Pagen des Königs, deren reiche Seidengewänder auffallend abstachen von denen der magyarischen Jünglinge, die den Gesandten umgaben.

Karl hatte jetzt das Lesen beendet. Mit Anstand erhob er sich von seinem Sitze und richtete, das Schreiben zusammenfaltend, seine Rede freundlich und herablassend an Forgacz:

„Eure Königin, meine liebenswürdige Schwester Maria, mit der ich nach dem schmachvollen Tode meines Vaters an Ludwigs Hofe so manche schöne Stunde verlebt, entbeut mir hier ihren freundlichen Gruß. Die

Nachricht von meinem ungehofften Besuche hat sie in Schrecken versetzt, das war übrigens von dem zarten Geschlechte zu erwarten, zu dem sie gehört. Allein es ist so meine Weise, daß ich schnell beschließe und schnell ausführe, was ich beschlossen habe. Sie läßt mich nun fragen durch Euch, was der eigentliche Zweck meines Kommens ist. Ich werde ihr darüber meine schriftliche Antwort senden, und hoffe ohnedies bald in Ofen die lang Vermißte selbst zu sehen."

Der Ban trat lauschend näher, durch ein leises Geräusch den König aufmerksam zu machen. Doch dieser fuhr arglos scheinend fort: „Übrigens danke ich der Königin für das Zutrauen, daß sie sich offen und ohne Rückhalt gerade nur an mich wendet, um meine Absicht zu vernehmen, und für die Freude, daß sie mir Euch als Gesandten geschickt, edler Forgacs. Ich lerne dadurch aus dem schönen Magyarenlande, in dem ich als ein Freund und Anverwandter auch freundlich willkommen zu sein gedenke, einen Edlen mehr kennen, von dessen ritterlicher Tugend ja jeder Mund überfließt, der nur den Namen Forgacz nennt. Doch für jetzt genug. Ich eile, meine Antwort für Maria auszufertigen. Dann aber erwarte ich Euch an meiner Tafel, deren Freude wohl manche Meinung verscheuchen soll, die sich spannend noch zwischen uns gestellt."

Die Schmeichelei des Königs hatte Forgacs mehr verletzt, als erfreut. Unter einer tiefen Verneigung dankte er für die ihm zugedachte Auszeichnung, und verließ von Horwathys spottendem Blicke, und dem höhnischen Lächeln der Kämmerlinge begleitet das Schloß.

Es war unverkennbar, daß ihn der König absichtlich auszeichnen wollte, man sah es aus seinem ganzen Benehmen, daß ihm besonders daran lag, den in ganz Ungarn wegen seiner Anhänglichkeit an den Thron, und wegen seiner übrigen Tugenden und Vorzüge hoch verehrten Forgacs für sich zu gewinnen. Das Benehmen des Königs war zu herablassend, zu freundlich, zu hingebend, als daß keine Tücke dahinter hätte lauern sollen. In Forgacs hatte jedoch Gara der Königin einen Gesandten gewählt, der sich durch keine Schmeichelei gewinnen ließ, der, von seiner unerschütterlichen Treue umpanzert, kalt blieb für jede Lockung des Ehrgeizes, der Habsucht und anderer Leidenschaften, welche die Tugend bestechen. Kalter, feierlicher Ernst war die Waffe, die er Karln entgegensetzte, und selbst als er an der Tafel des Königs erschien, und seinen Platz neben demselben angewiesen sah, behielt er, diese Auszeichnung fast als Pflicht annehmend für den Gesandten seiner Königin, seine unbeugsame ruhige Haltung bei. Kein Lächeln glättete seine Stirne, aber unaufhörlich streifte sein Blick an der Tafel umher, in jedem Antlitze zu lesen, zu jedem Worte in irgend einer Miene den rechten Sinn zu finden, prüfend Alles, was er sah, mit aufmerksamer Strenge. Eine leichte Wolke des Unmuthes verdüsterte die Züge des Königs, als er Forgacs prüfende Kälte bemerkte und seinen ruhigen Stolz. Doch er war zu sehr Hofmann, als daß er durch den geringsten Wechsel seines Benehmens sich eine Blöße hätte geben können. Im Feuer einer Lobrede, die er Marias Vorzügen gehalten, ergriff er jetzt schnell einen Pokal, und leerte ihn auf das Wohl der Magyarenkönigin.

Mit glühenden Wangen und hochgehobener Brust stieß, den Toast auf des Königs Wohl erwiedernd, Forgacs mit dem Fürsten an. Doch als Ladislav mit verstellter Freundlichkeit ihm seinen Becher zum Anstoße bot, da schwankt' er einen Augenblick, endlich besann er sich, und indem er klirrend anstieß, daß der edle Ungarwein hoch emporspritzte im goldigen Bogen, rief er mit funkelnden Blicken: „Hoch lebe unsere Königin — hochbeglückt zu des Vaterlandes Ruhm und Freude! Hoch das Land der Magyaren, aber Tod den Abtrünnigen, die es verderben wollen!“

Zwar lächelte Karl beifällig über des Magnaten Begeisterung, allein im Innersten tief verletzt von dem ausgebrachten Toaste, wendete er sich alsbald zu dem Ban, indem er halblaut, zwar jedoch so laut, daß es Forgacs hören konnte, sprach: „Auch der edle Forgacs scheint mein plötzliches Erscheinen in Ungarn zu mißdeuten. Allein, so wahr ich an den Himmel glaube,“ fuhr er mit lauter Stimme, den sprechenden Blick nach oben gerichtet, fort, „ich werde Ludwigs Wohlthaten nie vergessen, und bin in dieses Land nur gekommen, um den Zwist der Stände mit der Königin zu schlichten.“

Hierauf erhob er sich, schnell die Tafel beendend, und zog sich, nachdem er zuvor noch Forgacs auf den morgigen Tag zur Übernahme seiner Briefe an Maria bestimmt, in seine Gemächer zurück.

Ladislav warf noch einen Blick voll schlecht verhehlten Triumphes auf den Gesandten, der ruhig und ohne Wortgepränge das Schloß verließ.

4.

Der 24. September des Jahres 1383 fand ganz Ofen in Bewegung, denn Karl von Neapel, der bald nach der Rückkehr des Forgacs mit den Seinen von Agram aufgebrochen war, wurde mit wechselnden, hier bangen, dort frohen Gefühlen erwartet. Auch die Königin Maria hatte sich nach einer schlaflos zugebrachten Nacht erhoben, um sich zu dem Empfange des Erwarteten vorzubereiten. Vom vielen Weinen war ihr Auge getrübt, unruhig wogte ihr Busen und dem Sturme der Gefühle erlag ihr jugendlich schwaches Herz. Ganz eingeschüchtert, fast wortlos hatte sie den vergangenen Tag auf ihrem Gemache zugebracht, und selbst Theklas theilnehmende Tröstungen waren nicht im Stande gewesen, sie zu ermuthigen. Hundertmal hatte sie die Stunde verwünscht, in der sie die Krone angenommen, die ihr so viele nie geahnte Sorgen gebracht. Doppelt schwer fiel ihr jetzt die Abwesenheit ihres Gemahls auf das Herz, ihr graute vor dem Augenblicke des Zusammentreffens mit Karl, wenn er auch einst als Jugendgespiele ihr so lieb gewesen war; und mit angstgepreßtem Herzen schrieb sie noch in nächtlicher Stunde an Sigismund nach Prag, unterrichtete ihn von Allem, und bat flehentlich, doch ja bald in Ungarn, wenn auch ohne Heeresgefolge, zu erscheinen, denn sie erwarte von Karl nur das Schlimmste.

Erst als beim anbrechenden Tage ihre Mutter Elisabeth, die in keiner Lage ihre Fassung verlor, zu ihr in das Gemach trat, und, mit Gara vereint, ihr zusprach, erst da machte ihr Schmerz heroischem Muthe Platz, und

mit dem Entschlusse Alles zu ertragen, was die Zukunft bringen werde, trat sie den schweren Gang zu Karls Begrüßung an. In einem goldenen Wagen, dessen Decke eine kostbare Krone schmückte, fuhren die Königinnen dem fremden Fürsten entgegen. Sechs blendendweiße Rosse mit golddurchflochtenen Mähnen im blitzenden Prachtgeschirre, mit Purpurdecken behängt, zogen, von prachtvoll gekleideten Pagen geführt, den Wagen, den eine Schaar der vorzüglichsten Edelleute in kostbaren Waffen umgaben. Eine Schaar von Haiducken mit silbernen Partisanen begann und schloß den ganzen Zug. Rechts an dem Wagen ritt Gara, der Palatin, im rothen Staatskleide auf einem stolzen Rappen, dessen purpurnes Sattelzeug von Perlen und Edelsteinen schimmerte, an der Linken ritt Forgacs, einen silbernen Harnisch unter dem Dollman, auf dem mit Gold das Wappen Ungarns prangte, in der Linken aber den schweren Czakan von blank polirtem Stahle, und reich mit Gold eingelegter Schneide.

Einfach war das Gewand der Königin. Maria trug ein Kleid von violettem Sammt ohne Schmuck, nur eine Reihe Perlen schlang sich um Hals und Busen, und ein einfaches Diadem befestigte den Schleier in den Locken der Herrscherin. Prächtig waren Elisabeths Gewänder. Ein Mantel von blauem Sammt, mit Hermelin besetzt, schlang sich um ihre Schultern, und verhüllte ein blendendes Kleid von Silber durchwirkter Seide, das ein goldener, mit Steinen bedeckter Gürtel umgab. Bunte Federn umschatteten ihre gebieterische Stirne, und ein diamantenes Halsband fiel strahlend herab auf ihre Brust.

Eine Stunde vor Ofen trafen sie mit dem Könige zusammen, der auf einem leichten Rosse, von Alberigo und seiner Leibwache umgeben, einherzog.

Als Karl in den Nahenden die Königinnen erkannte, sprang er vom Pferde, und trat an den Wagen, um den hohen Frauen beim Aussteigen Hilfe zu leisten.

Mit heuchlerischer Demuth drückte er, ein Knie zur Erde gesenkt, Elisabeths Hand an seine Lippen, preßte voll Verstellung Marien wie eine Schwester an sein Herz, und wollte zurück, um zu Rosse den Wagen zu begleiten. Doch Mariens Bitten nachgebend, bestieg er mit ihnen den Wagen, und hielt mit den Fürstinnen seinen Prunkeinzug in das harrende Ofen.

Das Volk empfing ihn mit gemischten Gefühlen der Freude und Besorgniß, und kein Jubelruf wurde laut, der ihm allgemeine Freude beurkundet hätte. Um den Argwohn zu beschwichtigen, und dem Mißtrauen der Anhänger Marias zu begegnen, wies Karl den Antrag, mit der Königin das Schloß zu beziehen, ab, und begnügte sich mit einem Gebäude der Stadt, das ihm die Stände anboten; auch versuchte er Alles, um sich Mariens Vertrauen zu erringen, und Elisabeths wachsamen Argwohn zu bekämpfen. Er schien nur ein Gast in der Königsstadt, der mit seinem Aufenthalte keine andere Absicht verband. Allein allmälig fiel die Maske, und bald zeigten sich den Königinnen die ersten bedenklichen Bewegungen, als die meisten der ungarischen Edlen auf Anstiften der Anhänger Karls einen Landtag in Ofen verlangten. Maria mußte dem Drange nachgeben, und schon bei dem ersten Zusammentritte wurde Karl, was auch die Anhänger

Marias dagegen eiferten, wie viele und schlagende Gegengründe auch Garas Scharfsinn erfand, wegen der großen Jugend der Königin mit lautem Tumult zum Gubernator von Ungarn erwählt. Jetzt erst bezog er die Königsburg, bald hatte er die Zügel der Regierung in seinen Händen, und Gara, ehe dieser es ahnen konnte, aus aller Wirksamkeit gebracht.

Allein Garas Stolz und Elisabeths Ränkesucht ertrugen nicht so gelassen den Verfall ihrer Gewalt. Von einem offenen Kampfe gegen Karl und seine Anhänger rieth ihnen zwar jetzt noch ihre Klugheit ab, doch desto eifriger arbeiteten sie im Stillen an dem Untergange der neuen Faktion, und Manches, was erst die Zukunft zur Reife bringen sollte, wurde im Geheim eingeleitet. Sie warteten nur noch auf Sigismund und sein böhmisches Heer, um endlich Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen, nur die Nothwendigkeit zwang sie zu scheinbarer Ergebung, während ein heimlich verzehrendes Feuer in ihrem Innern loderte.

Aber auch Karls Anhänger waren nicht müßig geblieben, und schon die nächste Versammlung machte die Gegner der Königin so kühn, daß sie ihre Entsagung auf den Thron verlangten, sie ihrer Jugend, ihres Geschlechtes wegen für unfähig zur Regierung eines so großen Reiches erklärten und endlich einstimmig unter tobendem Geschrei Karln zum Könige ausriefen.

Da warf sich ein edler Magyar, der noch für Recht und Vaterland erglühte, der stürmischen Versammlung entgegen. Alles schwieg plötzlich, als der silberhaarige Greis voll Feuereifer das Wort begehrte.

„Ich leiste nie für Karl einen Eid, und kein edler Ungar, der mit mir der Tochter Ludwigs, unsers herrlichen Königs, Treue geschworen. Wir haben Marien gehuldigt an dem Grabe Ludwigs, an der Leiche unsers Wohlthäters, der uns wie ein liebender Vater beherrschte, der Licht und Menschlichkeit im Lande verbreitete, die wüsten Steppen urbar machte, den faulen Bauer aufregte zum Segen bringenden Fleiße, der den Knecht schied von dem Herrn, an der Leiche Ludwigs, dem wir Wohlstand und Aufklärung verdanken, der uns des Landes Reichthum in tiefen Schachten frei gab, der den Edlen adelte, das Verdienst belohnte; an seiner Leiche haben wir den Eid geleistet, unwandelbar treu zu sein seiner Tochter, und die Rechte ihrer angestammten Krone auf ihrem Haupte zu schützen mit Schwertes Gewalt, auch mit unserem letzten Blute; wir haben sie freiwillig, aus eigener Wahl und dankbar gegen ihren Vater, der auch uns ein Vater war, ausgerufen zu unserer Königin, als Erbin seines Thrones und seiner Tugenden. Und jetzt wollt Ihr Eid und Gelöbniß vergessen? wollt Ludwigs Scepter reißen aus der milden Hand seiner Tochter, um es einem Fremden zu geben, der es bald vielleicht für uns zur Geisel macht? Schämt Euch Magyaren, daß Ihr so wenig stolz seid auf Euer Wort und Euren beschwornen Willen — fürchtet die Rache des Himmels, die den Meineid verfolgt in Ewigkeit, und den Abscheu aller Nationen, wenn sie hören, daß auch der Ungar nicht mehr Wort und Treue halten kann.“

Ein dumpfes Gemurmel lief durch den Saal, die kräftige Rede des Edlen, der offene Vorwurf ihrer Un-

gerechtigkeit in dem Munde des Greises, der erhaben wie ein Rächer vor ihnen stand, hatte alle Herzen eingeschüchtert und unentschlossen wankten viele. Doch zu groß war Karls Anhang, immer lauter wurde das Gemurmel, endlich flogen einige Säbel aus den Scheiden, die noch Zögernden folgen, auf Tisch und Stühle springend, toben, schelten, die von der treffenden Wahrheit erbitterten Magnaten schreien, und ein Haufe dringt mit gezückten Klingen auf den verwegenen Sprecher ein, den der kühne Forgacs schnell besonnen nach einer Ecke drängt, und mit geschwungenem Streithammer vor ihn sich stellend, entschlossen den Redlichen mit seinem letzten Hauche zu beschirmen, gegen die Rasenden vertheidigt.

„Zurück!“ rief er mit einer Donnerstimme, die den wachsenden Lärm zum Schweigen brachte, „wollt Ihr den Frieden des Landtags brechen, und die Freiheit unserer Versammlung mit einem Morde beschimpfen? Zurück, sage ich noch einmal, oder schlagt mich zuerst todt, denn ich will nicht überleben den Tag der Schmach, an dem Euer Wahnsinn den Purpur Karls mit dem Blute eines edlen Verfechters Eurer Königin tränkt.“

„Karl sei unser König!“ dröhnte es wieder, wie von einer Stimme. „Es lebe Karl von Neapel!“ riefen andere. Da drängte sich Stephan Hederwars, der von Agram mit dem Könige gekommen war, durch die Lärmenden, und ergriff das Wort:

„Es lebe Ungarn und Ehre sei der Asche unsers Königs Ludwig! Ihr wollt die Krone vergeben an Karl von Neapel — möge er sie würdig tragen. Doch macht zuerst Euren Schluß und Meinung beiden bekannt, Karln und unserer jetzigen Königin, nicht aber daß Ihr im wüthen-

den Eifer die Versammlung empört, und den freien Ausspruch jeder Meinung gefährdet. Und so frage ich Euch, wer bringt an Maria, wer an Karl die Nachricht von diesem Willen der Stände?"

Viele fanden sich, die Kunde an Karl zu überbringen, daß ihm die Krone von Ungarn zuerkannt sei, allein Niemand wagte es, von dem Bewußtsein des Unrechts beschämt, Marien diesen Beschluß zu eröffnen.

Da trat Forgacs mit dem alten Edelmanne vor und sprach: „Erspart Euch eine lange Wahl, Magnaten. Zu dieser Botschaft findet Ihr keine Besseren als uns. Wir sind treu geblieben unserer Königin, und wollen ihr diese Kunde nicht durch Euren Anblick noch bitterer machen. Wir eilen zur Königin."

Maria hörte mit vieler Fassung die Nachricht von dem Beschlusse ihrer Stände. Das menschliche Herz trägt ja das eingetroffene Unglück leichter und kräftiger, als die Zweifel und das bange Zagen der Furcht, so lange es noch in der Ferne liegt. Allein ganz anders benahm sich Elisabeth. Daß man so weit gehen könne, hatte sie nie für möglich gehalten. Wohl zum ersten Male in ihrem Leben verlor sie die Fassung, und die Maske stolzer, unerschütterlicher Ruhe fiel. Sie schalt, weinte, tobte, wüthete, da sie Alles für verloren hielt, und erst als Gara, der schlaue, immer berechnende Hofmann, den man von der Berathung förmlich ausgeschlossen, oder sie doch ohne sein Wissen gehalten hatte, sie zu besänftigen suchte, und ihr mehrmal bedeutungsvoll versicherte, daß ihm diese Wahl ganz erwünscht sei, denn jetzt wäre es an der Zeit, fremde Mächte zum Schutze des

Thrones aufzufordern, erst dann beruhigte sie sich, sie nahm wieder jenen erkünstelten, stark scheinenden Gleichmuth an, mit dem sie schon so siegreiche Beweise ihrer Kraft gegeben hatte, und beschloß sogar, sich mit Maria nach der Versammlung zu verfügen, und Karl, wenn er Muth habe, dort vor ihnen zu erscheinen, das Scepter selbst zu übergeben.

Todesstille herrschte in der Versammlung, als man das persönliche Erscheinen der Königinnen meldete, und die Erwartung Aller war auf das Höchste gespannt, als Maria an der Hand ihrer Mutter, nur von einigen jungen Edelleuten ihres Hofstaates begleitet, den Saal betrat, und die Stufen hinaufstieg zu dem Thronsitze, auf dem sie sich jedoch nicht niederließ.

Elisabeth stellte sich, mit stolzem Blicke die Versammelten übersehend, an ihre Seite.

„Meine Tochter ist gekommen," sprach sie nach einer langen Pause mit fester Stimme zu der erstaunten Menge, die solch' kühnen Muth von Marias Jugend nie erwartet hätte, „um von Euch, Magnaten ihres Volkes! die Beschlüsse zu vernehmen, die Ihr im Namen und zum Wohle desselben gefaßt. Darum redet. Maria ist geneigt, Alles zu erfüllen, denn das Wohl ihres Volkes ist ja ihr einziger Wunsch."

Kein Laut unterbrach die dumpfe Stille, die über der Versammlung ruhte. Niemand hatte jetzt den Muth, ein Wort zu reden, da sie ihnen gegenüber stand die sanfte Maria in ihrer jugendlichen, königlichen Anmuth, das treue Auge fragend auf sie gerichtet. Noch einmal fragte Elisabeth mit wachsendem Selbstvertrauen, was man von

der Königin des Landes zum Besten des Landes fordere. — Da erhoben sich einige Stimmen mit dem ungestümen Ruf: „Entsagung ihrer Krone, Übertragung des Scepters an Karl von Neapel.“

Verachtend blickte Elisabeth auf die Versammlung.

Allein ganz anders benahm sich die jugendliche Königin. Voll Würde trat sie vorwärts, nicht zürnend blickte sie auf die Menge herab, die ihre Krone verlangte zu freier Schaltung, — nein, mit sanftem Ernste, mit hinreißender Milde nahm sie das Wort, indem sie einige Stufen niederstieg, als wolle sie zeigen, daß sie den Trotz der Versammlung nicht fürchte.

„Das ist es also, was das Volk meines Vaters beschlossen?“ fragte sie mit rührender Stimme. „Nun wohl, Euer Wille geschehe, Ich habe nie gegeizt nach einer Krone — so nehmt sie hin, und meine besten Wünsche für das Glück der ungarischen Nation. Ich hasse Euch nicht — ich finde Euch vielmehr gerechtfertigt. — Um den Scepter dieses Landes zu führen, bedarf es einer männlich starken Hand. Ich kann Euern Entschluß nur loben.“

Eine solche Äußerung hatten die Versammelten nicht erwartet, — beschämt, schweigend standen sie in verschiedenen Gruppen, nur wenige wagten es, den Blick zu der erhabenen jungen Königin aufzurichten, und nur einer Stimme, nur eines Ausrufes hätte es bedurft, der größte Theil wäre zu Maria zurückgetreten — da öffneten sich die Flügelthüren, und Karl trat, von den Abgesandten begleitet, in den Saal.

„Es lebe Karl, Ungarns König!“ rief plötzlich eine hörbar verstellte Stimme aus der Mitte der Versammel-

ten, und in hundertfachem Echo riefen es die Übrigen bis auf Wenige nach, denn mit diesem Rufe hatten die Eingeschüchterten ihren Muth wieder erhalten. Doch wer malt das Erstaunen Aller, als Maria voll unaussprechlicher Hoheit das goldene Scepter vom sammtenen Polster nimmt, mit Ruhe zu dem verwirrt sich stellenden Könige tritt, und es ihm mit den fest gesprochenen Worten überreicht: „Sei König von Ungarn, mein Volk will es so, regiere mild und weise wie mein Vater, und empfange von Ludwigs Tochter die erste Huldigung als Beherrscher des gottgesegneten Magyarenlandes.“ Sie beugte niedersinkend ihre Knie — allein Karl ließ es nicht geschehen, sondern hob sie empor, und drückte sie, vielleicht mit aufrichtigen Gefühlen, an die Brust. Da ertönte noch einmal durch den weiten Saal der einstimmge Ruf: „Hoch König Karl — hoch Maria von Ungarn.“

5.

Von verschiedenen Gefühlen erfüllt, war Maria mit ihrer königlichen Mutter nach ihren Gemächern zurückgekehrt. Sie fühlte die Größe ihres Opfers, das sie der Laune der Magnaten dargebracht, sie fühlte, daß sie edel und groß gehandelt, und trug den Lohn des Bewußtseins in stiller, schweigsamer Brust. Elisabeth hingegen nannte sie voreilig und unklug, und schmähte den Zufall, der eine so üble Wendung herbeigeführt. Allein das Geschehene war nicht mehr zu ändern, es blieb nichts mehr zu thun übrig, als zum bösen Spiele eine gute Miene zu machen, und deshalb überließ sie sich mit Gara, der seine ruhige Fassung durchaus nicht verlor, weit aussehenden Plänen

und Hoffnungen. — Auch die Bewohner von Ofen hatte die neue Königswahl, die ihnen durch Karls Söldner im lauten Freudenrufe bekannt geworden war, in Bewegung gebracht. Die gutgesinnten friedlichen Bürger prophezeiten Unheil, und konnten den kühnen Schritt nimmermehr billigen. In ihrer Schlichtheit noch an Treue und Glauben haltend, nannten sie die neue Wahl unverholen eine Verletzung des der Königin Maria geleisteten Eides, die gewiß Unglück über Ungarn bringen müßte und sahen mit bangen Ahnungen der Zukunft entgegen. Nur Karls Anhänger triumphirten im festen Glauben an das ihnen untrennbar verbundene Glück. Eilboten zogen jetzt nach allen Gegenden des Reiches, um die Ernennung des neuen Königs allenthalben zu verkünden, und schon am vierten Tage lief ein Gerücht durch das Volk, daß Karl sich zu Stuhlweißenburg die Krone aufsetzen lassen wolle.

Schon war der Tag der Abreise bestimmt, da erschien Karl, der sich bisher zurückgezogen hatte, mit einem Male vor den königlichen Frauen, um unter gleißendem Bedauern über das Geschehene sich mit ihnen zu berathen, wie die auf ihn gefallene Wahl noch rückgängig gemacht werden könne, indem er ja durchaus nicht nach der Krone Mariens gestrebt, sondern nur die zwiespältigen Stände für sie zu vereinigen gesucht hätte. Maria schwieg, die offenbare Heuchelei nicht beachtend. Elisabeth hingegen konnte einige bittere Worte nicht unterdrücken, denn sie wußte ja, daß zur Abreise nach Stuhlweißenburg schon Alles vorbereitet sei.

Karl ließ sich jedoch nicht irre machen, ein Meister

in der Verstellungskunst, sprach er noch vieles von dem Schicksale der Könige, und bat endlich nach vielen Vorbereitungen die Fürstinnen, ihn zur Krönung zu begleiten.

Zwar verwarf Elisabeth, von solch' unzarter Zumuthung empört, den Antrag, doch als Karl immer dringender wurde, und sogar in einer leisen Drohung fallen ließ, daß er von seinem königlichen Ansehen Gebrauch machen könne, um sie zu seinem Willen zu bestimmen, da gaben die bedrängten Frauen nach, um den Entarteten nicht zum offenbaren Mißbrauch seiner Gewalt zu reizen.

In Stuhlweißenburg herrschte nach der Kunde von Karls herannahender Ankunft zur Krönungsfeier vielbewegtes Leben und Treiben. Aus den entferntesten Gegenden des Landes strömten Neugierige herbei, um dem erhabenen Feste beizuwohnen, und kaum war eine Herberge mehr in der Stadt zu finden, weil alle schon die zahllose Menge von Fremden und die Anhänger Karls besetzt hatten. Außerordentlich war der Andrang, als der König einzog in Begleitung der Fürstinnen, die seinen Triumph verherrlichen sollten.

Karls durchdringende Schlauheit hatte das rechte Mittel gefunden, das Volk über sein Verhältniß zu den entthronten Königinnen zu täuschen, und seiner Erwählung zum König den Schein freiwilliger Abdankung von Seite Marias zu geben.

Maria und Elisabeth wohnten mit ihm in einem Schlosse, und sein Benehmen gegen sie war, besonders wo er beobachtet werden konnte, ausgezeichnet, und ein

Beweis der redlichsten Freundschaft. Wäre er allein nach Stuhlweißenburg gekommen, so hätte er so Manchen, die seiner Partei nicht wirklich angehörten, als ein Usurpator erscheinen können, und bei dem Nationalhasse gegen jede Gewalt, die der Freiheit der Nation entgegentritt, wäre seine Lage unsicher, gefährlich gewesen. Allein, wenn man ihn in so freundlichem Einverständniß mit der Königin sah, deren Krone er sich jetzt auf das Haupt setzte, so wurden alle, welche den wahren Verhalt der Sache nicht genau wußten, beruhigt, und selbst den Freunden der Königin für den Augenblick die Hände gebunden und Karl konnte ohne Furcht sein begonnenes Werk vollenden.

Der Tag der Krönung brach an. Vom hohen Dome riefen die Glocken des Festes Kunde über die früh erwachte Stadt, und zum Himmel empor, der mit zerrissenen Wolken düster sich wölbte über der herbstlichen Erde, zitterte wehmüthig feierlich, wie eines Sterbenden Abschiedswort, ihr ernster Ruf. Karl hatte gewünscht, daß die beiden Königinnen in ihrem Wagen den feierlichen Zug beschließen sollten; doch Elisabeth beharrte fest darauf, ihm mit der Königin allein in die Kathedrale zu folgen.

Im überreich mit Gold und Steinen beladenen ungarischen Krönungskleide, den königlichen Hermelin um die Schulter geworfen, trat jetzt, als die Glocken zum dritten Male riefen, Karl aus dem Thronsaale, das geheiligte Schwert um seine Hüften gegürtet und bestieg das weiße Berberroß, das unter der goldenen Last seiner Prunkdecken schwankte. Allein das sonst so sanftmüthige

Thier, das der geschiedene Ludwig schon geritten, bäumte sich schäumend empor, als der Reiter jetzt in seine Zügel griff, und es währte lange, bis es beruhigt die königliche Last auf seinem Rücken duldete. In strahlenden Gewändern umgaben Karls Anhänger den Fürsten und die Bannerträger der einzelnen Komitate mit den bunten Wappenfahnen, die im scharfen Morgenwinde lustig flatterten, eröffneten, Ungarns Herold hoch zu Roß, mit dem gehobenen Stabe an der Spitze, den Zug. Ihnen folgten die Bischöfe mit ihren Krummstäben und Kruzifixen zu Pferde im festlichen Talare, endlich die Würdenträger des Reiches mit Scepter, Krone und Reichsapfel, vor ihnen der Marschall des Landes das goldene Schwert tragend, aufgerichtet in seiner Hand. Nun folgte der König, an seiner Seite statt dem Palatinus Ladislav, der Ban von Kroatien, angethan mit den Insignien seiner Würde, hinter demselben Alberigo, der Feldherr des Königs, im silbernen Harnisch und silbergestickten Wappenrocke von blauer Seide, die roth und weiß gewirkte Schärpe über der Schulter. Ein Heer von Grafen des Landes bildeten das Gefolge, und ein Haufe neapolitanischer Krieger, schwer bewaffnet in blankpolirten Harnischen, langen Piken und schweren Streitärten in der Hand, schlossen und umgaben den Zug. Nicht wie sonst waren die Straßen dem jauchzenden Volke frei gegeben, Karls Söldner hielten sie heute besetzt, der Menge Andrang wehrend. Kein Jubelruf empfing den neuen Herrscher, wortloses Staunen fesselte alle Zungen und schweigend sah das Volk Karl von Durazzo nach, den an den Stufen der Kathedrale Demetrius, Erzbischof von

Gran, dem der Vollzug der Krönung oblag, mit seinem geistlichen Hofstaate empfing, und ins Heiligthum auf den bereiteten Thronstuhl geleitete.

Ein anderes Schauspiel beschäftigte jetzt das nachdrängende Volk, das aufs Neue zu beiden Seiten ehrerbietig Platz machte; aus den Thoren der Burg ritt eine Schaar junger Edelleute, denen im schmucklosen, mit sechs braunen Rossen bespannten Wagen die Königinnen folgten. Die Vorhänge der Kutsche waren herabgelassen, daß man das Innere des Wagens nicht erblickte, allein zur Rechten des Schlages ritt Gara, im schwarzen, mit Otterfell besetzten Dollman, zur Linken Forgacz ebenfalls im Trauergewande, wilden Ernst in seinem Gesichte, während Gara mit fast höhnend-sicherem Blicke das Volk übersah, durch dessen Reihen jetzt ein dumpfes, theilnehmendes Murmeln lief, das den Zug bis zur Kirche begleitete.

Indeß hatte die heilige Handlung begonnen und zum feierlichen Göttesdienste tönten Psalmen herab von dem Chore des Domes, den Himmel um Segen flehend für den zu krönenden König, der mißmuthig die Ankunft, der Königinnen erwartend, auf den Knien lag und zu beten schien.

Karl erbleichte, als er Maria und ihre Mutter tief in Trauer verhüllt, den weißen Schleier kaum zurückgeschlagen über das vom Weinen getrübte Antlitz, eintreten sah — allein des Zornes dunkle Röthe überhauchte sein Antlitz, als die Fürstinnen sich, nachdem sie ihn durch eine tiefe Verbeugung begrüßt, zu dem Grabmale Ludwigs begaben, und ohne auf die Ladung des Mar-

schalls, ihre reich verzierten Sitze einzunehmen, achtend, an der Asche des verblichenen Vaters zu dem Rächer unterdrückter Unschuld flehten. Einen Gewaltschritt durfte er in der Mitte des Volkes, das die lebhafteste Theilnahme an dem Schmerze seiner Königinnen durch Blicke und leises Flüstern kund gab, nicht wagen, und im Innersten den Sturm bezwingend, der sein Blut siedend durch die Adern jagte, erwartete er in scheinbarer Ruhe das Ende des Hochamtes und den Augenblick der Krönung.

Er kam. Mit hoher Würde stieg der greise Apostel vom Altar herab, und trat mit dem Fürsten vor das erwartungsvolle Volk.

„Ungarn!“ redete er mit lauter, erhabener Stimme, die altherkömmliche Frage an das erwartungsvoll harrende Volk richtend. — „Ist Euch Karl von Neapel als Euer König genehm?“

Da erhob sich draußen ein Sturmwind, wie seit Menschengedenken noch nie einer gewüthet; krachend fiel das gothische Steinwerk in der Kathedrale nieder, zersplittert klirrten die Fenster und bedeckten mit ihren Scherben das Heiligthum — von erneuerten heftigen Stößen erloschen die Kerzen am Hochaltare, und der stickende Qualm wogte im trüben Wirbel über die Versammlung, die erbleicht und bebend stand, bald den zitternden König, bald Maria anblickte, die fast ohnmächtig an dem Grabe ihres Vaters niedergesunken war. Weit weg von ihrem bleichen Antlitze flatterte der Schleier, die vom Entsetzen entstellten Züge der entthronten Fürstin enthüllend.

Draußen aber rasete der Sturm noch immer fort.

und das wilde Brausen der niederstürzenden Dächer, das Heulen des sich flüchtenden Volkes übertäubte die zum zweiten Male wiederholte Frage des Erzbischofs. Erst als er zum dritten Male seine Rede an das Volk richtete, herrschte eine augenblickliche Stille, des Sturmes Wuth schien besänftigt, doch nur ein dumpfes, dem Entsetzen abgerungenes „Ja," war die Huldigung der Nation. Da salbte er Karl auf Haupt, Brust und Schulter, bedeckte ihn mit der heiligen Krone des Vaterlandes, nahm auf das Banner im Namen des Reiches seinen Schwur, daß er ein gerechter, gütiger König sein wolle dem Lande, und es vertheidigen in Fahr und Noth mit Kraft und Weisheit, und winkte dann dem Marschall, den Rückzug zu ordnen, und in dem Thronsale der Burg die Huldigung zu leisten.

Die Krone auf dem Haupte, den Scepter Ludwigs, des von ihm Verhöhnten, in der Hand, nicht denkend mehr an den Schwur, den er wegen Mariens Erbe dem Geschiedenen geleistet, schritt Karl aus der Kirche.

Da erhob sich aufs Neue der Eichen entwurzelnde Orkan, und drehte die Fahne Ungarns aus der Hand ihres Trägers, allgewaltig das vierhundertjährige Heiligthum zerbrechend, daß es seine Dienste versage dem Eingedrungenen, dem Eidbrüchigen. In Strömen goß der Regen vom Himmel nieder, und zu Fuße, — niemand durfte es wagen, bei den fortwährenden Windstößen ein Roß zu besteigen, — athemlos in wilder, ordnungsloser Eile langte der Krönungszug mit dem Könige im Thronsaale an. — Eine Schaar Dohlen und Geier hatten ihn begleitet, die sich krächzend auf dem Schlosse

lagerten, und in wildem, drei Tage langen Kampfe sich selbst zerfleischten.

Maria war mit ihrer Mutter und ihren Freunden heimgekehrt, und hatte sich erschöpft vom Entsetzen der so gräßlich beendeten Feier zurückgezogen, wo sie still weinend des Vergangenen gedachte. Elisabeth aber berieth sich triumphirend, da ihres Kindes Sache der Himmel selbst zu führen schien, mit Gara. Die Huldigung war indeß beendet, und Karl verfügte sich mit seinen Getreuen und den Ständen des Landes, die in der allgemeinen Verwirrung so ziemlich mit festem Muthe ausgehalten hatten, aus dem Thronsaale, um beim fröhlichen Bankett die Schrecken der vergangenen Stunde, und die Ahnungen, die seine Brust beengten, zu vergessen. Allein auch hier fand er keine Ruhe, von stets wachsendem Unmuthe gequält, verließ er die Freuden der Tafel, nur Alberigo begleitete ihn. Das Erscheinen der Königinnen in Trauerkleidern bei seinem Krönungsfeste hatte den vergifteten Pfeil des Argwohnes in sein Herz gedrückt, und der Schmerz dieser Wunde folterte ihn mit Höllenqual. Das Benehmen des Volkes hatte ihm gezeigt, welch' tiefen Eindruck die klagenden Fürstinnen auf Ludwigs Grabe auf dasselbe gemacht. Er fühlte, daß seine Gewebe zerrissen, mit denen er bisher alle über sein wahres Verhältniß zu Maria getäuscht. Er schwur im Stillen, sich an Elisabeth zu rächen, denn daß sie und Gara an Allem die Schuld trug, waren entschieden.

So schloß ein Tag, auf den ein Theil des ungarischen Volkes, welcher der Unzufriedenheit und dem Hasse sich hingab, im stillen Triumphe gehofft, mit Sturm und

Ungewitter und Unmuth und Thränen. Karl zürnte und bereute zu spät, mit seiner Krönung so voreilig gewesen zu sein. Seine Anhänger runzelten bedenklich die Stirn über die vereitelte Festlichkeit und über die Stimmung des Volkes beim Hereinbruche des Schrecklichen, und auch das Volk war verstimmt und ängstlich, denn es nahm das Wüthen der empörten Natur als eine böse Vorbedeutung. Und die listige Elisabeth triumphirte mit ihrem kleinen Anhange, während die herrliche, gemüthreiche Maria um Segen für ihr Vaterland zum Himmel flehte und keinen andern Wunsch mehr kannte, als das Wiedersehen ihres Gemahls.

6.

Den Zwiespalt in Karls eigenem Herzen hatte allmälig die Zeit geschlichtet, und still brütend harrte er auf den Augenblick, an dem er an Elisabeth vergelten könne, was ihre List an ihm verbrochen. Immer zum Mißtrauen angeregt, ließ er jetzt die Fürstinnen durch seine Kreaturen beobachten, und bannte alles, was ihm gefährlich werden konnte, aus ihrer Nähe. Er selbst vermied, so viel er konnte, ihren Umgang, und traf er zufällig mit ihnen zusammen, so lag in seinem Benehmen zwar strenge Beobachtung der den Fürstinnen schuldigen Ehrerbietung, doch sonst nur Kälte und leiser Anhauch von schlecht verhehltem Ingrimm.

Doch endlich fing auch diese Spannung an, ihm lästig zu werden, und er sann auf einen Ort, an dem er sie, ohne daß es den Schein einer Gefangennehmung habe, verwahren und unschädlich machen könne. Schon

hatte er beschlossen, die kränkelnde Maria mit ihrer Mutter auf das Schloß Czaktornya zu senden, das durch seine gesunde Lage diesem Schritte den Schein zärtlicher Besorgniß um Marias Wohlsein gab, und wo sie zugleich unter der Obsorge seines Anhängers Andreas Lacz stand, auf dessen Sorgfalt und Treue er bauen konnte. Allein noch immer zögerte er, von einer räthselhaften Ahnung bestimmt, mit der Ausführung dieses Entschlusses.

Elisabeth arbeitete indeß ruhelos mit Gara an Karls Verderben. Ihr einmal zur Rache gereiztes Herz konnte nicht mehr vergeben, ihr herrschsüchtiger Stolz nicht vergessen, um so weniger, da ihre durch Karls mißtrauische Vorsicht stets mehr beschränkte Lage sie mit jedem Tage von Neuem aufstachelte. Auch Gara brütete unabläßig, und oft, wenn er noch nach Mitternacht schlummerlos in seinem Gemache auf- und niederging, stampfte er knirschend den Boden, und verwünschte den Schneckengang der Zeit und Sigismunds langes Säumen. Er hätte gern im Fluge Alles beendet, allein seine und der Fürstinnen Lage fesselte erdrückend seinen Arm, während die Flamme fortloderte in seinem Herzen, vom gekränkten Ehrgeize unabläßig angefacht. So liegt der besiegte Löwe in seinen Ketten, still winselnd, der Glieder Kraft prüfend, ob sie noch Stand halten dem Löwenmuthe, wenn einst die Fessel springt. So tobt gewaltig der eingezwängte Bergstrom gegen die Wände seines Felsenbettes, und schreit auf zur ziehenden Wolke, daß sie ihren Regen herabstürze, seine Macht zu stärken. Und frei bricht dann der Löwe wie Binsen seines Gitters Stäbe, und stürmt, der

alte König, wieder hinaus, wenn der Wächter nur einmal seiner Zahmheit traute und seine Fesseln löste, und freireißt der Bergstrom, von des Regens rauschendem Gewässer verstärkt, die engen Wände nieder und breitet sich aus, den Urwald entwurzelnd, Felsen mit sich wälzend, — ein weiter See.

Schon hatte sich Gara, wie auch schlaue Italiener ihn und Elisabeth bewachten, einiger tüchtigen Führer der ungarischen Söldner versichert, die noch an Ludwig und seiner Tochter hingen. Ohne Aufsehen oder Verdacht zu erregen, hatte er es so einzuleiten gewußt, daß größtentheils nur seine Verbundenen die Bewachung des Schlosses erhielten, auch durfte er auf einige andere ungarische Heereshaufen des alten Anhanges rechnen, und so hatte er im Verborgenen alles eingeleitet, um mit voller Kraft handeln zu können, wenn Sigismund mit dem böhmisch-deutschen Heere in Ungarn eintreffen würde. Wie nothwendig seine Vorsicht und seiner Schlauheit stilles Walten gewesen, sollte sich in Kurzem zeigen.

Es war an einem heiteren Frühjahrsabende, daß Maria, nur von Kanisa begleitet, den sie zu ihrem Kämmerlinge erwählt hatte, sich auf den Wällen des Schlosses erging. Die letzten Strahlen der untersinkenden Sonne brachen sich in den ziehenden Dünsten, welche ihre mildere Wärme dem schneeentblößten Gefilde entlockte, während sie das ferne Gebirge, das noch im Schmucke des Winters prangte, mit rosigem Schimmer übergossen. Wehmüthig blickte Maria hinaus auf das ruhende Land, und hinüber zu den Bergen, und die untergehende Königin des Tages mahnte sie an ihr eigenes Schicksal. In

jenen Räumen, wo das letzte Licht erlosch, weilte jetzt Sigmund fern von der verlassenen Gemahlin, ihr einziger Rächer, auf dessen Wiederkehr sie so stündlich hoffte. Ach so früh hatte ihn das Schicksal von ihr gerissen, und namenloses Wehe über sie ausgegossen, das seine theure Hand nicht abwenden konnte von ihrem Haupte. In stummer Trauer lehnte sie jetzt an der kalten Quaderwand, und fühlte sich so einsam, so verlassen; denn sie durfte ja Niemanden die Größe ihres Schmerzes vertrauen. Der Verlust einer Krone quälte sie nicht, allein Karls schnöde Behandlung, die ihr um so drückender wurde, je mehr er den Schein derselben zu verbergen trachtete, die Ungewißheit, ob ihre Mutter und Gara, denen nur der Verlust ihres Ansehens am Herzen lag, nicht über gefährlichen Plänen brüteten, das füllte ihr die Brust mit Unruhe und Sorgen an. Sie wäre gerne hinausgeeilt aus dem stolzen Königsschlosse, und beneidete die Schwalbe, die früh heimgekehrt zum alten Neste, fröhlich zwitschernd, das glänzende Gefieder in den Abendlüften badet, um ihrer Freiheit harmloses Glück. So war sie sinnend nach dem hintern Theile der Burg gekommen, dessen Mauern sich einsam, mit Brombeerstrauch bedeckt, an einen schroffen, mit Buschwerk bewachsenen Abhang lehnten. — Da gewahrte sie unten im Burggraben einen Mann in schlechtem ungarischen Kleide, der Alles aufbot, sich ohne Geräusch der Wandelnden bemerkbar zu machen, und endlich, als er sich bemerkt sah, den schlechten Kittel aufreißend, eine Pergamentrolle und einen Wappenrock von roth und weißer Farbe zeigte. „Von Sigmund," rief Maria freudig erschrocken ihrem

Begleiter zu. „Das sind die Farben seines Landes. O! eilt hinab, den Boten in das Schloß zu führen.“

„Wie kann ich das, meine Königin?“ fragte Kanisa. „Sind wir nicht rings mit Lauschern umstellt. Die Botschaft scheint geheim zu sein, uns aber umgibt Verrath. Doch will ich hinab, um Euch das Schreiben zu holen, den Boten aber bescheiden in eine Herberge der Stadt, Eurer Antwort zu harren.“

Maria folgte dem Rathe Kanisas, und kehrte, nachdem sie den unten wartenden Fremden durch Zeichen verständigt, daß er ihres Begleiters gewärtig sein solle, in ihre Gemächer zurück, ihrer Mutter den Vorfall zu melden. Sie fand Gara und Forgacs nebst noch einigen alten Getreuen bei ihr, die sie, um sich die Zeit mit den Erinnerungen an vorübergegangene Glückstage zu kürzen, zu sich berufen hatte, „Was bringt mir Ungarns Königin Frohes mit von ihrem Lustergehen?“ sagte sie, als sie Marias heitern Blick gewahrte.

„Nachricht von Sigismund,“ entgegnete diese.

„Von Sigismund!“ wiederholten freudig erstaunt die Männer. — Maria erzählte von der Ankunft des geheimnißvollen Boten, als Kanisa bleich und athemlos in das Gemach stürzte.

„Hier das Schreiben, meine Königin, aber des Boten Ankunft ist entdeckt. Schon sind des Schlosses Wachen hinab, ihn aufzusuchen, wenn er die Stadt nicht früher erreicht, so ist er verloren.“

Zitternd erbrach Maria das Siegel der Rolle, um mit ihrer Mutter den Inhalt zu durchfliegen, indeß Kanisa den Männern von dem Vorfalle erzählte. Er war un-

bemerkt nach dem Schloßgraben gekommen, hatte das Schreiben von dem Fremden übernommen, und war, nachdem er ihm auch die Weisung gegeben, wo er auf Antwort harren sollte, in eiligem Laufe nach dem Schlosse zurückgekehrt, eben als Bendotti mit einem Häuflein wälscher Lanzenträger aus dem Thore stürmte. Er hatte von dem Walle, auf dem er lauernd herumschlich, weil er die Königin noch lustwandelnd wähnte, Kanisas Zusammentreffen mit dem Boten gesehen und stürmte ihm jetzt mit der Frage: „Wo ist der Brief, Verräther?“ entgegen. Allein Kanisa warf den Ungestümen nieder, drang mit gewaltiger Kraft durch die Knechte, und brachte weiter unaufgehalten den Brief zu seiner Gebieterin, während Bendotti zu dem Könige eilte und ihm die Kunde von dem Geschehenen gab.

Mit jedem Augenblicke hatten sich Marias und Elisabeths Züge mehr erheitert, je düsterer Gara und Forgacz die Erzählung des aufgeregten Jünglings angehört. Sigismund hatte sein baldiges Eintreffen mit seinem Heere verkündet, um den eingedrungenen König mit Kraft zu bekämpfen — er hatte Marien so viel Schönes und Liebes geschrieben; für Elisabeth so wichtige Winke fallen lassen, wie ernst es ihm gelegen sei, der Königin, seiner Gemahlin, wieder zum ungefährdeten Besitze des ihr angestammten Regiments zu verhelfen, daß ihr Ehrgeiz die frohesten Hoffnungen fassen konnte, und eben wollte sie den anwesenden Freunden die frohe Nachricht mittheilen, als Tritte in der Vorhalle laut wurden, gleich darauf die Thüre aufsprang, und Karl mit finstern Zügen und glühenden Wangen, von Alberigo begleitet, eintrat.

Schon war der fremde Bote aufgefangen, und hatte, von der Folter bedroht, alles gestanden. Das Geheimnißvolle und Heimlichthuende der ganzen Sendung mußte bei seinem Mißtrauen den höchsten Argwohn erregen, daß es auf einen Schlag gegen ihn abgesehen sei, und deshalb eilte er selbst, um die Fürstinnen zu überraschen, und sich des gefährlichen Briefes zu bemächtigen. Erführe er dann, was er fürchtete, daß Sigismund bereits mit seiner Armee von Böhmen aufgebrochen sei, Marien seine Ankunft gemeldet, und ihr Verhalten vorgezeichnet habe, erführe er zugleich seine Pläne, die er gewiß mitgetheilt hatte, um die Königin zu ermuthigen, so war es noch immer an der Zeit, Gegenmaßregeln zu treffen, an denen Klugheit und Tapferkeit scheitern mußte.

Maria hatte gleich beim ersten Lautwerden der nahenden Tritte das kleine Pergament zusammengefaltet, und es bereits in ihrem Busen verborgen, als der König eintrat.

„Ich scheine kein angenehmer Besuch in Eurem freundlichen Kreise zu sein?“ sprach er mit bitterm Hohne zur erschrockenen Königin, die zitternd erst jetzt bemerkte, daß noch ein Stück der Rolle aus ihrem schwarzsammtnen Kleide hervorsah, und die Augen des Königs fest gebannt auf ihr ruhten. „Es schadet nichts,“ fuhr er fort, „meine liebenswürdige Schwester wird es mir vergeben, wenn ich ihre geheime Zwiesprache mit ihren Freunden unterbreche, und ohne Zögern nach dem Inhalte des Briefes frage, den man Euch so eben zugestellt?“

„Es ist ein Brief meines Gemahles,“ erwiederte Maria gefaßt und mit Achtung gebietendem Stolze.

„Ich weiß es," versetzte Karl trotzig, „der Überbringer hat mir bereits auf der Folter den Namen des Senders genannt."

„Wie? ihr hättet..." fragte Maria entsetzt und das Wort erstarb auf ihren Lippen.

„Den Überbringer solcher Liebesbriefe auf die Folter gelegt?" ergänzte Karl höhnend. „Ja freilich, und er hat mir für diesen Botensold den Namen des Schreibers genannt. Doch jetzt den Brief—"

„Karl von Durazzo!" knirschte Gara ingrimmig zwischen den Zähnen, und der schwere Säbel rasselte aus dem Gehänge. — „Ich bin der König," fuhr Karl fort, dem Ausrufe des Palatins nur mit einem vernichtenden Blicke begegnend. „Nicht dulden kann ich, daß man Ränke schmiedet gegen mich, und ich will Gericht halten über die, die sich mir entgegenstellen. Ich kenne Euch, Maria..., aber ich kenne auch diese — darum den Brief..."

„Nimmermehr!" entgegnete die Königin, sich groß emporrichtend. „Wer darf es wagen, mir abzudringen, was mein Gemahl mir schrieb."

„Ihr gebt ihn nicht?" fragte zur Wuth gereizt Karl noch einmal.

„Nimmermehr!" erwiederte Maria entschlossen.

Da trat der König näher, und langte mit der Hand, um ihr das Pergament aus der Brust zu reißen.

„So muß ich es mir selbst holen!" rief er, doch betroffen prallte er zurück, denn Kanisa, der sich, von solcher Gewalt empört, nicht mehr halten konnte, hatte sich schützend vor die bedrohte Herrin geworfen.

Auch Karl riß das Schwert von der Seite und drang wuthschäumend auf den kühnen Jüngling ein, nicht ehrend der königlichen Frauen Gegenwart.

„Das sollst du mir büßen!“ zischte er und führte einen gewaltigen Streich auf den edlen Verfechter, der machtlos jedoch von dessen vorgehaltener Klinge abprallte. Elisabeth war in ihren Sessel gesunken, erstarrt stand Maria, von Kanisas Brust geschützt, Forgacz aber langte zähneknirschend nach seinem schweren Czakan, der im Fensterbogen lehnte, und auch die Übrigen traten schirmend vor die bedrängten Frauen hin.

Alberigo hatte im Anfange vergeblich seinen Gebieter zurückzuhalten versucht, jetzt drang auch er auf Kanisa, der sich vertheidigte, ein. — Grausig hallte das Geklirr der Schwerter von dem Gewölbe wieder; da sprang ein Blutstrahl aus Kanisa's Brust empor, die Klinge sank aus der erlahmten Hand, und schutzlos stand die Königin, einem drohenden Streiche Alberigos preisgegeben, der zwar nicht ihr gelten, sondern des Gefallenen Haupt zerschmettern sollte. Doch Forgacz drängte sich näher, den Feldherrn mit seiner Streitaxt abzuwehren; pfeifend durchschnitt ihre Wucht die Luft und traf Karls Haupt, der in blinder Wuth auf den liegenden Helden, den eindringenden Alberigo auf die Seite gedrückt, und sich selbst dem Schlage preisgegeben hatte. Taumelnd, von hervorrieselndem Blute das Gesicht überströmt, wankte er einige Augenblicke; doch schnell raffte er sich wieder empor, durch die Tobenden sich Bahn zu brechen, die, nachdem Alberigo geflohen war, ihn umzingelten. Todesmatt erreichte er sein Gemach, unverfolgt von Gara und

den Übrigen, die jetzt ihre Aufmerksamkeit zwischen den Königinnen und dem auf dem Hofe entstandenen Lärm theilten.

Alberigo hatte sich zu seinen Kriegern geflüchtet, die er jetzt zum Schutze des Königs aufrief. Schnell besonnen eilte Gara mit seinen Freunden hinab, auch die Schloßwachen von seinem Anhange in Bewegung zu bringen. — Ein Eilbote flog durch das mit Gewalt gesprengte Thor, um die Verbündeten in der Umgebung zu rufen, und ehe nur eine Stunde verging, waren die wälschen Söldner aus der Burg gedrängt, Gara Herr derselben, und Karl auf seinem Gemache gefangen. Noch in der Nacht wurde er in einem verschlossenen Wagen nach dem Schlosse Visegrad gebracht, um ihn seinen Anhängern aus der Nähe zu bringen, noch ehe ihnen der neue Tag die Kunde von seiner Gefangennehmung brächte.

So wendete sich mit Einem Schlage das Glück. Karl, der vor Kurzem, seinen Schwur vergessend, sich auf Marias ererbten Thron gesetzt, war jetzt ein Gefangener derjenigen, die er um Reich und Krone gebracht. Sein Meineid hatte sich gerächt, er fiel als ein redendes Beispiel des wandelbaren Glückes und als ein warnendes Zeichen für ungezähmte Herrschbegier.

7.

Für das ganze Reich war Karls Gefangennehmung ein erschütternder Schlag. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht in die entferntesten Gegenden; was treu geblieben der entthronten Königin, das stand jetzt um desto kühner auf gegen die Anhänger des Usurpa-

tors, welche die Kunde des Geschehenen in die höchste Bestürzung versetzt, und allenthalben huldigte man der angestammten Königin. Sigismund, von dem Geschehenen durch einen Eilboten benachrichtigt, trat jetzt mit verdoppeltem Muthe an die Spitze seines Heeres, und zog von Böhmen über Mähren nach Ungarn. Alles gestaltete sich zu Gunsten Marias, und die Hoffnung war nahe, daß alle Länder ihres Vaters ihr wieder unbedingt zufallen würden. Da starb Karl, siebenzehn Tage nach seiner Gefangennehmung, zu Visegrad, und sein Tod reizte die ihm noch anhängende Partei zur Rache und zum verzweifelten Widerstande. Der Ban von Kroatien, Elisabethens und Garas unversöhnlicher Feind, der, als die mächtigste Stütze des gefallenen Karl, alles von dieser Wendung der Dinge zu fürchten hatte, brach sich mit gewaffneter Hand den Weg nach Kroatien frei und trat öffentlich als Rächer des Königs auf. Er regte die Küstenlande auf, und verfolgte alle Anhänger der Königin. — Mit einem zahlreichen Heere hielt er die Grenzen seines Banats bewacht, und wagte selbst nach Ungarn einen Einfall zu machen. Garas entschlossene Klugheit, so wie seinem und Forgacs persönlichem Muthe gelang es, der Sache der Königin stets neuen Schwung zu geben und die Unternehmungen ihrer Feinde unschädlich zu machen, oder sogar zu vereiteln. Fest überzeugt, daß es jetzt, da Karl nicht mehr lebte, nur der Gegenwart der jungen Königin bedürfe, um die unruhigen Seestädte zur Ordnung zurückzubringen, beredete er mit Elisabeth Maria zu einer Lustreise nach Dalmatien. Ihre Gegenwart war besonders für Oberungarn, das nie mit voller Treue

dem wälschen Regimente ergeben war, um so weniger dringend nothwendig, da auch Sigismund mit seinem böhmisch-deutschen Heere heranzog und stark genug war, die allenfalls hie und da Widerstrebenden zu bändigen.

In ununterbrochener Eile ging es nach Kroatien fort. Gara, Forgacz, dann Kanisa, der, von seiner zwar leichten Wunde noch kaum genesen, die Königin in schwärmerischer Anhänglichkeit nicht verlassen wollte, und noch einige Getreue begleiteten Marien, die in ihrer Anmuth, durch das Sanfte ihres Wesens und durch den Ruhm ihres Vaters unterstützt, überall den gerechtesten Anhang und begeisterte Huldigung fand. Elisabeth und Gara triumphirten schon, die kurze Schmach vergessend; doch trügerisch sind alle Hoffnungen der Erde, die der Mensch nicht auf den Himmel baut, einen Augenblick bedarf es, sie sinken wie bunte Traumgestalten in ihr Nichts zurück, und ein unvermutheter Schlag entreißt uns wieder das kaum erhaschte Glück.

Schon neigte sich der Tag seinem Ende, als die beiden Fürstinnen bei Diako in Sirmien einem dichten Walde zufuhren. Maria konnte sich einer plötzlich erwachten Ängstlichkeit nicht erwehren, als die hohen, wild verwachsenen Stämme sie aufnahmen unter ihrem düstern Gehäge. Auch Gara blickte vorsichtiger, als wohl je sein trotziger Muth es gewohnt war, um sich, und berief endlich den Führer, der die Reisenden leitete. „Seid ohne Furcht," sprach dieser, als Gara sein Bedenken zeigte, noch in so später Stunde sich in den Wald zu wagen. „Die Gegend ist ruhig und die Hauptstraße des Landes nicht entfernt; wir erreichen in Kurzem einen freien Wald-

platz, den sie durchschneidet, darum folgt mir ohne Furcht und Bangen.“

Des Führers Sicherheit beruhigte alle und ohne Ahnung drangen die Reisenden vor. Schon lüftete sich das Gehäge und immer sicherer wurden alle, als plötzlich der Glanz von Waffen im Mondlichte sie erschreckte, und dumpfes Rauschen an ihr Ohr schlug. Zurückzukehren war zu spät, denn schon waren sie von den Lagernden bemerkt worden, und eben wollte Forgacz den sorglosen Führer niederhauen, als eine Schar von Reitern ihnen entgegensprengte. Es war ein bewaffneter Haufe des Ban, der unter seiner Führung die Grenze besetzt hielt. Frohlockend eilte Ladislav den Kommenden entgegen. „Ergebt Euch, der Augenblick der Rache für Karl ist gekommen!“ donnerte er den Frauen zu, die todtenblaß und zitternd in ihrem Wagen die Hände rangen; „zu entrinnen ist nicht möglich, und wer sich zur Wehre setzt, verliert sein Leben auf der Stelle!“

Ohne zu antworten sprengte Forgacz dem Drohenden entgegen, ihn mit seiner gewaltigen Streitaxt niederzuschmettern, doch Ladislav wandte schnell sein Roß, dem heftigen Anlaufe auszuweichen, und schon in der nächsten Sekunde lag der edle Forgacz, von seinem Säbel getroffen, von mehr denn zwanzig Lanzen durchbohrt, am Boden, seinen Heldengeist, der nur fürs Vaterland und die Königin erglühte, im blutgetränkten Sande auszuröcheln.

Durch seinen Tod zur Wuth gehetzt, warf sich jetzt Kanisa voll ritterlichen Muthes mit dem schwachen Häuflein der Seinen den andringenden Söldnern des Ban

entgegen; allein zu überlegen war die Zahl der Feinde, daß bloßer Muth vergeblich nach dem Siege langte. Kanisa wurde gefangen, die meisten seiner Streiter lagen blutend am Boden, und nur wenige retteten sich entweder durch die Flucht, oder fielen auf derselben den Siegern in die Hände. Nur Gara stand noch, der alte Löwe, allein, ein hochragender Fels in des Kampfes Brandung, die sich machtlos an seiner Stärke brach. Sein letzter Augenblick war gekommen, allein er wollte ungerächt nicht sterben. — Er war vom Pferde gesprungen, und stand unerschütterlich an dem Wagen der Königinnen, den letzten Tropfen seines Heldenblutes, das nur für sie sein Herz bewegte, vor ihren Augen zu ihrem Schutze zu vergießen.

„Auf die Knie, du Todfeind meines Geschlechtes," rief jetzt Ladislav dem Kühnen entgegen. „Flehe um Gnade oder stirb!"

„Sterben will ich, Rebell!" herrschte ihm groß der Palatin entgegen. „Ich will sterben für meine Königin, die du schurkisch verrathen hast. Mache voll das Maß deiner Schande, ich fürchte dich nicht!"

„Nun so stirb!" erwiederte der Ban und drang knirschend auf ihn ein, und zwanzig andere mit ihm. Allein noch in Todesnöthen zeigte der Löwe seine Kraft und schmettert den Feind zu Boden — die fallende Lawine reißt Felsenmassen, die stolz Jahrhunderten getrotzt, im gewaltigen Sturze nieder, und bedeckt mit Leichen und Trümmern den sicheren Thalesgrund.

Gara stand felsenfest wie seine Treue, und wie Gottes Blitz mähte sein Schwert unter den eindringenden

Söldnern, die schon heulend von dem Gewaltigen wichen, da schwirrte ein Pfeilregen gegen den Unerschütterlichen, doch er stand noch immer, die treffenden Pfeile in der Wunde zerbrechend, daß sie ihm den freien Umschwung des Armes nicht hemmten, bis endlich ein Kroat von der andern Seite unter den Wagen der Königin kroch, den Kämpfenden an den Füßen auffaßte und zu Boden riß. Sein Todesloos war gefallen! Vor den Augen seiner Königin tauchten jetzt voll ungezähmter Wuth die Feinde ihre Speere in seine muthvolle Brust.

Die Fürstinnen hatten den Wagen verlassen und unter dem Gewühle des Kampfes sich nach einem nahen Dickicht zu retten versucht, allein sie wurden sogleich eingeholt, ihres Geschmeides beraubt, der Wagen geplündert und voll herzloser Grausamkeit von einander getrennt. Elisabeth wurde nach Novigrod, Maria aber mit den Gefangenen, unter denen sich auch Kanisa befand, nach dem befestigten Kloster Aurana an der Küste als Gefangene gebracht.

7.

An der Wohnung des Grafen von Raab klopfte bei dem ersten Grauen des Tages eilfertig ein Gewaffneter und bat dringend um Einlaß.

„Eine Heeresmacht," berichtete er, „breite sich unabsehbar längs dem Ister auf der weit gedehnten Heide aus, und man wisse nicht, wie und von wannen sie gekommen sei." Es war der Stadtwart von Raab, der bei seiner letzten Runde um die Mauern den ersten lagernden Schwarm erblickt hatte, und nun herbeigeeilt war,

dem Gebieter die bedenkliche Kunde zu bringen. Kopfschüttelnd und ungläubig erhob sich dieser von seinem Lager, und trat an das Fenster, von dem er die Heide übersehen konnte. Auch ihn überraschte der seltene Anblick. Woher, wann und wie der Haufe gekommen, das wußte Niemand, kein Geräusch hatte sein Herannahen verrathen, als der Morgen anbrach, erhob sich bereits die luftige Stadt von weißen Zelten auf dem grünen Gefilde. Unruhig erwartete jetzt der Graf den gänzlichen Anbruch des Tages, der die Gewißheit bringen sollte, was von den unverhofften Gästen zu hoffen oder zu fürchten sei; doch freudiges Erstaunen ergriff ihn, als er mit dem ersten Strahle der Sonne die roth- und weiße Fahne Böhmens auf den Zelten wehen sah.

Auch auf den Mauern hatte sich bereits eine Menge Bewohner von Raab gesammelt, zu denen die Nachricht von dem nächtlichen Besuche gekommen war. Sie alle jauchzten freudig auf, als sie das Befreiungsheer ihrer Königin erkannten, und drängten hinaus aus den Thoren der Stadt in das Lager, die fremden Krieger zu bewillkommen, die ihnen mit ihren schweren, eisernen Harnischen, Schilden und Blechhauben, mit den geraden mächtigen Schwertern, mit ihren Morgensternen und Hellebarden eine seltene Augenweide boten. Der Graf zog selbst mit den angesehensten Bewohnern der erfreuten Stadt hinaus, den Gemahl Mariens zu begrüßen und ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen, und wie einem Könige zu huldigen. Er versicherte, daß Niemand in Raab sich aufhalte, der an Mariens Entfernung, noch weniger an ihrer Gefangennehmung Antheil genommen,

und daß nur ein Schwur gelte, der Marien geleistete Eid der Treue. Sigismund entließ ihn mit gewinnender Freundlichkeit und versprach in bessern Tagen, wenn das Glück seine Bemühungen mit der Freiheit seiner Gemahlin kröne, der Stadt nicht zu vergessen.

Das Volk strömte jetzt mit Brot und Fleisch herbei, die Soldaten zu erquicken, in Strömen floß der süße Saft der ungarischen Trauben, und Alles war so geschäftig, das Heer zu erquicken, daß Sigismunds Feldherrn, um die gewohnte Ruhe und Ordnung ihrer Schaar nicht zu gefährden, die Großmuth der Ungarn beschränken mußten.

Eine solche Aufnahme fand Sigismund mit seinem Heere in Oberungarn fast überall, und langsam, mit Besonnenheit vorrückend, mit vermehrtem bitteren Gefühle, je mehr er sich der Hauptstadt näherte, zog er vorwärts, bis er vor Ofen anlangte. Von den Ofnern hatte er Widerstand erwartet, denn zu groß war hier im Herzen des Reiches der Zusammenfluß der Mächtigsten, als daß er ihn nicht zur Vorsicht gemahnte. Allein als ihm auch hier die Stände mit Begeisterung entgegenzogen, und ihn baten, in Ofen seinen Sitz aufzuschlagen, da begab er sich in die Stadt, denn es lag noch nicht in seinem Plane, nach Dalmatien zu ziehen, und Marien aus den Händen ihrer Feinde zu reißen. Er hatte Gründe, die ihn abhielten; denn fürs erste mußte er sich des Ungarlandes versichern, ehe er mit voller Kraft zu handeln vermochte, und fürs zweite glaubte er Mariens Leben zu gefährden, wenn er mit Gewalt sie aus den Händen ihrer Wächter befreien wollte. Er suchte lieber gütliche Ver-

handlungen wegen ihrer Lösung anzuknüpfen, denn mit Gewalt durfte er nichts von ihren Verräthern erwarten, denen nach dieser Wendung nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten übrig blieb.

Schon am zweiten Tage versammelten sich die Stände zu Ofen, sie erwählten, weil das herrenlose Reich eines Oberhauptes bedurfte, Sigismunden zum Gubernator von Ungarn.

Die Begeisterung für die gefangene Königin wuchs mit jedem Tage mehr; von allen Seiten zogen freiwillige Truppen herbei, und hätte Sigismunds Klugheit die Schwärmer nicht im Zaume gehalten, mancher wäre ohne Führer nach Dalmatien gegangen, ihren Kerker zu brechen. Auch die Stände boten Alles auf, um geschehenes Übel wieder gut zu machen.

Da sie sahen, daß der Titel eines Gubernators von Ungarn nicht hinreiche, Sigismunden alle Gewalt zu verschaffen, deren er zu seinem Bestreben bedurfte, so drangen sie so lange in ihn, bis er sich zu Stuhlweißenburg förmlich zum Könige von Ungern krönen ließ. Kaum war dies geschehen, so hoben auch alle Städte ihre Fahnen, und das ganze Königreich glich einem einzigen Lager, in dem sich Alles zum heiligen Kampfe rüstete.

Besonders zu Fünfkirchen war die Begeisterung für die gefangene Maria auf das Höchste gestiegen. Die Studenten der Akademie, die Ludwig, Mariens Vater, gegründet hatte, waren die ersten, die sich als die Befreier der Königin erhoben. Mit flatternden Fahnen zogen sie durch die Stadt und mitten auf dem Hauptplatze stand

der alte Rektor Ferenzi vor einem Tische, der, mit alten Waffen umgeben, unter dem Blätterdache einer hundertjährigen Eiche aufgeschlagen war, die Jugend des Landes in die heilige Schaar, wie er sie nannte, aufzunehmen. — Cimbeln und Sackpfeifen klangen in fröhlichen Weisen und muntere Dirnen hüpften im magyarischen Tanze zu dem lustigen Getön und führten selbst ihre Bursche zu dem ehrwürdigen Greise, daß er sie einreihe in die Schaar der Befreier.

Der Platz war fast schon zu klein, überall drängten sich die Angeworbenen, überall wurde gezecht und getanzt, der rothe Ungarwein, den die vornehmeren Bewohner in Fässern auf die Straße wälzen ließen, floß in Bächen, die düstere Stadt hatte ein so buntscheckiges Ansehen, als ob darin Kirchenfahrt wäre. Besonders waren die Studenten thätig, sie warfen sich allenthalben zu Führern auf, und suchten durch begeisterte Rede Alt und Jung unter ihre Fahne zu bringen. „Was gibt es lange zu bedenken!“ rief unter ihnen so eben der feurige Elhazy, ein Jüngling wie der Gott des Krieges selbst, einem Haufen zögernder Burschen zu, „was gibt es zu bedenken, wenn es sich um die Rettung Eurer Königin handelt? Ihr besinnt Euch noch und zaudert, wenn sie nach Hilfe ruft. So flieht nach Euern schmutzigen Hütten,“ fuhr er, seinen breiten Säbel schwingend, fort, „verkriecht Euch mit Eurer Schande zu den Hunden, die muthiger und besser sind, denn Ihr. Auch ohne Eure Hand werden sie Ungarns Söhne befreien; im Triumphe wird sie ziehen von Stadt zu Stadt, überall wird man ihr entgegentreten mit freiem, offenen Auge und

die Mütter werden sich selig preisen, daß ihnen Gott Kinder gab, denen sie solchen Tag der Freude und Freiheit verdanken. Eure Mütter aber werden weinen, Eure Väter sich ausraufen das graue Haar, weil ihre Söhne **o canes silvis!** lieber bei der schmorenden Speckkeule daheim hockten, als auszogen, um für des Vaterlandes Mutter zu kämpfen."

Kaum hatten die Bauern das Ende der Rede erwartet, aufgestachelt von den Worten des befeuerten Redners zu Alles aufopferndem Ehrgeize, drängten sie sich im Kreise um ihn her, und traten mit dem Ausrufe: „Für Maria Blut und Leben!" unter seine Fahne. Ein lautes Hurrahgeschrei erdröhnte, in das sich ein spottendes Gelächter mischte.

Zwei Fremde, die mitten unter der Menge standen, und auf den ersten Blick erkennen ließen, daß sie dem Ungarlande nicht so ganz angehörten, als ihre Gewänder manchen glauben machten, waren so unvorsichtig oder vielmehr so kühn, Elhazy's Aufruf zu verspotten! — Allein mit einem Blicke hatte der Jüngling die Frevler gefunden, und war mit funkelndem Auge vor sie getreten.

„Was findet Ihr Herren denn gar so lächerlich an meiner Rede?" fragte er zornglühend. Doch die Fremden kehrten ihm den Rücken, und thaten, als ob die Frage gar nicht an sie gerichtet sein könne. Da übermannte Elhazy der Zorn, mit einem Griffe hatte er Beide gedreht, und indem er sie mit durchbohrendem Blicke betrachtete, forschte er noch einmal um die Ursache ihres Lachens.

„Warum sollen wir nicht lachen, wenn uns Stoff dazu gegeben wird?“ versetzte der Eine in einer fremdartigen Mundart.

„Was vertheidigst du dich gegen den Studiosus!“ versetzte verächtlich der andere. „Er soll mit diesen Tölpeln rechten, nicht mit uns.“

„Was, Ihr trotzt, Ihr wollt noch höhnen?“ kreischte Elhazy mit wuthschäumenden Lippen, indem er mit Riesenkraft die Fremden zu Boden riß, den einen mit dem Fuße niederhielt, während er dem andern den schnell gezogenen Dolch zu entwinden suchte, mit dem dieser nach ihm stoßen wollte. Da machte sich Ferenczy Bahn durch das Gedränge der Herbeiströmenden, um des Tumultes Ursache zu erkunden. Mit Ehrfurcht heischender Miene gebot er Ruhe, und wendete sich dann mit Strenge an den Jüngling.

„Was habt Ihr mit diesen Männern?“ fragte er, „was gefährdet Ihr Fremde im gastfreien Lande der Magyaren?“

Elhazy erzählte, fortwährend von dem Einsprechen der Andern unterbrochen und verwirrt, den Hergang des ganzen Vorfalles. Da richtete sich der Greis mit glühendem Gesicht hoch auf. „Ihr habt das Gastrecht verhöhnt, nicht dieser, Ihr habt unser Heiligstes verspottet, den Feuereifer für die Rettung unserer unglücklichen Königin. Ihr seid Verräther und reif zur gefänglichen Gewahr. Führt sie fort nach dem Stadthause, daß man ihnen abfrage, weß Landes sie seien, und welcher Zweck sie hieher geführt.“

Da warf sich der eine Gefangene, der plötzlich den

Muth verloren zu haben schien, dem Rektor zu Füßen und flehte um Erbarmen und Freiheit, indem er zugleich bekannte, er sei, von dem Ban gedungen, in das Land gekommen, um den Stand der Dinge auszuforschen. Ein Dolchstoß des Andern sollte die Zunge des Verräthers lähmen, allein Ferenczy fing den Stoß mit kräftigem Arme auf — aber rasend verlangte das Volk den Tod der fremden Kundschafter, und nur der äußersten Anstrengung Ferenczys gelang es, die Gefährdeten seiner Wuth zu entziehen. Doch die Studenten hatten die Beschimpfung der Fremden nicht so schnell vergessen. Als sie der hereinbrechende Abend beim vollen Pokale versammelte, tranken sie hundertfach Marias Gesundheit und beschlossen einstimmig, mit den Gefangenen einen Streich auszuführen.

Lange noch, bis tief nach Mitternacht, klirrten die Becher in muthigen Kriegesweisen zum Ruhm der Königin, von der alle, und besonders jene, die sie von Auge zu Auge gesehen, wie von ihrem Liebchen sprachen. Endlich brach der Morgen an, an dem die neuen Heereshaufen ausziehen und zu Sigismunds Schaaren stoßen sollten. Mit dem ersten Lichte des jungen Tages wogten die Männer, theils mit Piken, theils mit Säbeln bewaffnet, aus den Thoren der Stadt, ein rauschender Strom, über das Gefilde.

Aber als die Sonne aufging und die Ausziehenden beleuchtete, da brachen fast alle in helles Lachen aus. Denn zur Seite des Zuges ritten mit Blumen umwundenen Ketten die gefangenen Kundschafter auf fettgemästeten Schweinen, die man an Stricken führte, und

machten zu den schnurrigen Liedern, welche die Studenten zum Klange der Stockpfeifen sangen, so trübe Gesichter, daß selbst die Ernstesten schmunzeln mußten.

Sigmund nahm die Vornehmsten überaus gütig auf, dankte ihnen tiefgerührt für ihre Treue für Maria, und war nicht wenig erstaunt, als man ihm die Gefangenen vorführte. Zitternd standen sie vor Sigismund, in jeder seiner Mienen Verderben ahnend. Allein Sigismund handelte großmüthig. „Ich schenke Euch Leben und Freiheit, zieht heim zu dem, der Euch sandte. Was Ihr erkunden solltet, habt Ihr bereits erfahren; allein sagt Euerm Gebieter, er solle sich sputen, meine Gnade anzuflehen und zu seiner Fürbitterin mir Niemand andern entgegensenden, als Maria, meine Gemahlin, denn nur ihr dürfte es gelingen, das Rächerschwert aus meiner Hand zu winden."

8.

„Wenn du mir noch einmal die Dirne in das Schloß läßt, so mache dich gefaßt, Mutter!" zankte eines Morgens der alte Thorwart Backo von Aurana mit seiner Ehehälfte Lisbeth, und warf das von ihr geöffnete Seitenpförtlein in seine Riegel, daß die alte schwarze Felsenburg, mit dem schauerlichen Kloster im Hintergrunde, laut erdröhnte.

„Du bist heute wieder einmal unmuthig und bärbeißig zum Tollwerden!" belferte Lisbeth entgegen und zog den mürrischen Gatten, der vor Galle wohl schon zehnmal den grauen Schnurbart durch die Finger gezogen hatte, am Arme näher. „Was hast du denn eigentlich gegen das Mädchen?"

„Nichts!“ versetzte Backo, „gar nichts, als daß es ein Weib ist!“

„Ei, ei, du Weiberfeind!“ höhnte das Mütterchen. „Seht doch einmal, weil es ein Weib ist — und kneipt — wenn ich es nicht selbst mit angesehen hätte, — gestern noch, es war zum Tollwerden, die schlanke, schwarzäugige Dirne des Vogtes in die rothen Backen — der Weiberfeind!“

„Hat das der Satan auch wieder gesehen,“ brummte Backo für sich in den Bart, und fuhr etwas herabgestimmt fort, „daß ich die Dirne in die Wangen kneipte, je nun, das hast du gesehen, aber warum es geschah, das mußt du errathen.“

„Ganz gewiß, weil du die hübschen Dirnen nicht leiden kannst,“ versetzte spitzig Frau Lisbeth.

„Gerade deshalb, ja nur deshalb,“ behauptete der Thorwart. „Aus purem Haß kneipte ich sie wie ein Meerkrebs und ich möchte Euch alle kneipen, weil alles, was Ihr an Euch habt, nichts ist als Lug und Trug und Verstellung.“

„Ei du ungewaschenes Maul!“ scholt das Mütterchen leidenschaftlich. „Du beschreibst unser Geschlecht zum Ertränken — Verstellung — Lug und Trug alles, was wir haben, o du Philistäer, du Amoniter, betrachte einmal mein Gesicht — und sieh —“

„Dein Gesicht?“ fiel Backo fast lächelnd der Zürnenden in die Rede, „ach ich wollte, das wär' eitel Lug und Trug, und du könntest dich verwandeln wie dieser Hagedorn, der einmal wieder Röslein trägt auf seinen dornigen Zweigen. Traurig genug, daß ich dir diesmal

Recht lassen muß.“ Die Eitelkeit der Frau Lisbeth, obwohl sie bereits ihre sechzig Jahre zählte, war durch eine solche Rede gar mächtig angegriffen worden. Mit komischem Ernste faßte sie ihren Alten an der Schulter und schüttelte ihn gar gewaltig, indem sie rief: „Vor fünfzig Jahren hättest du so was auch nicht gesagt, als du mich wie des Schloßvogtes Dirne in die Wangen zwicktest, und jetzt glaubst du mich damit zu kränken, nun ich dein Weib bin. — Daß du es nur weißt, ich bin noch Herrin, und zur Strafe soll mir jetzt gerade die Dirne in das Schloß.“ Mit diesen Worten hatte sie die Klinke ergriffen, und das außen harrende Mädchen, die mit Herzklopfen diesem Zwiegespräch zugehört, eingelassen. Allein Backo, auf sein Hausrecht stolz, mit dem er schon durch dreißig Jahre die Thorpforte öffnete, riß zornerglüht die alte Hausehre zurück und schleuderte sie ingrimmig in die Arme des von dem Streite aufmerksam gemachten und herbeieilenden Vogtes.

„He, he! Was gibt es denn da, Kinder!“ rief Herr Peter Zawotzky, indem er Lisbeth umfing. „Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr noch Kurzweil treibt in Euern alten Tagen!“

„Eine schöne Kurzweil, bei der man Arm und Bein brechen könnte,“ kreischte das Mütterchen und wand sich von dem Vogte los.

„Gestrenger Herr!“ rief Backo, indem er mit funkelnden Blicken näher trat, „das Weib ist ein Sadrach —“

„Ein Philistäer bist du!“ unterbrach Lisbeth, ihn zurückdrängend, indem der Schloßvogt mit kaum verhalte-

nem Lachen die Hände Beider ergriff. „Ich glaube nicht, daß Ihr mit einander zankt," sprach er, „das würde den strengen Meister bestimmen, was schon längst im Antrage liegt, wahr zu machen, und alle Weltlichkeit aus dem Schlosse weisen, bis auf mich mit meinen Kriegsknechten. Denn der strenge Orden St. Johannis nimmt Ärgerniß daran, daß Weibervolk hier lebt unter den Rittern — und nur, weil Ihr so lange gedient auf Aurana, mögt Ihr bis zu Euerm Sterbestündlein Thorwalt bleiben. Darum haltet hübsch Ordnung und Ruhe, und sagt mir, was die Ursache Eures Zwistes. Ihr mögt reden, Lisbeth, denn den Frauen gebührt der Vorzug!"

„Nun so hört denn, was meinen Alten so bärbeißig macht;" erzählte das Mütterchen, nicht wenig geschmeichelt von der Vogtes Auszeichnung. „Eine schmucke Dirne mit Wangen und Augen, gerade so, wie ich sie vor fünfzig Jahre haben mochte, kömmt fast täglich an unser Thor, mit allerlei Lebensnothdurft, Geflügel und Brot und grüner Frucht, und gibt Alles wohl um die Hälfte billiger zum Verkauf als anderes Landvolk. Das aber wurmt den Alten da, daß sie ihm nicht auch schön thut, und „lieber Herr Backo" sagt, und ihm die Hand küßt oder den Bart kraut — und da will er sie nicht mehr einlassen."

„Das ist eine grundschwarze Lüge, gestrenger Herr Schloßvogt!" unterbrach Backo hitzig. Allein Herr Zawotzky gebot Schweigen. „Wenn die Dirne wiederkömmt," befahl er, „so werdet Ihr sie einlassen und zu mir führen, des wohlfeilen Geflügels wegen, denn meine Frau klagt ohnedies über das schwere Geld, das alle Lebens-

nothdurft hier kostet.“ — „Das kann gleich geschehen, mein wohlweiser Herr Vogt,“ versetzte Lisbeth schmunzelnd, ihrem Manne einmal durch den Sinn zu fahren. „Die Dirne harrt so eben wieder vor dem Pförtlein. Befehlt nur dem alten Brummbär da zu öffnen und Ihr werdet gleich sehen von Angesicht, was ich Euch gesagt.“

Zawotzky winkte Backo, und dieser mußte, so hart er auch daran ging, öffnen. Er that es mit solchem Unwillen und mit solcher Ungeschicklichkeit, die an das Lächerliche grenzte, und froh des unerwarteten Mittlers hüpfte Minka, ein niedliches Dalmatinerkind, mit ihrem Korbe unter den Thorweg, während Backo brummend den Flügel zuwarf.

Mit wichtigen Kenneraugen betrachtete Zawotzky die Kleine und murmelte dem Mütterchen vergnügt in das Ohr: „Hört, wenn Ihr vordem so ausgesehen, so möchte ich wohl Backo gewesen sein.“

Indeß die Alte nach einer dankbaren Verneigung zu ihrem Haustyrannen trat, und ihn durch allerlei Künste zu versöhnen suchte, hatte Hr. Zawotzky die schöne Dirne um ihre Verhältnisse gefragt, und als er vernommen, daß sie eine Waise sei, sich entschlossen, sie mit dem Einverständnisse seiner zwar guten, jedoch streng auf Sittlichkeit sehenden Gattin in sein Haus zu nehmen. Die Dirne küßte freudig dankbar die Hand des großmüthigen Beschützers, und folgte ihm von Lisbeths Glückswünschen und Backos freundlichen Blicken begleitet, zur Gebieterin.

Backo aber trat, mit seiner schmeichelnden Ehehälfte versöhnt, wieder in seine Thorstube, und lugte, wie

es seines Amtes war, fleißig hinaus durch das Gitterfenster auf das blaue Meer und über die felsige Küste hin, ob nichts Feindliches sich zeige, denn obgleich Aurana wohlbefestigt auf seinem Felsenabhange lag und des Ordens tapferste Ritter das Schloß besetzten, das ihnen der verblichene König Ludwig geschenkt, so war doch dem Komthur die gefangene Königin ein zu kostbarer Schatz, als daß er nicht alle Vorsicht aufbieten sollte, um jeder List zu begegnen, die ihm Maria aus den Händen führen könnte.

Minka war von der Gemahlin des Schloßvogtes, die an ihrem kindlichen offenen Betragen viel Behagen gefunden hatte, in ihrem Hause aufgenommen und gern hatte Johann, der sonst so strenge und argwöhnische Komthur dem treuen Kastellan hiezu die Erlaubniß ertheilt. Schon waren acht Tage verflossen, seit das liebliche Mädchen in den düstern Mauern emsig schaltend, die Liebe aller gewonnen hatte, denen sie sich durch ihre stille Geschäftigkeit, durch ihren frommen Sinn und durch ihre sanfte Schwermuth, die auf ihrem Antlitze lag, und die man ihrer Lage als Waise zuschrieb, bemerkbar machte. Ihre Genossinnen liebten sie der schönen Lieder wegen, die sie ihnen bei ihrer Arbeit vorsang und wegen der Bereitwilligkeit, mit der sie selbst in ihren Feierstunden ihnen bei ihrer Arbeit half. Die Gemahlin des Vogtes schenkte ihr das Vertrauen einer Mutter, und selbst der alte Zawotzky konnte sich, als ihm die Dankbare einst einen künstlich gewundenen Blumenstrauß verehrte, nicht enthalten, dem Komthur von der Dirne alles Gute zu erzählen. Wegen ihrer Liebe zu den Blumen erlaubte er ihr, in dem an der

Burg anstoßenden Garten sich öfters zu ergehen, um Kränze für die Kirche des Klosters zu winden, und an den Beeten zu ordnen, wenn die Ritter gerade ihre Andächt in den Zellen hielten.

So geschah es auch einmal, daß die gefangene Königin Maria, von dem Vogte begleitet, denn nie durfte sie ihre wohlverwahrten Gemächer allein verlassen, in den Garten kam und Minka erblickte, wie sie eben einige blütenbeladene Rosenbüsche an Stäben befestigte. Es that ihr so wohl, einmal außer der alten Dienerin, die ihr der Prior, Johann Horwathy, mehr zur Wächterin gegeben, ein weibliches Wesen in ihrer Nähe zu finden, das mit ihr fast in gleichem Alter war, und unwiderstehlich fühlte sie sich zu ihr hingezogen. Zawotzky lobte das Mädchen, das er mit Stolz seine Pflegetochter nannte, der Fürstin, und befahl, als sich Maria nach der Lieblingsstelle des Gartens begab, von der sie über die schwarzen Mauern und über die öde Küste hinaus die blauen Berge des geliebten Heimatlandes sehen konnte, der Arbeitenden, die auf die Nähe der Gefangenen gar nicht zu achten schien, den schönsten Strauß zu ordnen und ihn der unglücklichen Herrin zu überreichen. Er selbst kroch in den Hecken umher, um die schönsten Blumen zu suchen, und Minkas Arbeit zu beflügeln, damit Maria die kleine Gabe noch erhielte, ehe sie wegen Ankunft der Ritter, welche des Abends gewöhnlich im Garten lustwandelten, nach ihrer dunkeln Zelle zurückkehren müsse. Allein Minka bedurfte seiner Hilfe nicht, denn schon hatte sie den Strauß vollendet, und war, ehe es der Vogt bemerkt hatte, zu der Gefangenen geeilt, ihr kniend die einfache Spende zu überrei-

chen. Ein leiser, schnell gedämpfter Schrei entfuhr der Fürstin, als sie der Geberin in das Auge blickte und in ihr Thekla erkannte.

„Um Himmelswillen, verrathet Euch und mich nicht!“ bat diese ängstlich, „nur wenn ich verborgen bleibe, darf ich Euch nahe sein, um oft Gelegenheit zu finden, Euch Nachricht von dem Vaterlande zu bringen. Hier in dem Strauße findet Ihr, was ich Euch jetzt nicht sagen kann. Gehabt Euch wohl!“

Mit diesen Worten küßte sie ehrerbietig Marias Hand und eilte dem Schloßvogte entgegen, der eben heraufstieg. „Was Donner!“ rief er, als er Minka erblickte und den Strauß, den die Königin bereits an den Busen gesteckt, „habe da auch mein Schärflein beitragen wollen mit diesen Blumen, was soll ich jetzt damit machen?“

„Gebt sie mir, gnädiger Herr,“ versetzte Minka freundlich, „ich binde daraus ein Sträußlein für Euer eheliches Gemahl. Frau Helena wird sich freuen, wenn sie einmal wieder von Euch ein Geschenk erhält.“

„Du hast recht, Mädchen!“ entgegnete der Alte lächelnd und eilte, nachdem er Minka noch schmeichelnd die Wange gedrückt, zur Gefangenen.

Von Neugier und Überraschung getrieben, drängte diese schon nach kurzem Spaziergang zur Heimkehr. Sie zitterte vor Begierde, die Nachricht ihrer theuren Thekla zu lesen, und bebte zusammen, wenn sie die Größe des Wagestückes erwog, das sie aus Anhänglichkeit an ihre Herrin unternommen hatte. Mit ängstlicher Ungeduld suchte sie die alte Zofe aus ihrem Zimmer zu entfernen,

bei jedem Tritte der Wachen, die in der düstern Vorhalle mürrisch auf und nieder gingen, schrak sie zusammen, doch endlich faßte sie ein Herz, zog das künstlich verborgene Blatt aus dem Strauße und las:

„Meine überaus unglückliche Königin! Endlich ist es mir gelungen, unter der Gestalt einer anscheinlosen Bauerndirne in das Schloß zu kommen. Ich bin glücklich, mit Euch unter einem Dache zu wohnen, wiewohl ich nur als Magd im Hause des Kastellan diene. Doch ich trage Alles gerne für Euch, meine Herrin, denn nur so war es mir möglich, meinen Plan auszuführen. — Ich habe Eure Nähe hauptsächlich deshalb gesucht, um Euch zu verkünden, daß Euer edler Gemahl, den das Land während Eurer Haft zum Könige ausgerufen, bereits zu Eurer Rettung naht, und schon mit seinem Heere die Grenzen von Kroatien überschritten hat. Der Ban aber hat beschlossen, Euch der Republik Venedig zu übergeben, die Euch sodann nach Neapel führen soll, zur Rache dürstenden Witwe Karls. Zittert deshalb nicht — vertraut auf Gott — Eure Retter nahen gewiß. Vernichtet das Blatt und verschafft mir Gelegenheit, auf dem nämlichen Wege wie heute, Euch zu berichten, was ich erkunden kann. Thekla."

Maria brach in Thränen aus, die Liebe des guten Mädchens hatte sie tief ergriffen, allein doppelt schwer drückte sie jetzt ihre rathlose Lage nieder. Von allem, was ihr die Erinnerung theuer machen konnte, hatte man sie getrennt, die jugendlich unerfahrene Fürstin ganz auf sich selbst beschränkt, Niemanden ihr gelassen, der sie trösten, der den sinkenden Muth ihr erheben konnte; denn Kani-

sa, und jene, die noch mit ihr gefangen waren, und denen man das Leben geschenkt, lägen in dem Felsengewölbe des Schlosses erdrückt von Elend und Verzweiflung, eben so, wie von der Eisenlast, mit der man sie beladen. Doch wie auch ihrer Zukunft Himmel überall mit Wolken umlagert war, so erhob sich dennoch ihr Gemüth durch Theklas Nähe, denn die Treue hatte es durch ihre Schlauheit dahin zu bringen gewußt, daß sie ihre Königin fast täglich sah, und nicht selten, besonders wenn der Schloßvogt die Gefangene begleitete, der unglücklichen Fürstin Trost zusprach. — So lebten sie einegeraume Zeit; mit jedem neuen Morgen neue Hoffnungen der Freiheit nährend, die sie mit jedem Abende wieder zu Grabe trugen, in das bangere Herz.

9.

Das erste Frühroth überhauchte eines Tages die Felsenmauern von Aurana und goß hellen Schimmer aus über den grünen Spiegel des adriatischen Meeres, als hätte ein frischer Morgenwind Rosenblätter ausgestreut über die grünende Trift.

Da schreckte ein wirres Gelärme in den weit hallenden Gängen des Klosters die Gefangene aus dem Schlummer, der vor wenig Stunden ihr bekümmertes Herz in träumendes Vergessen gewiegt. Harnische rasselten in den weiten Hallen, Gemurmel trug sich vom Schlosse herüber und von Angst emporgerüttelt, flog Maria an das Fenster ihrer Zelle, um die Ursache des so seltenen Tumultes zu erkunden. — Im Hofraume schaarten sich die Ordensritter, angethan mit ihren Harnischen, den Helm

auf das Haupt gedrückt, und verhüllt in die langen schwarzen Mäntel, mit dem weißen Kreuze des Ordens; von dem Thurm des Schlosses aber wehte die Flagge des heiligen Johannes lustig im Morgenwinde. Maria wußte nicht, was das alles bedeuten solle, allein eine Ahnung sagte ihr, daß ihr Schicksal einer Wendung nahe sei, und mit Zagen erwartete sie die Gewißheit aus dem Munde ihrer Wächter. Da klirrten schwere Tritte über den Steinboden der Halle, die Thüre öffnete sich und Johann der Komthur trat ganz gerüstet ein.

„Wißt Maria!“ sprach er, „daß die Republik Venedig eine Flotte gesendet vor unsere Mauern, um Euch abzuholen aus dieser Haft, und Euch in ihrer Inselstadt zu verwahren. Ihr werdet nicht widerstreben, und von den Dienern des Ordens geleitet, mir folgen nach dem Schiffe des Kapitäns Barbadigo, denn ich glaube, es wird Euch selbst freuen, die düstern Mauern verlassen, und fürder in einem Pallaste der prächtigen Venezia in königlicher Haft leben zu können, bis der Himmel Eure Sache entscheidet in dem Lande der Magyaren.“

Maria erblaßte. So nahe hatte sie die längst gefürchtete Stunde ihrer Auslieferung nicht erwartet. Doch faßte sie sich und trat groß dem Komthur entgegen. — „Schweigt, und lästert nicht durch eine Lüge mein Unglück!“ rief sie, als sie endlich ihre Sprache wieder fand. „Die venedische Flotte ist wohl gekommen, mich zu übernehmen, aber nicht, wie Ihr Euren Frevel beschönigend sagt, um mich in ihre Inselstadt zu führen, bis zur Wendung meines Unglücks, sondern um mich auf Euren Antrieb auszuliefern an Karls Witwe, damit sie Rache neh-

me an mir unschuldigen Opfer für den Tod ihres Gemahles."

Betroffen trat Johann zurück, und senkte beschämt den Blick zur Erde. Maria aber fuhr mit Stolz fort: „Zittert, wenn Euch dieser Frevel gelingt an einem schwachen, wehrlosen Weibe, der Ihr einst als Eurer Königin gehuldigt, und an der Ihr Ludwigs, meines Vaters Wohlthaten, mit Undank, mit Verbrechen lästert. Zittert, denn mit Heeresmacht zieht mein Gemahl heran, in Ungarn haben sie das Schwert wieder ergriffen für mich, gegen Euch und Euren Anhang; tödtet mich, liefert mich aus den Todfeinden zur Rache, aber mein Gemahl wird Euch schlagen mit dem Schwerte seines Zornes, zur Sühne für meine unverschuldeten Leiden."

Johann hatte betroffen und fast zermalmt die Rede der gemißhandelten Fürstin vernommen, die ihm ein unerklärbares Räthsel dünkte. Wie kam Maria in so enger Gewahrsam zu der Kunde von seinen geheimsten Plänen, wie zur Nachricht von Sigismunds Anzuge und von dem Rückfalle der Ungarn an den Vertheidiger der gefangenen Königin. Das Eintreten eines Bruders, der dem gebietenden Obern die Ankunft der venedischen Abgeordneten meldete, riß ihn aus seiner wachsenden Verlegenheit, und mit ganz anderen Gefühlen, als er gekommen war, verließ er die Königin, um die Forderung Barbadigos, der die Flotte geführt, zu vernehmen. Maria aber warf sich vor dem Christusbilde nieder, von dem sie so oft in ihren trübsten Stunden Trost erlangt in ihrem stillen Gebete, und flehte unter Thränen um Kraft und Stärke zu frommer Ergebung in seinen Willen.

Und der Himmel, der ihre Thränen gesehen, ihre Seufzer gezählt in den trüben Tagen ihres Unglücks, lächelte gnädig der gläubigen Beterin zu, und anders gestalteten sich die Dinge, die zu ertragen so eben Maria um Kraft und Muth gefleht.

Die Republik Venedig hatte, stolz auf ihren alten, unbefleckten Ruhm, den Antrag der Rebellen verworfen, und hielt es für ihre heiligste Pflicht, ihr Ansehen zu vermehren, und Retterin einer verfolgten Königin zu werden. Nicht um Maria nach dem Antrage ihrer Feinde nach Neapel auszuliefern, war sie gekommen, sondern um sie mit der Gewalt der Waffen in Freiheit zu setzen, wenn Johann ihren Unterhandlungen nicht entsprechen wolle. Der Komthur und der ganze versammelte Konvent war von diesem Antrage des Abgeordneten Barbadigos wie vernichtet. Hartnäckig und fast bebend vor Wuth, verweigerte er Marias Auslieferung.

„So macht Euch gefaßt, den Sturm unserer Söldner abzuschlagen, wenn Ihr es vermögt," erwiederte der Gesandte. „Barbadigo weicht nicht von dieser Küste — es sei denn mit der Ungarn Königin."

„So mag er stürmen!" versetzte Johann mit glühendem Blicke, „und wenn ein Gelübde ihn bindet, verzagen; denn er wird es nie erfüllen, so lange ich mich Marias Freiheit entgegenstelle. Denn wißt, in dem Augenblicke, als Gewalt dieses Schlosses Thore sprengt, stürze ich mit der Gefangenen von dem höchsten Felsen in den Abgrund."

Der Abgeordnete schied mit dem festen Bescheide, daß Barbadigo mit dem kommenden Morgen die Feind-

seligkeiten beginne. — Große Bewegung herrschte indeß in dem Konvente der Ritter, denn viele riethen, dem Wunsche der Republik zu entsprechen, den Ruhm des Ordens zu schonen, und dadurch allein der Hinwegnahme des Schlosses vorzubeugen. Allein unbeweglich blieb Johann, dessen ganzer Haß gegen Gara und Elisabeth sich jetzt gegen Maria entflammte. Schnell besetzte er die Wälle mit den Rittern und mit den Söldnern des Klosters, gab dem Vogte die strengsten Aufträge der Wachsamkeit, und schon in der nächsten Stunde flogen Eilboten hinab, um den Ban und seine Angehörigen zum Entsatze herbeizurufen. Allein sie kamen nicht. Barbadigo hatte in kluger Vorsicht noch in der Nacht seiner Landung die Söldner der Republik ausgeschifft und Aurana an allen Seiten umzingelt. Von den Gebüschen gedeckt, lagerten seine Krieger und nahmen Jeden gefangen, der sich aus dem Schlosse wagte. Auch jede Zufuhr war abgeschnitten, denn auf der Seeseite hatte Barbadigo seine Flotte so vertheilt, daß unbemerkt sich kein Schiff dem Kloster hilfreich nahen konnte.

Da wankte Johann in seinem störrigen Entschlusse, doch nur einen Augenblick, denn schnell hatte sein kühner Geist die Furcht besiegt, und nur um so fester beharrte er auf dem Vorsatze, Aurana bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

In den Morgenstunden des andern Tages begannen die Söldner der Republik auf der Morgenseite des Schlosses, die, am wenigsten steil und mit dichten Gehegen bewachsen, unentdeckten Zugang bis zu den Mauern gewährte, den Sturm. In gedrängten Massen rückten die Muthigen an

und trotz der rasenden Gegenwehr der kühnen Ritter, hatten bald einige von ihnen den Wall erstiegen. Sie wurden zwar zurückgeworfen, allein sie hatten dem übermüthigen Komthur durch ihr Wagniß gezeigt, was er von ihnen für die Folge zu fürchten habe, und mit welchem Feinde er in die Schranken getreten war.

Johann hatte einen großen Theil seiner trotzigen Kühnheit verloren und mit Bangen sah er einem weit grimmigeren Feinde entgegen — dem Hunger, der langsam die Besatzung aufzureiben drohte. Seinen Entschluß, Hand an das Leben der Königin zu legen, hatte die Klugheit verworfen, denn von der Rache der Republik und Sigismunds hatte er Alles zu fürchten, und die Brüder des Ordens, die theilnehmend der Königin Schicksal bemitleideten, drohten, sich gewaltthätig jedem solchen, den Orden entehrenden Schritte, zu widersetzen. Mit jedem Tage wuchs die Noth in Aurana, denn man hatte von den Venetianern nichts weniger als eine Belagerung erwartet, und sich deshalb auch gar nicht mit Mundvorrath versehen. An eine Zufuhr war gar nicht zu denken, denn immer dichter umschlossen die Feinde das Schloß. Nur höchstens auf Tage mehr konnte die Besatzung es aushalten. Allein Johann wollte Alles gethan haben, um vor seinem Anhange seine Ehre zu retten und seine Gefangene nicht eher ausliefern, bis nicht die äußerste Noth ihn dazu zwänge.

So waren bereits wieder sechs Tage verflossen, eine Ewigkeit für Maria, die in entsetzlicher Ungewißheit verging. Man hatte sie enger verwahrt, und dreifache Wachen verwehrten jedem den Eingang zu der gefangenen

Fürstin, um sie sicherer gegen Verrath und Entführung, und vor Johanns verzweifelnden Entschlüssen zu bewahren. Nur einen Sturm wagten mehr die Feinde, und es gelang ihrem Muthe, die Flagge von Venedig auf die Mauern zu pflanzen, und sogar einen Gefangenen von den Wällen mit in ihr Lager zu bringen, durch den Barbadigo die Lage des Schlosses erfuhr.

Barbadigo dachte zu groß, um ohne Noth die harte Bedrängniß der Belagerten zu benützen, und wollte lieber durch gütliche Verhandlungen den Zweck seiner Sendung, der nicht Eroberung der, einem sonst befreundeten Orden gehörenden Burg, sondern die Freiheit Marias war, erreichen. Mit Anbruch des siebenten Tages sandte er daher, von vier edlen Venetianern begleitet, den früheren Abgeordneten in das Schloß mit dem Auftrage: „Der Komthur solle ihm in der nächsten Stunde zur friedlichen Unterhandlung auf einer Felsenplatte begegnen, die unter dem Schlosse weit hinausrage über das Meer, und die beide von ihren Kriegern schied, damit Keiner Gefahr von dem Andern befürchten dürfe.“

Lange verweigerte Johann unentschlossen und mißtrauend die Gewährung, allein als sich die vier edlen Venetianer erboten, einstweilen als Geisel in dem Schlosse zu bleiben, und des Abgeordneten hinreißende Beredsamkeit ihm die Vortheile eines gütlichen Vergleiches aus einander setzte, als selbst einige aus dem Konvente sich erhoben, und zur Unterhandlung riethen, da gab der Unbeugsame nach und schritt, nur von einem Ritter begleitet, mit dem Gesandten hinab zu dem Felsenabhange, nachdem sich bald Barbadigo verfügte.

Er war ohne Waffen, nur ein Wappenrock von rother Seide, reich mit Silber gestickt, umhüllte seine edle Gestalt, und ein leichtes Barett bedeckte seine glänzend schwarzen Locken, während der Komthur im ganzen Waffenschmucke seines Ordens ihm entgegen trat. Beide nahmen auf einer Felsenbank Platz, die oft der Komthur in früheren Tagen lustwandelnd besucht hatte, weil man von hier aus eine entzückende Aussicht auf das Meer und die fernsten Küsten genoß. Auf den Wällen des Schlosses, unten im Lager der Venetianer, harrten indeß die Krieger, und sahen in ängstlich neugieriger Erwartung hin auf die unterhandelnden Gebieter. Lange währte die Unterredung und mancher zweifelte schon an dem erwünschten Erfolge der Vereinigung, da erhoben sich endlich beide und stürzten einander wie Brüder in die Arme. Von oben herab aber und unten im Thale hallte ein frohes Jauchzen, die Eintracht der Helden zu feiern.

Jeder kehrte zu den Seinen zurück, die Thore von Aurana blieben offen, und wie sich früher die Gebieter umarmt, so lagen auch bald die Ritter und die Söldner friedlich an der Brust der venedischen Tapfern.

Thekla eilte fast wahnsinnig vor Freude nach der Pforte des Klosters, als sie die Nachricht von Marias Befreiung erfahren hatte, um die Erste zu sein, welche von dem Volke der Ungarn ihre Königin begrüßte. Unaufhaltsam, das Abwehren der Ritter nicht achtend, eilte sie durch die düsteren Gänge der Kerkerzelle Marias zu, nach der sich eben der Komthur mit dem Konvent verfügt hatte.

„Ihr seid frei, Königin!“ sprach er, indem er ein

Knie vor der Überraschten beugte, die fast ohnmächtig zurückwankte: da stürzte Thekla durch die Reihen der Ritter weinend an den Hals der Gebieterin, in ihrem fröhlichen Wahnsinne die Königin in ihr vergessend, dann sank sie auf ihre Knie nieder und umklammerte sprachlos Marias Füße. Diese aber hob sie liebend empor an ihre Brust, und bedeckte ihre Stirn mit Küssen. Thränen netzten die Augen Aller, obwohl Keiner die Bedeutung dieses Augenblickes verstand und Staunen Alle ergriff, daß eine Magd an dem Herzen der Fürstin lag. Aber lautes Lob scholl aus jedem Munde dem treuen Mädchen entgegen, als Maria in wenigen rührenden Worten Theklas kühnes Wagestück erzählte. Auch die Gefangenen wurden aus ihren Kerkern entlassen und schon in der nächsten Stunde trat Maria an der Hand des venetianischen Abgeordneten aus dem Kloster, um mit ihm nach Barbadigos Zelte zu eilen. Thekla begleitete sie. Da drang ein herzzerreißender Schrei durch die Luft, als sie den Burghof betraten, und bewußtlos sank Thekla zu Boden, denn von langgetragenen Leiden abgewelkt, bleich wie eine Leiche, mit bebendem Schritte war eine Kummergestalt an der Spitze anderer Jammerbilder der Herrin entgegengewankt. Es war Kanisa.

Wie manches Mal hatte ihm ein Engel in dem düsteren Felsengewölbe, in dem er schmachtete, eine Erquickung gespendet, ohne daß er geahnt, es sei Thekla, die jeden Abend sich an dem engvergitterten Fenster einfand, seiner Klage lauschte, und dem Unglücklichen spendete, was sie sich selbst entzog. Es war ein selig schmerzlicher Augenblick des Wiedersehens, eine rührende, Ge-

müth erschütternde Szene, als die Ohnmächtige in seinen Armen erwachte, und kein Herz war so erstarrt, daß es nicht innig mitgefühlt.

Fast im Triumphe zog Maria mit den Ihren aus den Mauern von Aurana, selbst jene jubelten, die vor Kurzem noch die Gefangenen bewahrt mit finsterer Strenge, und unter dem Jauchzen Aller bestieg sie das Boot, das sie nach Barbadigos Flotte bringen sollte, auf der man schon alles zur Feier ihrer Befreiung bereitete. Bewundernd sahen die Bewohner des Felsenschlosses bei anbrechender Nacht die Schiffe von tausend und tausend bunten Lichtern erhellt, mit schwellenden Segeln sich zum Aufbruche richten und bald flammten auch auf den Mauern von Aurana lustige Freudenfeuer, und das fröhliche Jubeln von den Schiffen mischte sich in hunderfachem Wiederhalle mit dem Jubel der Besatzung des Schlosses.

Maria warf noch einen Blick nach dem allmälig entschwindenden Felsenschlosse, das weit hinausleuchtete durch die stille Nacht über das ruhende Meer. Die Erinnerung an die Tage ihrer Leiden zog noch einmal vorüber an ihrer Seele und weinend im heiligen Gebete warf sie sich auf ihre Knie nieder, dem Beschirmer der Unschuld für ihre Rettung zu danken. Und hell strahlend, wie der Blick der Gnade, tauchte der Mond aus den Fluten auf, ein frischerer Westwind spielte lustig mit dem Tauwerke und blies kräftiger in die Segel, den Lauf der Schiffe beflügelnd, und bald war Aurana verschwunden aus den Augen des zurückgrüßenden Schiffsvolkes.

Barbadigo führte die Königin zuerst nach Zeng, be-

gleitete sie von hier zu Lande bis nach Agram, wohin ihr Sigismund, durch Eilboten benachrichtigt, entgegengeeilt war.

Das Wiedersehen nach so vielen unsäglichen Leiden wage ich nicht zu schildern, die Sprache hat keine Worte, die Kunst kein Bild für Gefühle eines solchen Augenblickes, ich füge nur noch bei, daß die Freuden des fürstlichen Paares nichts trübte, als die Kunde von dem Tode der Königin Elisabeth. Sie war aus Gram in dem Schlosse Nowigrod gestorben.

Dörfliche Lieder.

1.

Herz! wenn du wirklich fühlst die Pein,
Nun so vergiß sie nimmer!
Und kannst du einmal fröhlich sein,
Warum kannst du's nicht immer?

Es ist nur das alte Weh der Brust,
Ich habe kein neu's erlitten.
So ist mir auch kein Glück bewußt,
Das ich jetzt hätt' erstritten.

2.

Ach ein Nam', ein neuer,
Sonst bedeutungslos dem Ohr,
Ist mir wieder worden theuer,
Kommt mir wie ein Zauber vor.

Wo ihn Liebe raunet
Leis' in's Ohr, das Herz erschrickt
Und das Auge staunet,
Wo's geschrieben ihn erblickt.

Friedr. Rückert.

Der Besuch im Walde.

Ballade.

Im finstern Wald am Rabenstein
Da züngelt ein rothes Feuerlein,
Da sitzen und zechen ihrer Drei,
Und wispern und zählen Geld dabei.

Sie trinken und zählen in guter Ruh,
Da tritt aus dem Busch ein Vierter hinzu.
Gleich raffen sich die empor aus dem Moos,
Und reißen vom Gürtel die Messer los.

Der Fremde spricht: „Ihr Herren mit Gunst,
„Ich habe gewittert den Bratendunst,
„Und gönnet ihr mir ein Schlückchen Wein,
„So lad' ich mich heute zum Nachtmal ein!“

Der Eine brummt: „Erst komm an das Licht!
„Was hast du denn hier du lumpiger Wicht,
„Für einen Flecken, roth wie die Glut?“
Der lächelt: „Ein wenig Menschenblut!“

„Hoho! Gesell! so steht es mit dir?
Willkommen bei Galgen und Rabenstein hier.
Da trinke Genoss'! und erzähl uns geschwind
Von deinen Affairen bei Nacht und bei Wind.“

„Ihr Herren! ich sag' Euch höflichen Dank!
„Das ist ein Feuer in diesem Trank!
„Doch was ich erfahren bei Nacht und Wind,
„Ist leider nicht viel und erzählt sich geschwind."

„Erdrosselt hab' ich nur dreimal Drei,
„An Zehen hieb ich die Gurgel entzwei —
„Gespießt — fürwahr ich schäme mich schier —
„Hab' ich bisher nicht mehr als Vier."

„Brav Bursche! da nimm den Krug und sauf!
Mit Zeit und Weile geht's höher hinauf.
Nun reich uns die Hand und schlage ein!
Wir müssen nun Kameraden sein."

„Ich bin schon hinaus zu Strick und Rad
„Mit manchem gewandelt den schlimmen Pfad,
„Blieb Mancher hangen zu Ekel und Hohn,
„Ich aber, Gott Lob, kam immer davon."

„Beim Henker, du treibst die schwarze Kunst!
Herzliebster Bruder! erzeug uns die Gunst,
Du mußt nun unser Hauptmann sein,
Wir sind mit Haut und Haaren dein." —

Da grins't der Fremde mit schlauem Gesicht,
Bejahet und verneinet nicht,
Und eh' sich beim Becher die Drei es versehn,
Ist fort der Vierte wie Nebelweh'n.

Sie saßen und zählten am Rabenstein
Noch manche Nacht bei dem Feuerlein,
Und klügelten über Monat und Jahr —
Wer wohl der seltsame Fremde war?

Einst aber, als früh vor Tageslicht
Gar bleich sie wankten zum Hochgericht,
Erblickten sie unter dem Schergengeleit
Den Fremden wieder nach langer Zeit.

Er stieg einher im rothen Rock
Und führte sie an den Räderblock:
„Ihr Herren!“ sprach er, und neigte sich fein,
„Nun seid ihr mit Haut und Haaren mein!“

E. G. Ritter von Leitner.

Stumme Liebe.

Meine Liebe zu verkünden,
Meinen treuen zarten Sinn,
Wollt' ich süßen Wohllaut finden;
Doch die Hoffnung schwand dahin,
Seh' ich doch, wie mit Gekose
Zephyrs Hauch die Blüten pflückt,
Leicht entblättert fiel die Rose,
Die mich täuschend jüngst entzückt.

Könnt' ich, süß wie Nachtigallen,
Könnt' ich, sanft wie Zephyrsweh'n,
Leise, wie der Quellen Lallen,
Meine Liebe dir gestehn.
Dennoch würd' ich's nimmer wagen,
Würde stets mein höchstes Gut
Im verschwieg'nen Busen tragen,
Meiner Liebe süße Glut.

Denn das leiseste Berühren
Schwächt der zarten Blume Glanz,
Und ein Blättchen zu verlieren
Aus den hellgewund'nen Kranz,
Ach! es würde mich vernichten,
Was ich habe, was ich bin,
All mein Denken und mein Dichten
Sänk' in dumpfe Nacht dahin.

In mein tiefstes Sein verwebet
Hat sich dein geliebtes Bild,
Und das Wunderbare lebet
In mir rein und engelmild.
Was ich Zartes je gesungen,
Hat die Liebe mich gelehrt,
Was vom Schönen mir gelungen,
Nur von Ihr ward mir's gewährt.

Und die reine Quelle trüben
Sollt' ich mit verwegnem Wort?
Nein, ich will dich schweigend lieben,
Schweigend lieben fort und fort,
Bis sich klar, auch ohne Töne
Dir mein treues Herz gezeigt,
Deine Wang' in süßer Schöne
Sich von selbst zum Kusse neigt.

Albin Adrian.

Lieder.

1.

Blumen und Lieder.

Sieht der Wand'rer auf dem Wege
Blumen blüh'n am grünen Rain,
Pflückt er diese vom Gehege,
Sammelt sie als Spielwerk ein.

Doch zu bald nur sind die armen
Blumen alle welk und fahl,
Und es wirft sie ohn' Erbarmen
Hin der Wand'rer allzumal.

Und die erst so lieblich glühten,
Hüllt der Staub des Weg's nun ein;
Lieder, meines Herzens Blüten,
Euer Loos auch wird dies sein.

2.

Dreifache Bitte.

Laß nur, o Herr, meinem Auge das Licht,
Nicht, daß es sehe der Menschen Gesicht,

Laß es mir wegen der Blumen,
Daß es noch freudig die Kleinen erschaut,
Wie sie der Himmel mit Thränen bethaut,
Wie sie die Bienlein umsummen.

Laß mir, o Herr, des Gehöres Gewalt,
Nicht um der menschlichen Rede Gehalt,
Nicht um der Liebe Geschwätze;
Laß es mir, daß es die Lerche vernimmt,
Wie sie mit Jubel den Himmel erklimmt,
Daß es am Lied sich ergötze.

Laß mir, o Herr, meines Herzens Gefühl,
Nicht daß es schwelge in Sinnengewühl,
Schwimmend auf irdischen Fluten;
Laß es mir, daß es das Schöne erfreut,
Das du so reich in das Leben gestreut,
Und sich verklär' in den Gluten.

3.

Abendgang.

Die kleinen Blumen auf dem Feld, die süßen,
Die sind mit mir in gar vertrautem Bund,
Und nahe ich, von ferne schon sie grüßen,
Und jede spricht und gibt mir Neues kund.

Steinnelke sagt: „Hab lang auf dich geharret!"
Kornblümchen spricht: „Sieh doch mein neues Kleid,"
Feldröschen: „Hab' den Duft für dich gespäret!"
Kleinveilchen: „Ach, bald ist's zum Scheiden Zeit!"

Und streck' ich mich in's Gras zu ihnen nieder,
Und summe mir die kleinen Lieder vor,
Da nicken sie, und nicken immer wieder,
Da lauschen alle mit gespanntem Ohr.

Und geh' ich dann, so flüstern sie noch lange
Die Lieder nach mit still verschwieg'nem Sinn,
Drum freut es mich nach jedem solchen Gange
Wohl gar so sehr, daß ich ein Dichter bin.

J. N. Vogl.

Mein Vaterland.

Die Erde ist mein Vaterland;
Mein Herd, wo's gastlich brennt,
Wo Recht und Glaube und Verstand
Von jedem Zwang sich trennt.

Ich nenne mich des Landes Sohn,
Wo mild die Sonne lacht;
Wo kein Tyrann auf seinem Thron
Aus Bürgern Knechte macht.

Dort öffnet sich mein Vaterhaus,
Wo mir die Liebe winkt;
Wo selbst mein Feind im Jubelbraus
Den finstern Groll vertrinkt.

Und Bürger bin ich von dem Land,
Wo man den Sänger liebt;
Wo nicht nur Stern und Ordensband
Allein den Vorzug gibt.

Drum fragt ihr, wenn ich nicht mehr bin: —
Wo war sein Vaterland? —
So sag' euch dieser Worte Sinn —
Wo er das Edle fand!

Pannasch.

Johann der Luxenburger,

König von Böhmen.

Johann, der Böhmenkönig, war
Ein ächter Paladin.
Gab's irgend Drangsal, Noth, Gefahr,
Und fiel'n die Fürsten sich in's Haar,
Da rief man hurtig ihn.
Vermochte Keiner was zu richten,
So konnt's der Luxenburger schlichten.

Zwar sank ihm Blindheit auf's Gesicht;
Doch war's auch um ihn Nacht:
In ihm verblieb es klar und licht,
Er that, wie früher, jede Pflicht,
Und zog, wie sonst, zur Schlacht.
Er hat, wie sonst in hellen Tagen,
Als Blinder auch den Feind geschlagen. —

England belud mit schwerem Krieg
Einst Frankreich, und gewann
Im ersten Treffen gleich den Sieg.
Und weil die Noth des Franken stieg,
Rief er: „Zu Hilf! Johann!“ —
Der kam auch flugs, wie Pfeil vom Bogen,
Mit seinen Böhmen hergeflogen.

Bei Creſſi harrten ſtolz im Frei'n
Die Heere, kampfbereit.
Die Böhmen woll'n die Erſten ſein,
Doch Frankreichs Marſchall rufet: „Nein!
„Mein Volk beginnt den Streit!“ —
Der Schlachtſturm brauſ't. — Die leichten Franken,
Zu hitzig anfangs, weh, — ſie wanken! —

Der Marſchall flucht; es wurmt ihn tief;
Er ſprengt bald hier bald dort.
Doch wie der Tapf're trieb und rief,
Vergeblich war's; denn Alles lief
Und riß ſelbſt ihn mit fort. —
Verlaſſen, müſſen auch die Böhmen
Zum Weichen endlich ſich bequemen. —

Johann, ihr blinder König, ſteht
Krampfhaft, das Ohr geſpannt.
Er hört, wie ſchlimm das Glück ſich dreh't,
Hört, daß man ihm zum Rückzug räth;
Da ruft er zornentbrannt:
„Und ſtürzte rings die Welt in Trümmer,
Der Böhmenkönig fliehet nimmer!!“ —

„Herbei mein Roß! Mein Spieß und Schwert!!“
Brüllt er mit Löwenmacht.
Wie Blitz geſchieht, was er begehrt.
Zu Roſſe ſitzt er hoch, verklärt,
Ein alter Gott der Schlacht.
„Zum ſchönſten Tode darf ich eilen!
„Wer will mein Ehrenbette theilen?!“

Und Alle weh't Begeist'rung an
Bei solchem Flammenwort,
Sie stell'n sich eisern Mann zu Mann,
Sie jauchzen laut und wettern dann
In's Schlachtgetümmel fort.
Durchschmettern sie des Feindes Glieder,
So rasen Schlaglawinen nieder; —

Und links und rechts, wie Wetterglut,
Das Schwert des Königs blinkt;
Aus tiefen Wunden strömt sein Blut,
Er achtet's nicht und mäh't voll Wuth,
Bis er zu Boden sinkt. —
Die Seinen reih'n sich um die Leiche,
Die Rache kräftigt ihre Streiche. —

Umflutet steht von Englands Heer
Der Böhmen kleine Zahl.
Doch steh'n sie fest, wie Fels im Meer.
Die Feinde schmelzen rundumher,
Wie Eis im Sonnenstrahl.
Sie steh'n gleich einem eh'rnen Walle,
Doch endlich — stürzen alle — — alle! —

Der Abend streut vom Himmelszelt'
Sein Gold auf's Mordgefild'. —
Der König liegt, der greise Held,
Ein edler Leu im rothen Feld',
Wie Böhmens Wappenschild.
Die Seinen, um die blut'ge Stätte,
Formiren eine Ordenskette. —

*

Der Herrscher nun von Engeland
Ritt über's Schlachtfeld her.
Und als er unsern König fand,
Hob er ihn auf, mit eig'ner Hand,
Und gab ihm Preis und Ehr'.
Nicht thät er sich der Thräne schämen,
Sie schmücket ihn und euch, ihr Böhmen!! —

Dem König', der im wilden Streit'
Den Heldentod errang;
Den Treuen, die voll Tapferkeit
Im Kampfe fielen, ihm zur Seit',
Gebührt ein Lobgesang! —
Der Feind, der edel sich erwiesen,
Der edle Feind sei mitgepriesen! —

Bergmann.

Die Verwechslungen.

Erzählung von C. W. Koch.

1.

Ungefähr um die Mittagsstunde rollte voriges Jahr eine mit Staub überdeckte Chaise in das gastlich offene Thor zum Erzherzog Karl in der Kärntnerstraße. Zwei junge Männer, Doktoren aus Heidelberg, stiegen aus, und begaben sich, ohne weiter viel zu reden, nach den für sie bestimmten Zimmern. — „Ich gehe heute noch nicht zur Tante Seebald," begann Heinrich, als sie den Reiseschmutz von den Sohlen geschüttelt und sich umgekleidet hatten. „Käme ich so unerwartet meinem harrenden Bräutchen zu Gesichte," fuhr er fort, „so gäb' es Spektakel die Menge. Es ist daher besser, der Tante ein kleines Stelldichein im Prater zu geben, um sie mit Vorsicht über die wunderhübsch gewordene Marie und ihren Geschmack ausholen zu können."

„Wozu diese Umstände?" versetzte Karl. „Mein Vater, der als Vormund so treu und redlich für dich gesorgt, hat bereits alles wegen deiner Verbindung mit Marien in Ordnung gebracht. Du hast einmal die Zustimmung der Tante, und die Briefe deines Bräutchens sagen dir ja auch klar genug, daß sie einer Verbin-

dung mit dir nicht abhold ist. — Was willst du weiter?“

„Ein bischen mehr Schönheit,“ erwiederte Heinrich, indem er auf sein von den Blattern entstelltes Gesicht zeigte. „Siehst du,“ fuhr er launig fort, „wenn ich so vor meine Braut hintrete,“ er machte einige Pas, „was würde das arme Kind sagen, das mich in seiner Sehnsucht schon zu einem Antinous erhoben hat, der bekanntlich nebst dem Apollo Musagetes die schönste aufgefundene Männerstatue war. Sie könnte höchstens glauben, ich wollte ihr Fabel erzählen, und ihre projectirte Heirath mit Cousin Äsop sei selbst eine äsopische Fabel.“

„Du bist närrisch,“ fiel Karl verdrüßlich dem Zweifelnden in das Wort, „was kümmert sich heut zu Tage ein Mädchen um das Gesicht ihres Mannes, wenn er nur Geld hat, und so liebenswürdige Eigenschaften besitzt wie du.“

„Wirklich?“ fragte Heinrich schalkhaft, „du willst mir zuletzt noch weiß machen, daß unsern Mädchen aus bloßer Liebe zu Seltenheiten ein Mann meines Schlages lieber ist als ein anderer: dann würde es mich wundern, daß unsere girrenden Seladone nicht die eifrigsten Gegner der Kuhpockenimpfung sind. Nein, nein, mein herziger Karl, es ist unmöglich, daß mich ein junges, schönes Mädchen zum Gatten wählen kann. Ich habe einen Korb zu erwarten, und den möchte ich mir gerne ersparen. Darum soll die Tante zuerst mich sehen und die ganze Geschichte nach ihrem Gutdünken einleiten, denn ich bin überzeugt, wenn sie mit ihrer Tochter von Allem gesprochen, von meinem Gesichte hat sie gewiß geschwiegen. Als Garçon

kümmern mich die paar Pockennarben wenig — ich habe Geld und gute Laune im Überflusse und finde wohl hie und da zum Liebeln ein Mädchen, das es nicht so genau mit ihren Anbetern nimmt — allein als Bräutigam ist es ganz anders — ich möchte um keinen Preis Ursache sein, daß man meine Frau auslacht, oder in ihren Geschmack einen Zweifel setzt. Eben so wenig bin ich ein Freund von gewissen Hauptsachen, und sage mir aufrichtig, hätte ich diese nicht im Überflusse zu erwarten, wenn mich meine Gattin ohne Liebe, und nur um meines Geldes willen geheirathet? Für eine solche Barmherzigkeit bin ich sehr verbunden, und deshalb bleibts dabei, — die Tante, Mariens Mutter, ist eine kluge Frau, sie wird meine Gründe in Erwägung ziehen, und uns dann wie zufällig zusammenführen. Ohne vorläufige Rekognoszirung erscheine ich durchaus nicht als Bräutigam.“

Karl hatte die besonnene Tirade seines Freundes nicht ohne beifälliges Lächeln angehört. Er sah wohl ein, daß Heinrich in gewisser Hinsicht Recht hatte, doch sein Zartgefühl erlaubte ihm nicht, ihm Recht zu lassen und seine zweifelnde Ängstlichkeit zu unterstützen. Er selbst war ein blühender junger Mann, auf den so manches Mädchen das Auge voll Sehnsucht warf.

Im Hause seines Vaters, des Professor Hiller in Heidelberg, der, als Heinrichs Vater gestorben war, den Knaben von Wien zu sich kommen ließ, entwickelten sich die ersten Gefühle ihrer Freundschaft, die mit jedem Jahre inniger wurde und unzertrennlich schien. Vor zwei Jahren hatte er nach beendigten Studien eine Reise zur Tante Seebald nach Wien unternommen, wo er Emilien,

ihre ältere Tochter, kennen lernte und bald ihr Herz zu gewinnen wußte. Marie, die jüngere Tochter, befand sich damals noch in einem benachbarten Pensionate, und lernte den schönen Cousin nicht kennen. Frau von Seebald hatte später, da sie das Verhältniß zwischen Emilien und Karl wußte und billigte, auch Marien durch eine Verbindung mit Heinrich, den sie als Knaben lieb gewonnen, zu versorgen gewünscht, denn er, als der Erbe eines bedeutenden Vermögens, konnte ihrer Tochter die angenehmste Zukunft bereiten. Dem alten Hiller, den eine solche Vereinigung schon wegen seinem eigenen Sohne wünschenswerth sein mußte, war es gelungen, seinen Neffen und Mündel Heinrich dafür zu stimmen, und zu veranlassen, mit Marien einen Briefwechsel anzuknüpfen, aus dem gar bald die gegenseitige Neigung zu entnehmen war.

Karl ließ, als er die Unentschlossenheit seines Freundes bemerkte, demselben seinen Willen, weil er fürchtete, ihn durch ein längeres Entgegnen nur hartnäckiger zu machen.

Der Nachmittag war bald herangerückt, die Freunde eilten in einem Miethwagen nach dem Prater, wohin Heinrich in einem heimlich zugestellten Billet die Tante ohne alle Begleitung beschieden hatte. „Sie werden mir die kleine Sonderbarkeit schon vergeben, daß mein Bewillkommungskompliment ein schriftliches, und die Einladung zu einem Stelldichein ist," so schloß der Brief. „Allein Sie werden finden, daß ich recht habe, wenn ich meiner Braut eine Überraschung ersparen will, die Alles bei ihr verderben könnte." War die gute Frau mit seltenen

Erwartungen der Einladung ihres Neffen gefolgt, so war sie nicht wenig überrascht, als sie diesen von Angesicht zu Angesicht erblickte. Sie hatte sich den guten Cousin ganz anders gedacht, als er sich jetzt in Persona präsentirte, und vergebens bemühte sie sich, einen Zug von allen den Liebenswürdigkeiten an ihm herauszufinden, mit welchen ihn ihre Güte, in der Rückerinnerung an seine Kindheit, so reichlich ausgestattet hatte. Doch die Überraschung verlor sich, je mehr Heinrich durch sein Benehmen zu glänzen vermochte, je mehr seine joviale Laune für ihn einnahm, und immer gleichgiltiger wurde ihr, je mehr sie ihn kennen lernte, die Enttäuschung. Heinrichs plötzliche Frage: „Nicht wahr, liebe Tante, so häßlich haben Sie sich Ihren Neffen nicht vorgestellt?“ setzte sie in neue Verlegenheit. Doch der Gutmüthige rettete sie bald aus derselben, indem er scherzend hinzufügte: „Das Schicksal hat es schon recht gemacht, daß es meinem Übermuthe einen kleinen Zügel anlegte, denn wäre ich bei meinem Reichthum so hübsch als mein Freund Karl, da gäbe es Unheil an allen Enden.“ Immer heiterer wurde das Gespräch, immer mehr wurde die Tante dem jungen Manne gewogen, der mit den Vorzügen seines Geistes die Mängel des Äußern verdeckte, und allmälig brachte Heinrich auch das Gespräch auf seine Braut. Zwar stellte ihm die Tante das Unnöthige seiner Bedenklichkeiten vor, da sie es für eine Unmöglichkeit hielt, daß Maria den Erkornen nach einigen Stunden freundlicher Zwiesprache nicht eben so angenehm finden sollte. Allein Heinrich wußte mit so vielen Gründen seinen Entschluß zu rechtfertigen, daß die Gutherzige end-

lich nachgab. „Morgen Abend ist großes Blumenfest bei der Birn auf der Landstraße, dort sollen Sie Ihre Braut sehen," bestimmte sie, und Heinrich nahm mit Vergnügen den Vorschlag an, denn an einem öffentlichen Orte konnte er sich unerkannt dem Mädchen nähern und den Eindruck beobachten, den er auf sie machen würde. „Ich will mich recht herausputzen," sagte er, „und mich zusammennehmen. Sie sollen sehen, daß ich auch graziös sein kann. Darf man maskirt erscheinen?" Die Tante verneinte. — „Das ist Schade," fuhr Heinrich fort. „Ich bin zwar in meinem Leben kein Freund von Mummereien gewesen, doch diesmal wäre eine Maskerade ganz am Platze, mit der Larve würde es mir vielleicht eher gelingen, mich bei ihr einzuschmeicheln, als mit diesem Gesichte, das mir die Natur als ein Ideal der Pockennarben verliehen zu haben scheint."

Unter Lachen und Scherzen schieden sie endlich, jedes von andern Gefühlen erfüllt; Heinrich voll Spannung, Karl verdrüßlich über die vielen Umständlichkeiten, die sein Freund machte, und Tante Seebald etwas verlegen, wenn sie Mariens Geschmack in Berücksichtigung zog. Denn das mußte sie sich gestehen, daß der gute Neffe seiner Persönlichkeit nach eben nicht geeignet war, den Eindruck zu rechtfertigen, den er durch seine Briefe auf ihre Tochter gemacht hatte, und dennoch war er für das Mädchen eine Partie, die nicht besser sein konnte. Sein Vermögen gewährte ihr die beste Versorgung, so wie seine Gutmüthigkeit und das Ansprechende in seinem Benehmen ihr eine angenehme Zukunft sicherte.

2.

Der fußbegeisternde Strauß, der den tanzlustigen Wienern schon so manches Sträußlein seiner dreivierteltaktigen Muse geboten, beflügelte bereits in dem hellerleuchteten Saale zur Birn so manches Mädchenherz zu schnelleren Schlägen. Der weite Garten glich einem Feenhaine, denn buntfarbige Lampen ergossen ihren magischen Schimmer über die dunkeln Baumpartien und gewährten, zum Bogengange gereiht, besonders in der Hauptallee einen malerischen Anblick. Überall drängte sich die festlich geschmückte Menge, hier eine künstlich nachgebildete Eisenbahn bewundernd, dort am Bassin einen von Lampen umgebenen Schleifer belauschend, der seine Arbeit so possierlich, ja fast satyrisch verrichtete; und mitten durch die Fröhlichen, die an den Tischen ringsum sich gütlich thaten bei Speise und Trank, flogen die Kellner, als hätte man sie von Armbrüsten geschossen, und rechneten so parforcirt, daß kein Mensch klug daraus werden konnte. Umsichtige Mütter und vorsichtige Väter, denen der Himmel ein paar mannfähige Töchter beschert, hatten sich mit den sehnenden Hoffnungsblüten der Hauptpassage nahe placirt, um die Reize der Heirathslustigen in das rechte Licht zu setzen. Manches Mädchen, das bereits den Kulminationspunkt der Jugend überschritten, wanderte an dem Arme einer alten Duenna, die für gute Worte und ein noch besseres Abendessen dieses Amt übernommen hatte, unter den auf ritterlichen Irrfahrten begriffenen Männern und manövrirte künstlich mit Lorgnette und Fächer, um den ersehnten Erlöser herbeizuzaubern, und

die jungen Helden mit schnur- und zwickelbärtlicher Ritterlichkeit rauschten auf und rauschten nieder, und beäugelten die Mädchenflora, die wie ein Tulpenbeet in der Sonne mit tausend Farben prangte und nach dem Himmelsthaue des ersten Brautkusses lechzte. Ältliche Herren und Ballanstandspersonen, denen überhaupt nichts anstand, und die an Allem Anstand nahmen, kokettirten mit den Flaschen auf ihrem Tische, und drehten gemüthliche Daumenmühlen, oder kommandirten Karlisten und Christinos, und thaten mit dem Schicksale der Welt so vertraut, als hätten sie 20 Jahre im Bureau der Schicksalsgöttin Adressen kopirt; junge Rezensenten, die ihre kritischen Ansichten mit den Resten ihrer Gratistafel und den seligen Erinnerungen an die wohlfeilen Herrlichkeiten ihres freibilletlichen Daseins in den Journalen wiederkäuen mußten, krochen allenthalben herum, jetzt mit hochwichtiger Miene dem gewaltigen Strauß Rede bietend, hier den Gruß eines Bekannten übersehend, dessen schneiderliche Wesenheit sie an die Nichtigkeit ihres Erdenruhmes erinnerte, dort mit ein Paar Damen scherzend, denen ihre witzthümlichen Elogen alles Rouge von den Wangen scheuchten; — kurz, es war ein Bild voll froher Bewegung im heitersten Genusse, das durch das Knattern und Zischen eines eben abbrennenden Feuerwerkes plötzlich eine neue Gestalt erhielt. War das Gedränge früher unerträglich gewesen, so überschritt es jetzt alle Grenzen des Aushaltbaren. Alles hatte seine Plätze verlassen, um die Feuerbouquette anzustaunen, die zischend emporquollen zum dunklen Himmel.

Auch Heinrich und Karl befanden sich unter dem

Gewühle, vergebens bemüht bei dem grellen Lichte des Brillantfeuers Tante Seebald mit ihren Töchtern zu erblicken; und beschlossen, als das Feuerwerk zu Ende war, sich zu trennen, um in den verschiedenen Partien des Gartens die Vermißten aufzusuchen.

„Fundus!“ rief Karl, den das Schicksal mehr begünstigte, als er endlich die Tante und Marie in Gesellschaft eines alten Herrn, an einem Tischchen erblickte, und trat, obwohl befremdet, daß er Emilien nicht sah, den Plaudernden näher. Marie, die von ihrer Mutter schon vorbereitet war, daß sie heute den Bräutigam, der vor einigen Stunden angekommen sei, sehen werde, erblaßte bei seinem traulichen Gruße bis an die Lippen, allein bald erheiterte sich ihr Blick, denn der junge Fremde entsprach in seinem Äußern so ganz dem Bilde, das sie sich von ihrem Heinrich entworfen. Auch die Tante, die schon lange mit Ungeduld die Ankunft ihres Neffen erwartet hatte, empfing den Angekommenen mit froher Herzlichkeit, und stellte ihn Marien als ihren Cousin vor, die lächelnd sich vom Stuhle erhob und mit sichtbarem Entzücken die Hand des jungen Mannes ergriff. „Endlich!“ sprach sie, und ihre Stimme verrieth die frohe Bewegung ihres Herzens, „endlich sind einmal meine Wünsche erfüllt. Ich konnte kaum die Stunde erwarten, die Sie nach Wien bringen sollte.“ Und mit einem zärtlichen Blicke, in seinen schwarzen Augen lesend, fügte sie hold erröthend hinzu: „Doch warum das kalte „Sie,“ wir nennen uns ja schon seit einem Jahre in unsern Briefen Du — warum sollen wir es nicht auch jetzt? Also sei mir willkommen, lieber Heinrich!“

Karl war wie aus den Wolken gefallen, der alte Herr, ein weitläufiger Anverwandter, sah aus, wie ein lebendiges Fragezeichen, und Tante Seebald hatte so alle Fassung verloren, daß sie gar keine Worte finden konnte, den Irrthum aufzuklären. Der Zufall, daß Karl sie früher gefunden, hatte ihr da einen ganz argen Streich gespielt, und alle ihre Spekulationen mit einem Male über den Haufen geworfen. Es war eine ganz fatale Verwechslung, aus der sich eben nicht die frohesten Aussichten für Heinrich folgern ließen; denn wie sollte jetzt das Mädchen, das den Bräutigam ihrer Schwester für den eigenen hielt, und in ihrer Täuschung sich so selig fühlte, bei dem Anblicke des eben nicht einnehmenden Heinrich die Überzeugung ertragen, daß der anziehende Karl für sie verloren sei! Doch bald hatte sie sich gesammelt, und schnell nahm sie das Wort. „Du bist, wie ich sehe . . .“

„Ein wenig frei — willst du sagen, Mütterchen?“ — fiel ihr Marie in das Wort. „Du kennst mich ja — ich liebe die langen Umstände nicht, und Heinrich ist ja mein Bräutigam. Nicht wahr, mein Du ist dir lieber, — es spricht sich ja viel offener und herzlicher.“

„Wer redet denn von deinem Du,“ entgegnete die Mutter. „Ich will dir nur aufklären, daß . . .“

Vom Saale herüber tönte der Anfang eines Walzers. Alles erhob sich von den Tischen, und ein junger Mann, der schon früher von Marien das Versprechen zum nächsten Tanze erhalten hatte, trat jetzt ehrerbietig näher und wiederholte seine Bitte. Ihm einen Korb zu geben, war nicht mehr möglich, und wäre auch Marie

weniger eine Freundin des Tanzes gewesen. Sie entschuldigte sich daher bei ihrem vermeinten Heinrich, versprach die ganze Nacht nicht mehr zu tanzen außer mit ihm, und folgte dem jungen Fremden in den Saal.

„Ein schönes Mißverständniß," begann Karl, als sie allein waren, mit ganz bedenklicher Stirne.

„Das wir sogleich heben müssen, sobald Marie zurückkehrt," ergänzte die Mutter, während das Fragezeichen kopfschüttelnd ein Glas leerte.

„Wo ist Emilie?" fragte Karl. „Ihre Gegenwart hätte vielleicht die ganze Verkennungsszene erspart."

„Natürlich," erwiederte die Tante, „sie wäre Ihnen entgegengeflogen, und Marie hätte sogleich gewußt, woran sie sei. Allein heftiges Kopfweh hält sie zu Hause, wie ungern sie auch die Freuden des Blumenfestes, das Ihr Wiedersehen erhöhen sollte, entbehrt."

Heinrich hatte indeß auch die Gesellschaft gefunden, und brach in lautes Lachen aus, als er von der Tante das ganze Mißverständniß erfuhr. „Der Zufall," sprach er, „hat unter seinen vielen dummen Streichen, die er mir schon gespielt, jetzt einmal einen klugen gemacht, und mir eine Beschämung erspart, denn so wie dich, mein bildhübscher Herzensbruder, hätte mich meine Braut gewiß nicht aufgenommen. Darum dürfen wir sie auch heute auf keinen Fall enttäuschen," fuhr er nach einiger Überlegung fort. „Du bleibst also für heute Heinrich, ich werde mich in den Karl schon zu finden wissen."

„Was wird aber meine Emilie zu der Verwechslung sagen, wenn sie morgen alles erfährt?" fragte Karl besorgt.

„Mit der will ich schon fertig werden," entgegnete Heinrich. „Ich werde sie recht schön bitten, dich ein paar Tage in meiner Rolle zu lassen, und abschlagen wird sie mir die kleine Gefälligkeit gewiß nicht, besonders wenn ich mich erbiete, dich einstweilen bey ihr zu vertreten."

„Wohin soll aber die ganze Komödie führen?" fragte die Tante verlegen.

„Zu einem guten Ausgang," versetzte Heinrich. „Meine Braut gewöhnt sich indeß an meine Person, und fällt dann wenigstens nicht vom Stuhle, wenn sie hört, wer ich zu sein die Ehre habe. Vielleicht gelingt es mir in der Zwischenzeit, mich dem guten Kinde auf irgend eine Weise angenehm zu machen," fügte er gutmüthig hinzu „daß ihr die Enttäuschung nicht gar so schmerzlich fällt."

Dieser Grund fand Gehör bei der Tante, einmal weil sie ihre Tochter wirklich liebte, und dann weil sie auch um so eher auf diese Art ihr Heirathsprojekt ausführen zu können glaubte. Daß Heinrich durch sein einnehmendes Betragen im Umgange bald den unangenehmen Eindruck verwischen werde, den sein Äußeres auf Marien machen mußte, das war ihr gewiß, und so gab sie sich deshalb alle Mühe Karln für seine Rolle geneigt zu machen, die ihm bei einem so hübschen Mädchen als Marie eben nicht schwer gefallen sein würde, hätte er sie nur nicht seiner eigenen Braut gegenüber spielen müssen. Indeß mußte er sich in die Umstände fügen, und that es gerne, um sich Tante und Cousin, und, wie er mit Recht glauben durfte, auch in der Folge die Heldin des kleinen Familiendramas zu verbinden, denn

Heinrich war ja, seine Äußerlichkeit abgerechnet, ein Mann wie er sein mußte, um liebenswürdig gefunden zu werden.

Die Verbündeten besiegelten jetzt noch einmal mit einem warmen Händedruck ihr Schutz- und Trutzbündniß, und Karl eilte mit Heinrich hinüber in den Saal. Heinrich brannte vor Begierde, das Mädchen zu sehen, das ihm das Schicksal als seine künftige Lebensgefährtin auf so diplomatischem Wege ausgemittelt. Seine Lage war wirklich sonderbar, und einzig in ihrer Art, und die Erkennungsszenen mußten von eigener Wirkung sein. Daß ihn Marie liebte, davon hatte er die schriftlichen Beweise in den Händen, denn ihre Briefe sprachen ja alle das glühendste Sehnen aus, mit dem Schalk Amor das Herz zu erfüllen pflegt, ihre Sprache war oft sogar melancholisch — und das bewies erst die rechte Intensität des Gefühls.

Er war also heilig überzeugt, daß Marie verliebt sei, allein in ihre eigenen Träume von dem Geliebten, in ein Fantasiebild, das er nun mit seiner trockenen Wirklichkeit vernichten sollte. Was sie von ihm gedacht, das hatte er mit einem Male erfahren, ehe sie noch sein Auge erblickt, und er jubelte mit schmerzlich berührtem Herzen über den guten Geschmack, durch den sie Karln mit ihm verwechselt. Doch auch für ihn war eine Überraschung aufbewahrt. — Gar bald hatte Karl Marien, oder vielmehr sie ihn gefunden. Sie glühte im Frühlingsstrahle der ersten heiligen Liebe, wie eine junge Rose, die eben aus der Knospe bricht, — und Heinrich fühlte sich zum ersten Male verletzt — denn wenn er diesen Engel wegen

seiner Häßlichkeit verlieren sollte, dann wäre er doch der lieben Mutter Natur, die gar so wenig für seine äußerliche Menschheit gethan, ein bischen gram geworden. „Du bist doch nicht böse, daß ich dich in dem Augenblicke unseres ersten Zusammentreffens verlassen habe?“ fragte Marie den Pseudo-Bräutigam, als sie in der Nähe der beiden Freunde hielt.

„Gewiß nicht,“ entgegnete Karl verlegen auf Heinrich blickend, der in der Selbstüberzeugung von dem obwaltenden Mißverständniß doch etwas unangenehm ergriffen, eine kleine Anfechtung von Eifersucht nicht unterdrücken konnte; doch bald hatte er sich gesammelt und präsentirte sich mit dem fröhlichsten Humor als der zweite Cousin, den der verliebte Freund aufzuführen vergessen habe, und zugleich, wenn ihn anders die Götter nicht gar zu häßlich fänden, als Emiliens künftiger Gemahl.

Jetzt erst lenkte Marie ihre Blicke von dem vermeinten Heinrich auf den ächten, und man las in allen ihren Zügen die Verwunderung, daß Emilie, die ihren Bräutigam doch kannte, trotz seiner Häßlichkeit an diesem so innig hing. Sie musterte ihn so bedeutungsvoll, und so wiederholt, daß der arme Heinrich sein Urtheil schon im Voraus wußte. „Für einen Adonis hält sie mich gewiß nicht,“ flüsterte er Karln in das Ohr, als der Tanz Marien wieder entführte. „Ich hingegen halte sie für einen Engel, und möchte platzen vor Neid, daß sie dich für mich gehalten.“

Ein Engel war aber auch Marie im vollen Sinne des Wortes. Ihre ätherische Gestalt schwebte ja so leicht

dahin, auf den Wellen des Tanzes, wie einst die neugeborne Cynthia auf den staunenden Wogen gegen die Blumenküste des cypriſchen Strandes; das ſchöne Auge ruhte ſo treu, ſo bedeutungsvoll, ſo innig auf dem, den ſie betrachtete, ihre Wangen glühten, wie die Morgenwolke, wenn ſie ſanft erröthet vor dem Nahen des Strahlengottes; — der ſchöne Nacken ſchien aus carrarſchem Marmor geformt, und mit Roſenthau durchflutet; — ſie hätte ohne Anſtand mit der paphiſchen Göttin in die Schranken treten können. Heinrich war ganz in Anſchauung und Bezauberung verloren. „Da ſieht man es, was Wien für herrliche Mädchen hat," rief er ein über das andere Mal, „und der ungezwungene Anſtand, die ungekünſtelte Grazie — die — ach! es iſt ein Wunderkind!"

Marie ſchwebte wieder in ihre Nähe, und unterbrach die begeiſterte Rede des Überſeligen. Sie ſchien das Ende des Tanzes nicht erwarten zu können, und hatte nur Aug und Ohr für den glücklichen Verkannten. Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung. Freundlich dankte ſie dem beſcheidenen Tänzer, der, ihre Wünſche errathend, ſie gefällig an die Freunde abtrat.

An Karls Arme ging ſie harmlos plaudernd durch den Saal, ohne ſich weſentlich um Heinrich zu bekümmern, der ganz trübſelig nebenherſchlich, und ſprach, während dieſer die Zukunft überlegte, von nichts anderem, als von den zärtlichen Briefen und Gedichten, die ſie erhalten, daß Karl nicht wenig über die Menge von Liebesſchwüren und Glühſonneten, die er geſchrieben haben ſollte, erſtaunt war, und ernſtlich beſorgt

um den verkannten Heinrich wurde, den er sich bei seinem sonstigen Übermuthe nie so feurig und liebeskrank gedacht hätte.

Auch Heinrich fühlte sich ganz sonderbar, als er seine Schwärmereien einem Dritten unterschieben hörte, ungefähr so, wie ein ungedruckter Schriftsteller, der die geheimsten Gedanken seines Schreibepultes in einem neuen Journale wiederfindet, in das sie sich ohne sein Wissen verirrt, und dankte dem Himmel, als es dem schnäbelnden Taubenpaar gefiel, die gute Tante im Garten wieder aufzusuchen. Freilich war dadurch die Spannung noch immer nicht gehoben, allein an der kleinen Tafel, die er jetzt auftragen ließ, hatte er auch freieren Spielraum, und Marie mußte ihn beachten, wenn sie ihn vorher auch nur als einen Gedankenstrich in ihrer Konversation mit Karl angesehen hatte. Champagner, ächter und unächter, die Kellner vergriffen sich zuweilen, machte bald die Runde und belebte den kleinen Kreis zur ungebundensten Freude. Heinrich entfaltete seinen besten Humor, und Marie beachtete ihn sichtlich mit jedem Augenblick mehr, denn es sprach sich in jedem seiner Worte sein durchdringender Geist, tändelnder Witz und die unbesiegbarste Laune, die nur das Eigenthum eines schönen Gemüthes sein kann, aus. Endlich schlug die Stunde des Aufbruches. Ein wohlkonditionirter viersitziger Fiaker brachte Mutter und Tochter nebst den beiden Herrn Cousins in die Jägerzeile, indeß der schon längst entschlafene Herr Vetter in einer andern Karosse nach der Josephstadt, wo er residirte, gerädert wurde.

Bis jetzt war Heinrich überaus tolerant gegen sein

Pseudo-Ich gewesen, allein als das Dunkel des Wagens sie aufnahm, machte er seine Rechte geltend, und pflanzte sich breit und lang, um in einem ganz kleinen Anfluge von Eifersucht Karln das Wagenrecht zu entziehen, als Mariens Gegenüber auf den Rücksitz. Ihm war so selig um das Herz, als der herrliche rosige Athem jetzt seine Wangen umspielte, ein geheimes Sehnen schwellte seine Brust, er konnte den Gedanken nicht denken, diesen Engel verlieren zu müssen, und wäre sein Verstand nicht stärker gewesen als sein Herz, er hätte noch im Wagen den Schleier gelüftet, der seine Ansprüche in ein so mißliches Dunkel hüllte. Doch die Klugheit gebot ihm Selbstbeherrschung und die Hoffnung erhöhte den stillen Genuß, in den ihn seine tief verschlossene Sehnsucht wiegte. Gern hätte er in Mariens Nähe noch länger den schönen Traum fortgeträumt, allein die Fahrt war zu seinem Verdrusse in wenig Augenblicken zu Ende. Er hatte den Abschied gefürchtet, und das nicht ohne Grund, denn am Thore wurde das Mädchen so zärtlich mit Karl, daß er fast die Glocke abriß, um den schlafseligen Hausmeister aus den Federn zu läuten, und das Ende der herzbrechenden Szene herbeizuführen. Mit der Versicherung morgen bei Tische zu erscheinen, nahmen die beiden Cousins Abschied, und kehrten verstimmt, jeder aus einer andern Veranlassung, nach ihrem Gasthofe zurück, wo Karl spät, Heinrich aber gar nicht die ersehnte Ruhe fand.

3.

Noch umgaukelten süße Träume das Lager der schlummernden Marie, und zauberten schöne Bilder vor

die Seele der holden Schläferin. Ihre Mutter hatte schon früh das Lager verlassen, um Emilien die Vorfälle des vergangenen Abends zu erzählen, und sie auf ihre Rolle vorzubereiten. Lange wollte dem guten Mädchen die Verwechslung der beiden Bräutigame nicht in das Köpfchen.

„Wenn sich nun Karl am Ende wirklich in meine Schwester verliebt", entgegnete sie den Gründen ihrer Mutter, „wenn aus dem Possenspiele zuletzt voller Ernst würde?"

„Du bist eifersüchtig," schalt die Mutter, „sonst würdest du dir so unnütze Sorge nicht machen."

„Gott behüte," erwiederte Emilie, „eifersüchtig bin ich nicht. Aber so, wie zu deiner Zeit, liebes Mütterchen, sind die Männer nicht mehr. Vorsicht kann deshalb nicht schaden, denn ein Spaß dieser Art ist jetzt gefährlich, besonders da Marie viel schöner ist als ich, und wie Sie sagen, in ihrer romantischen Liebe Karln als ihrem Bräutigam entgegenkömmt."

„Aber du siehst, daß man deine Schwester unmöglich so schnell aus ihrem Wahne reißen kann," entgegnete die Mutter.

„Nun, ihr zu Liebe will ich wohl etwas wagen," entschloß sich Emilie endlich, „wenn es nur nicht zu lange dauert. Aber das behalte ich mir vor — sobald sich meine Furcht bewährt, falle ich aus der Rolle."

Die Mutter beruhigte sie hierüber, so viel sie konnte, und schied mit guten Hoffnungen. Schon nach 12 Uhr fanden sich die beiden heirathslustigen Cousins, jeder in der verkehrten Rolle, zum Besuche ein. Emilie

hätte beinahe alles verdorben, denn des Wiedersehens Überraschung wirkte zu gewaltig auf ihr sehnendes Herz. Sie eilte ihrem Karl entgegen, und würde durch ihre Umarmung alles verrathen haben, wäre sie nicht durch Marie selbst, die dem falschen Bräutigam ebenfalls entgegenflog, auf ihre Rolle aufmerksam gemacht worden. Marie küßte Karln und that so vertraut mit ihm, als ob sie sich schon seit zehn Jahren geliebt hätten. Heinrich half indeß der ganzen Geschichte, die auf die Spitze gestellt schien, wieder in das rechte Geleise, denn wie Marie mit Karl, so that auch er mit der sich sträubenden Emilie, die sich endlich, durch die Winke der Mutter beschwichtigt, in das herbeigerissene Verhältniß zu schicken anfing, und bald war die extemporirte Szene so im Gange, daß sie jeder Uneingeweihte für vollen Ernst genommen hätte.

Lange währte die fröhlichste Unterhaltung, und immer seltener bedurfte Emilie des Souffleurs, wenn Karl einmal seinen Part etwas gar zu natürlich zu spielen anfing und ein Tröpfchen Galle sich deshalb mit ihrem Taubenblute mischte. Sie bedauerte wohl im Stillen ihre Schwester, so oft sie Heinrich betrachtete, allein dennoch und trotz seiner sonstigen Liebenswürdigkeit, würde sie sich nicht entschlossen haben, den hübschen Karl an sie abzutreten.

Marie machte endlich den Vorschlag zu einer Promenade um die Bastei. Karl konnte es ihr eben nicht abschlagen, denn seine Rolle bedingte Galanterie und Aufmerksamkeit. Marie wollte im Übermaße ihrer Seligkeit sich mit dem Geliebten zeigen. Auch Emilie lud sie mit

Heinrich zur Begleitung ein. Doch diese schützte ihre Unpäßlichkeit vor, und suchte auch sie von dem Spaziergange abzuhalten, da ihr der Gedanke unerträglich war, ihre Schwester mit Karl allein zu wissen. Doch das war umsonst. Marie eilte auf ihr Zimmer, sich für die in Anschlag gebrachte Promenade umzukleiden, und überließ die Verbundenen ihren ferneren Plänen. Die große Frage war jetzt, wie das unheilvolle qui pro quo, das in der Folge immer lästiger werden mußte, auf die klügste Weise zu heben sei. Gewaltthätig dürfte nichts geschehen, das begriffen alle — es mußte also eine List ersonnen werden, eine List, wie man Marie in ihrer Liebe zu Karl herabstimmen, und für Heinrich geneigt machen sollte, und wodurch sie überzeugt werde, daß Schönheit nicht allein genüge um eine glückliche Ehe zu gründen. Nur auf solche Weise war es möglich ihr die Enttäuschung erträglich, ja sogar erwünscht zu machen. Heinrichs Scharfsinn hatte das Mittel bald gefunden.

„In deine Hand, mein liebenswürdiger Rival wider Willen, lege ich die ganze Katastrophe dieses Vorspiels zu unserem Ehedrama," sprach er zu Karl, der seiner Emilie schon längst an den Hals geflogen war. „Allein, du mußt auch so gefällig sein," fügte er schalkhaft hinzu, „und hübsch in deiner Rolle bleiben, nicht, daß du mein Interimsbräutchen da und uns alle in Verlegenheit bringst, wenn Marie uns überraschen sollte."

Karl trennte sich etwas unmuthig von seiner Emilie, die im Stillen den Zwang verwünschte, den ihr das tragische Liebesschicksal Heinrichs auferlegte, und dieser

fuhr fort: „An dir liegt jetzt alles, wie wir Marie von ihrem Wahne heilen, und ihr den Gedanken, daß sie für mich bestimmt sei, erträglich machen können.“

„Auf welche Art ist es aber möglich?“ fragte Karl gespannt.

„Du mußt sehen, daß sie dir abgeneigt wird,“ versetzte Heinrich leise. „Wenn du mit jedem Mädchen kokettirst, jeder Schürze nachläufst — und ...“

„Da werde ich deprezíren,“ fiel Emilie ein. „Euch Herren wird so etwas gar bald zu übler Gewohnheit, die Ihr dann nicht mehr ablegen könnt. Nein, nein, lieber Cousin, dieser Vorschlag taugt durchaus nichts.“ Heinrich verwies mit aufgehobenen Händen zur Ruhe. „Ereifere dich nur nicht,“ bat er, „wenn Marie uns in solchen Parlamentsdebatten überraschte, würden alle Pläne zu Wasser,“ und zu Karl gewendet, fuhr er fort: „von heute an bist du trotz deinem Doktorhute der ausgemachteste Heidelberger Bursche, ein Bursche, vor dem die ganze Philisterwelt zittert, wenn sie nur ein Stück von seinem Zwickelbart zu sehen bekömmt. Du machst Alles mit, was nur mitzumachen ist, liebelst mit allen Mädchen, die dir unterkommen, und damit meine gute Emilie einstweilen, so lange sie meine Braut vorstellen muß, nicht zu kurz kömmt, auch mit ihr.“ — „Ich werde dabei zuletzt in Emiliens Augen verlieren,“ versetzte Karl bedenklich. — „O nein, nicht wahr, das macht ihm in deinen Augen gar keinen Eintrag, liebes Cousinchen?“ fragte Heinrich, indem er liebkosend mit ihren Händchen tändelte. „Du weißt ja, daß Alles nur Maske ist, und daß du dadurch mir ein Opfer bringst, das

uns Allen nützen soll in dieser fatalen Verlegenheit, in die uns wahrhaftig nur dein Wegbleiben vom Balle versetzt hat.“

„Vielleicht gibt es aber doch noch einen andern Weg,“ warf Emilie ein, die durchaus nicht mit der gefährlichen Partie einverstanden war, die ihrem Karl übertragen werden sollte.

„O ja, noch einen Weg gibt es,“ versetzte Heinrich halb unmuthig, halb scherzend. „Der kürzeste ist, es Marien rund heraus zu sagen, daß ich der für sie bestimmte Gatte sei. Allein, wenn sie dabei aus Scham über das, was geschehen ist, und aus Furcht vor dem, was noch geschehen soll, in Ohnmacht fällt, oder uns gar krank wird, habe ich keine Verantwortung — das abgerechnet, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen muß.“

Diese feste Sprache Heinrichs wirkte; Karl und Emilie gaben endlich nach, um so mehr, da sie an Heinrich beide verpflichtet waren. Denn sie hatten von ihm bereits früher ein Brautgeschenk von 20,000 Thalern erhalten, das beide in ihrer beschränkten Lage sehr erhob. Es galt ja das Glück einer theuern Schwester und eines lieben Freundes, der nichts Häßliches an sich hatte, als sein Gesicht, das aber längst schon von der Glorie seines unübertrefflichen Herzens überstrahlt worden war.

Marie trat in das Zimmer. Blendender strahlten ihre Reize in dem einfachen Putze, den sie zur Promenade gewählt, und bereitwillig bot Karl ihr, mit einem bedeutenden Blicke auf Emilie, seinen Arm. Leicht wie die Horen schwebte sie dahin an der Seite des Geliebten,

jede ihrer Bewegungen zeigte Luft und Leben, sie plau derte so süß, so herzig, so unbefangen, während dem ganzen Wege, und freute sich schon wie ein Kind auf das Gewühle der Spazierenden, indem sie mit ihrem Begleiter zu glänzen hoffte. Doch schon nach einer Stunde wurde sie stiller und befangener, denn ihr Anbeter erschien ihr auf einmal ganz anders, als sie ihn bisher gefunden hatte. Statt ihr und nur ihr zu gehören, wie sie nur ihm ganz gehörte, beschäftigte er sich mehr mit den andern Damen, die an ihnen vorüberwandelten, oder mit der reizenden Aussicht vom Walle auf die umliegenden Vorstädte. Er belorgnettirte jede, die nur einigermaßen hübsch war und überhörte dabei einige Male ihr immer ängstlicher werdendes Gespräch. Besonders schien er es auf ein paar Mädchen abgesehen zu haben, die seine Blicke mit ziemlich sichtbarer Theilnahme erwiederten, und von andern honetten Männern wenig beachtet wurden. Er wurde immer einsylbiger und zerstreuter, so daß er es endlich gar nicht mehr zu bemerken schien, als sie ihm zufällig ihren Arm entzogen hatte. Unmuthig und schmerzlich verletzt, drängte Marie jetzt zur Heimkehr, zu der Karl erst dann einwilligte, als sie Kopfweh vorschützte, und bemerkte, daß die Mutter sie mit dem Mahle erwarten werde.

Alle waren erstaunt, als sie eintraten, denn Marie war nicht im Stande, ihre Bewegung zu bemeistern, das sonst nur dem Frohsinn offene Gesicht hatten einige Wölkchen überzogen, und Heinrich jubelte schon im Stillen, denn offenbar hatte Karl bereits mit seinem Experimente einen glücklichen Anfang gemacht.

Allein Mariens Heiterkeit kehrte bald wieder; im

engen Zimmer, wo er mit Niemand andern als mit ihr liebäugeln konnte, war sie gar bald mit dem schönen Manne versöhnt, den wahrscheinlich die Damen auf der Bastei nur wegen seinen Vorzügen so angestaunt hatten.

Die Tafel war bald beendet. Der wirkliche Heinrich hatte während derselben wieder den reichen Schacht seines Humors entfaltet, und war mit Emilien, seiner einstweiligen Braut, so zart, so zuvorkommend umgegangen, daß es Marien auffallen mußte, besonders da ihr Verehrer nur für seinen Teller zu leben schien, entweder einsylbig war, oder mit der Tante über die gleichgiltigsten Gegenstände plauderte, den Wein stets ungewässert trank, während der andere bloß Wasser genoß, und alles, was er sprach und that, nur für Emilie zu reden und zu thun schien, ohne die übrige Gesellschaft dabei zu vernachläßigen.

Nach aufgehobener Tafel schlug Karl Marien eine Spazierfahrt nach Hietzing vor. „Abends besuchen wir dann den Volksgarten," setzte er aufgeweckt hinzu, „es soll ja dort so herrliche Musik geben, und die schöne Welt läßt sich zu solchen Vergnügungen nicht vergebens locken." Marie willigte für die Spazierfahrt ein, doch von dem Volksgarten wollte sie nichts wissen, die Erinnerung an die Promenade auf der Bastei beunruhigte noch immer ihr Herz.

Zwei Miethwägen brachten die Familie aus der Stadt. Am Rosenhügel unweit Hietzing wurde Kaffeh genommen. Die Tochter des Hauses, ein recht blühendes kräftiges Mädchen mit feurigem Auge, schien Herr Karl

nicht uninteressant zu finden. Wie es nur anging, verließ er die Gesellschaft, und wenn Marie ihn ungeduldig suchen wollte, fand sie ihn jedesmal mit der ländlichen Schönen scherzend. Das beunruhigte nun beide Schwestern aus gleichen Gründen, denn in ihre Herzen hatte die Eifersucht ihren schmerzvollen Stachel gedrückt und beinahe hätte Emilie ihren Vorbehalt giltig gemacht und wäre aus ihrer Rolle gefallen, denn Karl spielte die seine auch gar zu natürlich. Beide Mädchen waren froh, als endlich die Mutter zum Aufbruche mahnte. Die kleine Karavane befahl den Kutschern langsam nachzufahren, und spazierte an Malfattis Garten hinab nach Hietzing, wo Karl aller Widerrede zum Trotz bei Dommayer einsprach, und den Wagenlenkern so viel zu trinken geben ließ, daß sie beinahe trunken die Familie nach Hause brachten. Für heute war es freilich mit dem Volksgarten nichts mehr, denn die beiden Mädchen waren wirklich, die Tante und Heinrich hingegen schienen zu sehr verstimmt, als daß sie Karls Laune noch länger nachgegeben hätten. Doch dieser kündigte, als sie kaum zu Hause angelangt, für morgen eine Besichtigung des Wasserglacis und einen Besuch im Leopoldstädter Theater an.

Noch lange, als die beiden Cousins sich empfohlen hatten, saßen Mutter und Töchter beisammen, das Vergangene mit stummen Unmuthe überlegend. Karl hatte von Marien auf eine Weise Abschied genommen, die zu deutlich zeigte, daß er vom Weine aufgeregt sei, indeß sich der bescheidene Heinrich trotz seiner Häßlichkeit so sanft, so liebenswürdig von Emilien empfahl, daß es

Marie um so mehr verletzte, da Karl auch ohne Abschied von der Mutter weggegangen war.

4.

So waren acht Tage auf gleiche Weise vergangen. Marie hatte Karl ganz anders gefunden, als sie ihn nach seinen Briefen erwartet hatte. Er jagte von Lustbarkeit zu Lustbarkeit, unbegnügt mit dem häuslichen Glücke der Liebe, er überhäufte sie mit Geschenken, die, so reich, so verschwenderisch sie geboten wurden, ihr doch bei seiner übrigen Handlungsweise keine Freude machen konnten. Er zeigte sich eigensinnig und aufbrausend, und hatte gar bald eine Menge bekannter junger Männer aus Heidelberg, Jena und Leipzig ins Haus gebracht, die ihn erst recht zu allen Genüssen verleiteten, und ihr fast gar keine Zeit ließen, ihn deshalb zur Rede zu stellen.

Oft weinte Marie, wenn sie sich unbeachtet sah, über die schmerzvolle Enttäuschung. Sie hatte ihren Bräutigam so innig geliebt, sie war so glücklich gewesen, als er endlich angekommen, sie hatte geglaubt, daß er nur für sie leben werde, allein, wie ganz anders fand sie ihn jetzt, da war kein Zug aus seinen Briefen in seinem ganzen Benehmen wiederzufinden; wie verschwanden mit jedem Tage mehr die schönen Träume von häuslicher Glückseligkeit, von einer heitern Zukunft, die sie sich lange schon so rosig gemalt. Wie ganz anders hingegen erschien ihr der häßliche Cousin, der bei seinem ersten Erscheinen auf sie einen so unangenehmen Eindruck gemacht. Welches Zartgefühl, welche Bescheidenheit lag in seinem ganzen Wesen, welche feine Bildung, welch' vollendeter Charakter sprach sich in seinem

Herzen gewinnenden Benehmen aus? Er singt wunderhübsch zum Klavier, daß man über seiner Stimme und der tiefen Innigkeit des Vortrages sein Äußeres vergißt. Er scheint nur für Emilien zu leben, macht die schmelzendsten Gedichte auf jeden einzelnen ihrer Vorzüge, er liest ihr vor mit einer Zartheit, die zur Bewunderung hinreißt, indeß ihr Bräutigam entweder nach Tische in das Kaffehhaus eilt oder in den Prater reitet, oder, wenn er ja zu Hause bleibt, die Zeit verschläft, bis eine pikantere Zerstreuung ihn wieder entführt. Geht er mit der Familie in das Theater, so läßt er sie allein auf den Sperrsitzen, lorgnettirt in allen Logen herum, und kehrt nicht eher von den hintern Bänken des Parterres zurück, als bis der Vorhang gefallen ist.

Sichtbar welkte das bekümmerte Mädchen, mit jedem Tage floh mehr das heitere Roth der Gesundheit und des Frohsinns von Mariens Wangen, immer lässiger betrieb sie die Anstalten zur Verlobung, die einst mit Ungeduld erwartet, jetzt mit zu schnellen Schritten nahte. Ganz ihrem stillen Grame hingegeben, suchte sie die einsamsten Plätze ihres Gartens und kehrte nicht selten mit rothgeweinten Augen zurück, während Emilie und ihr Bräutigam so zufrieden lebten, und auf der ganzen weiten Erde nur sich allein genug zu sein schienen.

Doch noch hatte Mariens getäuschtes Herz nicht die härteste Probe bestanden; das Schwerste, das Bitterste war ihr noch aufbehalten. Sie hatte sich eines Tages nach den entlegensten Partien des Gartens begeben, um sich einmal ungestört ihrem Schmerze und ihren Entwürfen

für die Zukunft überlassen zu können. Nachdenkend gelangt sie zu der Laube, in welcher ihre Schwester gewöhnlich zu arbeiten pflegte; ein halblautes Geflüster weckt hier ihre Aufmerksamkeit — schon will sie weiter schreiten, um ihre so glückliche Schwester mit ihrem Geliebten nicht zu stören — doch die Männerstimme klingt ihr, obwohl sie gedämpft war, nicht so wie von Emiliens Bräutigam, sie horcht, biegt endlich die Zweige aus einander und sieht, — entsetzlicher Anblick für sie, — ihren künftigen Gatten in Emiliens Armen, so vertraut, so zärtlich, wie er mit ihr noch nie gewesen. — Sie war zur Bildsäule verwandelt, ihre Knie wankten, alles Blut wich aus ihren Wangen und drängte sich ungestüm nach dem Herzen zurück. Endlich wich die Erstarrung, die ihren Fuß gelähmt, und unter einem Strom von Thränen wankte sie fort von der unheimlichen Stelle!

Karl und Emilie hatten Marien außer dem Hause geglaubt, und sich nach langem drückenden Zwange der lästigsten Verstellung, dem Drange ihrer liebenden Herzen überlassen. Der Zufall hatte Marie hieher geführt, und der Wendepunkt des ihnen aufgedrungenen Dramas war gekommen.

Eine halbe Stunde mochte die Gekränkte mit blutendem Herzen im Garten herumgeirrt sein, als sie auf Heinrich stößt, der eben im Begriffe ist, von den schönsten Blumen einen Strauß zu binden. Mitleidsvoll, den eigenen Schmerz vergessend, betrachtet sie den arglosen Verehrer ihrer Schwester, der, während diese in den Armen eines Andern liegt, trotz der brennenden Sonnenhitze im Garten herumirrt, um ihr eine Blumenspende

zu bieten. Sie wollte dem Getäuschten ausweichen, denn sie fürchtete, daß er in ihren rothgeweinten Augen und in ihren Zügen ihre innere Zerrüttung lesen würde; allein er hatte sie schon erblickt. Freundlich grüßend eilte er ihr entgegen und steckte ihr die schönste Rose aus seiner Sammlung mit so vieler Zartheit an die Brust, daß ihn Marie zum ersten Male recht aufmerksam betrachtete und bei weitem nicht so häßlich fand, als sie anfangs geglaubt.

„Wohin gehen Sie so allein?“ fragte er, nachdem er seinen Strauß wieder geordnet. „Wo ist Ihr Heinrich?“ Lautes Schluchzen war Mariens Antwort. Heinrichs Frage hatte all' ihren Schmerz wieder aufgeweckt. Sie hatte anfangs ihre Schwester nicht beschämen wollen, die sie sich nur als verführt gedacht hatte, und deshalb war sie nicht in die Laube getreten. Doch jetzt regte sich jede Fiber wieder auf, und laut weinend sank sie auf eine Steinbank hin.

„Was ist Ihnen, gute Marie? Reden Sie doch — Sie machen mich besorgt!“ rief Heinrich, und pries diese Stunde als die glücklichste seines Lebens, denn etwas Wichtiges, vielleicht Entscheidendes mußte vorgefallen sein, was sie so sehr erschüttert hatte. Endlich ermannte sich das gefolterte Mädchen auf Heinrichs fortgesetztes Zureden.

„Cousin,“ sprach sie mit gebrochener Stimme, „Sie besitzen das Vertrauen meiner Mutter, und das mit Recht, auch das meine kann ich Ihnen nicht versagen, denn jede Ihrer Handlungen nöthigt mich dazu. Deshalb will ich mich in meinem Unglück an Sie wenden,

und all den Kummer, der unbarmherzig mein unerfahrenes Herz zerreißt, vor Ihnen ausschütten.“

„Sie machen mich staunen,“ versetzte Heinrich, „Sie wären unglücklich, Sie, die nur zum Glücke geboren zu sein scheinen, reden Sie, wer ist es, der Sie kränkt.“

„Heinrich!“ versetzte mit von Seufzern erstickter Stimme Marie.

„Heinrich, Ihr künftiger Gatte?“ fragte der Schlaue, der nun alles errieth, mit erkünsteltem Staunen.

„Ja er,“ entgegnete Marie. — „Er ist reich, und noch mehr, er ist schön. Allein die Vorzüge, die mich anfangs so glücklich machten, sind jetzt meine größte Qual.“

„Wie so?“ forschte Heinrich mit Begierde.

„Ich bin betrogen, schändlich betrogen,“ jammerte Marie in einem Tone, der Heinrich alles befürchten ließ, „betrogen von einem weiblichen Wesen, das mir nach meiner Mutter am nächsten steht.“

„Nicht möglich!“ versetzte jetzt der wirklich Überraschte, doch einlenkend fügte er hinzu: „Freilich — die Liebe überschreitet so leicht die Grenzen — er ist schön, und der Schönheit widersteht die Schwester, oft selbst die Mutter nicht. Ich könnte Ihnen Beispiele aus der Geschichte geben.“

„Sie vernichten mich,“ entgegnete Marie gepreßt. „Auf diese Art werde ich mit Heinrich nie glücklich, nie zufrieden leben. Ich würde nach meiner Vermählung mit allen meinen Freundinnen brechen müssen.“

„Das kann nicht schaden,“ versetzte Heinrich mit

wichtiger Miene und mit erzwungener Härte. „Höchstens dürften Sie nur alten häßlichen Tanten den Zutritt in Ihrem Hause gestatten, und das nicht ohne Aufsicht, denn die Liebe ist zuweilen blind, total blind.“

„Kaum zwölf Tage hier,“ jammerte Marie, „und schon so viele Geschichten.“

„Das macht, weil er schön ist,“ entschuldigte Heinrich voll Theilnahme. „Er kann im Grunde nichts dafür. Bei seinen Vorzügen fliegen ihm alle Herzen von selbst entgegen, und er macht mehr Eroberungen in einem Tag, als ich in zehn Jahren. Ich habe ihn oft schon beneidet — allein, wenn ich mir es ja recht überlege, bin ich wieder froh, daß die gütige Mutter Natur mein Äußeres so vernachlässiget hat. Mit meinen Zügen komme ich nirgends in Versuchung, sie sind ein Wächter, der mich überall bewahrt. Männer von meinem Schlage — glauben Sie jedoch nicht, daß ich mir selbst eine Lobrede halten will — sind immer die treuesten, sie sehen nie nach einem andern Weibe, wenn sie selbst im Besitze eines schönen Weibes sind, sie müssen sonst fürchten, das gewisse Schöne für das Ungewisse zu verlieren. Auf einer andern Seite müssen sie wieder alles aufbieten, um das durch ihr Benehmen zu ersetzen, was ihnen die Natur im Äußeren nicht verliehen. Ein schöner Mann, der sich blos zu zeigen braucht um zu gefallen, dem fällt es oft gar nicht ein, sich Mühe zu geben, auch in seinem sonstigen Wesen liebenswürdig zu sein — er ist ja seines Sieges ohnedem gewiß. Der Häßliche aber ist, so zu sagen, mit seiner Gattin in eins verschmolzen, und es ist

keine Kleinigkeit die Gebrechen des Körpers mit den Vorzügen des Geistes und Herzens zu verdecken.“

„Sie reden, wie ich schon längst gedacht,“ sprach jetzt Marie mit freundlicher werdenden Blicken. „Sie sind so artig, so zuvorkommend, suchen jeden Wink zu erfüllen, jeder Wunsch ist Ihnen Befehl — Sie bleiben zu Hause, suchen keine auswärtige Zerstreuung, finden in Ihrem häuslichen Glücke Ihren Himmel, und doch lohnt man sie mit schwarzem Undanke.“

„Was sagen Sie?“ forschte jetzt Heinrich.

„Ich wollte Ihnen nichts sagen, theurer Cousin,“ erwiederte Marie. „Allein ich kann es nicht dulden, daß ein so edler Mensch, wie Sie, hintergangen wird.“

„Ich hintergangen?“ fragte Heinrich mit erkünstelter Aufwallung.

„Ja, hintergangen, und noch dazu von einem Wesen, das Sie anbeten,“ versetzte Marie, „von meiner Schwester!“ —

„Von Emilie?“ rief Heinrich, und warf sich auf die Bank neben Marie nieder.

Eine lange Pause folgte — endlich versuchte Marie, die selbst des Trostes Bedürftige, den Armen zu trösten — sie ergriff seine Hand, und sprach mit hinreißender Beredsamkeit, er legte sein Haupt auf ihre Schulter, führte ihre Hand an seine Lippen und seufzte: „Himmel! warum hast du mir dieses Engelswesen nicht zur Gefährtin meines Lebens bestimmt? Die Hälfte meines Daseins wollte ich geben für ihren Besitz. Doch jetzt ist

alles zu spät, mir bleibt nichts übrig, als nach dem Vergessen dieser Stunde in der Ferne zu ringen."

Marie suchte den Zerknirschten zu erheben, sie beschwor ihn, nicht unüberlegt zu handeln, und sich in das Unvermeidliche zu fügen, sie tröstete ihn mit der Hoffnung, daß noch Alles anders werden könne, und suchte in ihrer unendlichen Gutmüthigkeit selbst ihre Anklage zweifelhaft zu machen.

„Nun so will ich noch hoffen," versetzte Heinrich. „Mir ist's nicht um meinetwillen, nur um deinetwillen, theures Mädchen. Du bist der Stern, der mir in der Nacht des Grames leuchtet, der Hoffnung Genius, der mich führen soll durch die Irrgänge des Lebens. Um deinetwillen werde ich alles ertragen. Noch heute rede ich mit Heinrich!" Marie horchte hoch auf. So glühend hatte sie ihn noch nie gesehen — jedes seiner Worte war eine Erinnerung an die Briefe ihres Verlobten, so — ganz so, hatte er aus Heidelberg geschrieben, wie Heinrich jetzt sprach.

Unwillkürlich hatte sie seine Hand ergriffen und an ihre Brust gedrückt, ein Gefühl, für das sie keinen Namen wußte, erfüllte ihre Seele, und sie versprach auch ihm, mit ihrer Schwester zu reden, und sie zur Treue zu beschwören, denn ihr Glück gelte ihr ja auch nichts, wenn sie ihn nicht glücklich sehe.

Unter solchen Gesprächen, deren Inhalt immer inniger, immer wärmer wurde, hatten sie den Garten einige Mal durchwandelt. Marie vermied es absichtlich, in die Nähe der Laube zu kommen, es that ihr so wohl, mit dem Manne, der ein Muster von Bildung und zar-

ter Aufmerksamkeit war, so zwanglos reden zu können, und beinahe hätte sie über dem herzlichen Gespräche die Ursache ihres Schmerzes vergessen. Sie fühlte den gewaltigen Unterschied zwischen den beiden Freunden, und überzeugte sich immer mehr, daß herzlose Schönheit der Häßlichkeit bei Geist und Gefühl weichen müsse, und daß ein schöner Mann, mit Empfänglichkeit für alle Reize, wo er sie findet, durchaus nicht glücklich mache.

Der Abend war bereits angebrochen, ohne daß es die Redseligen gewahrten. Marie zitterte, mit ihrem Verlobten heute noch zusammen zu kommen — endlich entschloß sie sich, ihn für den Abend nicht mehr zu sehen, denn er hatte allzutief ihr Herz verwundet.

Desto freudiger wurde sie überrascht, als sie bei ihrer Zurückkunft erfuhr, Heinrich sei mit einigen seiner Freunde nach dem Tivoli gefahren, und werde nicht eher zurückkehren, als morgen Abends, zum Feste der Verlobung.

„Zur Verlobung? schon morgen?“ fragte sie, und Thränen traten in ihr Auge. Die Stunde, nach der sie sich einst so sehr gesehnt, erfüllte sie jetzt mit Zagen. Sie hätte diesen entscheidenden Moment noch auf ein Jahr hinausgewünscht, so sehr hatte sie diese Szene in der Laube aus all' ihren Himmeln herabgestürzt.

5.

In dem Hause der Frau von Seebald herrschte am andern Tage das geschäftigste Treiben. Allenthalben wurde geputzt und gescheuert — in der Küche loderte das Feuer, als sollte eine Königstafel bereitet werden, wo

man hinsah, gab es Opfer der Kochkunst, unter den Händen rühriger Köchinnen, über die Emilie die Aufsicht führte, und selbst beschäftiget war, die ausgesuchtesten Leckerbissen zum Verlobungsschmaus zu bereiten.

Der wirkliche Heinrich hatte in dem gestrigen Gespräche mit Marien im Garten genug Grund gefunden das Fest zu beschleunigen, und die Lösung aller bisherigen Spannungen herbeizuführen. Wenn er auch seine Ungeduld gerne bezähmt hätte, so bemitleidete er doch Marien, die unter dem einmal angefangenen Possenspiele unbeschreiblich litt; deshalb wünschte er es zu beenden, und auch die Tante, was auch Karl und Emilie ihm vorstellten, daß ein solcher Schritt doch immer noch zu gewagt sei, daß man auf eine vom Schmerz erpreßte Äußerung Mariens keine Schlösser bauen dürfte; er blieb unbeweglich und sollte er auch Gefahr laufen, Marien durch diesen raschen Schritt nur um so gewisser zu verlieren. „Sie leidet zu viel bei dieser Täuschung, daß ihr die Enttäuschung nicht so schmerzlich fallen kann, auch wenn sie dabei den künftigen Gatten verlieren sollte," sprach er und ordnete in stiller Geschäftigkeit das glanzvolle Fest. Mit Karl hatte er besonders noch eine lange Unterredung gehabt, auf welche dieser, ohne daß Marie es wußte, das Haus verließ.

Marie saß indeß düster und muthlos in ihrem Zimmer und bestimmte ihren Anzug. Sie fand diesmal keine Freude an dem Putz, der die Überfülle ihrer Reize noch erhöhen sollte. Sie war der Spielball ihrer Unentschlossenheit, tausend Zweifel erfüllten ihre Brust.

Sie wollte Heinrich aufgeben — schon hatte sie einen

Brief an ihn geschrieben, den sie jedoch beim Siegeln wieder zerriß. Der erste Eindruck, den der überaus schöne Mann auf sie gemacht, war in ihrem Herzen noch immer nicht verwischt. Allein sie dachte dabei unwillkürlich an den Verehrer ihrer Schwester, und Thränen rollten über ihre Wangen. Sie bedauerte Emilien, daß sie den Schmeicheleien und der Schönheit des Andern unterlegen sei, bereute es aber auch in der Aufwallung des Gemüthes, den sanften, so theilnehmenden Freund davon unterrichtet zu haben. Mit ihrer Ruhe war ja auch die Ruhe des Armen dahin, den die Natur ohnedies so feindselig behandelt hatte. Doch ihre Grenzen hat jede Spannung des Gemüthes. Auch in Mariens Herzen legte sich das Ungestüme der Gefühle, und die Hoffnung schwang siegend den gewaltigen Zauberstab.

Sie wurde ruhiger, denn sie glaubte noch, daß Heinrich sich ändern könne, sie wollte ihn daher auf ihrem Zimmer auf einen so wichtigen Schritt aufmerksam machen, und aus seinen Äußerungen entnehmen, was sie für die Zukunft von ihm zu erwarten habe.

Doch wie erstaunte sie, als man ihr sagte, daß Heinrich noch nicht zurückgekehrt sei. Es war schon Mittag — auch der Nachmittag verging — er erschien noch nicht. Die Verlobung sollte in der achten Abendstunde vor sich gehen, allein die Glocke rief schon 7 Uhr, und der Erwartete war noch nicht zurück. Ein unbeschreibliches Bangen überfiel jetzt das Mädchen — sie dachte nichts anders, als den unstäten Heinrich habe sein Antrag gereut, er werde vielleicht gar nicht zum Feste erscheinen; und sie vor den geladenen Gästen der Beschä-

mung preisgeben — sie dachte an ihre Schwester, die sie, außer am Mittagstische, noch nicht gesehen hatte, und der entsetzliche Gedanke drängte sich ihrem Herzen auf, daß diese vielleicht an allem Schuld sei. Jetzt erschien der vermeintliche Karl, er war verstimmt, doch keineswegs traurig, in seinem Benehmen lag eine bewunderungswürdige Fassung, durch die manchesmal ein Funke seiner Laune schlug. Allein sichtbar vermied er es mit Marien über ihre Besorgniß zu sprechen, und nur einmal warf er gleichgiltig seine Meinung hin, daß der Bräutigam gewiß zur bestimmten Stunde erscheinen werde. Marie fühlte sich etwas beruhigt, und konnte nicht aufhören ihn zu betrachten, als er sich jetzt an den Flügel setzte, und in einer Phantasie das ganze Gefühl seines Herzens aussprach. Die Tasten schienen unter seinen Fingern reden zu wollen — und sie wurde von seinem Spiele so ergriffen, daß ihre Brust vor Wehmuth wogte. Endlich ergoß sich seine schöne Stimme in einem seiner Lieder, dessen Refrain folgende Worte enthielt:

Verzage nicht, die Welt ist groß —
Ergreif' den Wanderstab;
Zum Sterben wird dir überall
Ein einsam stilles Grab.

Marie war bis in die Tiefen ihrer Seele gerührt; mit einem Blicke, in dem sich ihr ganzes Herz aussprach, sah sie nach dem Sänger, denn er hatte mit seinem Liede auch ihr Schwanenlied gesungen. Wie gerne wäre auch sie hinausgegangen in die Welt um ihre Ruhe wieder zu suchen, die ein einziger Augenblick vielleicht für

immer vernichtet hatte, statt daß sie hier schweigen und leiden sollte.

Die hinzutretende Mutter war nicht wenig überrascht, die Braut noch in Hauskleidern zu finden, und ermahnte sie zur Eile in ihrer Toilette, während sie zugleich Heinrich bat, einstweilen die Geladenen zu unterhalten, die sich schon eingefunden hatten, und besonders erstaunt waren, daß der Brautwerber noch nicht erschienen sei.

Endlich schlug die achte Stunde, da rollte ein Wagen vor das Haus, und der Bräutigam stürzte mit dreien seiner Freunde die Treppe herauf. Fast ohne die schon versammelte Gesellschaft zu begrüßeu, fragte er nach Marien, und als er hörte, daß sie sich eben ankleide, eilte er auf ihr Zimmer.

„Hier bin ich," sprach er mit einem Tone, dem man es anhörte, daß er getrunken habe, und stellte sich dicht vor die Zitternde hin. „Ich habe zwar ein wenig auf mich warten lassen, allein das thut nichts. Du verzeihest mir, das wußte ich im Voraus, und den Geladenen muß es recht sein."

Marie war erstarrt; doch ohne es zu bemerken fuhr der Taumelnde fort, indem er unsicher nach ihren Händen langte. „Stelle dir vor, ich war mit einigen guten Freunden beim Sperl — wir haben dort vortrefflich gespeist, und noch vortrefflicher getrunken."

„Das sehe ich," bemerkte Marie mit gepreßter Stimme.

„Wir waren acht Personen," plauderte jener fort. „Acht Bonvivants im strengsten Sinne des Wortes, wir

tranken nicht mehr als höchstens dreißig Bouteillen Moit, und sangen die köstlichsten Lieder. Alles habe ich gezahlt, denn ich dachte mir, heute ist für dich ein froher Abend, du machst deshalb auch deinen Freunden einen guten Tag. Aber Kindchen, du siehst ja ganz verdutzt aus — du bist doch nicht etwa pikirt? — Sieh einmal, ich konnte nicht anders — man wird gebeten, nun, und da gibt es Rücksichten." —

„Rücksichten?" fragte Marie. „Für Andere hast du sie, allein nicht für mich. Alles wartete — endlich kömmst du, in einem Zustande" —

„Keine Vorwürfe," drohte der Aufgeregte, und seine Augen funkelten — „sonst" — er wendete sich nach der Thür.

Marie hielt ihn zurück, „Heinrich!" sprach sie milder, „Alles hätte ich dir vergeben — selbst den Zustand, in dem ich dich jetzt erblicke — allein daß du mich betrügst, und selbst bei meiner Schwester mich nicht schonst, das ist bitter."

„Was Teufel, wer hat da wieder geplaudert?" — murmelte Karl vor sich hin, doch so, daß Marie es hören mußte. „Sei nicht kindisch," fuhr er nach einer Weile zutraulich fort. „Ein anderer Mann würde dich ja auch hintergehen, doch er würde es klüger anstellen, als ich. Ich kann nichts dafür, daß sich die Weiber alle in mich verlieben. Glaube mir, es ist mir lästig genug!"

„Abscheulicher Mensch! das wagst du mir so unumwunden zu sagen!" jammerte Marie.

„Warum denn nicht. — Aufrichtigkeit ist meine

Haupttugend. Ich werde es jedes Mal sagen, wenn ich eine Untreue begehe."

„Nimmermehr!" rief Marie. „Dieses Vertrauen würde mich tödten."

„Das glaubst du jetzt," lächelte Karl. „Doch es kömmt nur alles auf eine Gewohnheit an — du wirst dich nach und nach schon hineinfügen, und recht glücklich sein. Glaube mir liebes Kind, ich weiß es aus Erfahrung. Ich habe auch geglaubt, daß ich es nicht aushalten könne, wenn mir hie und da meine Göttinnen vor der Nase wegheiratheten, oder was noch schlimmer war, mit Andern so schön thaten, als mit mir — allein jetzt bin ich das so gewöhnt, daß ich ihnen auch dann noch den Hof mache. Darum kränke dich nicht. Im Grunde bete ich ja doch nur dich an, wenn ich anderer Schönheit huldige."

„Verlassen Sie mich!" rief jetzt erzürnt Marie. „Sie sind der Mann nicht, dem ich mein Lebensglück vertrauen kann."

„Warum nicht?" lachte Heinrich fast spottend. „Es ist nirgends besser aufgehoben als bei mir. Ich kenne zum Theil deine Wünsche schon im Voraus, — eine Stube, ein Herz, ein Sinn so ungefähr, wie es unser Cousin gerne hat. Ja, nicht wahr, das wäre so ein Mann nach deinem Willen?"

„O wenn Sie ihm glichen," versetzte Marie weinend, „ich wäre dann nicht gezwungen Ihnen meine Liebe und noch mehr meine Achtung zu entziehen. Was liegt mir an den Vorzügen, mit denen Sie prahlen? Wenn der Mann gut und treu ist, kann man trügerische

Schönheit leicht entbehren, die sonst kein wahres Glück zu gründen vermag, wenn diese Tugenden ihr nicht zur Seite stehen. Ich weiß jetzt, was ich von Ihnen zu erwarten hätte. Unser Cousin würde mich zu lieben wissen, und ich könnte stolz darauf sein, daß ich der einzige Gegenstand seiner Zärtlichkeit wäre. Ich hingegen würde ihm durch Liebe und Achtung beweisen, daß mir die Vorzüge des Geistes mehr gelten, als die des Körpers."

„Bravo," rief jetzt der Taumelnde. „Das ist ja ein herrlicher Verlobungssermon. Schade, daß mein Cousin seine Lobrede nicht selbst hören konnte. Am Ende würdest du noch gar mit deiner Schwester tauschen?"

„Ohne mich eine Minute zu bedenken," versetzte gefaßt Marie.

„Du würdest also meine Schönheit für jene Larv hingeben? Ei! ei!"

„Ohne Anstand!" erwiederte sie mit Heftigkeit.

„Nun gut — du sollst ihn haben," entgegnete der Pseudo-Bräutigam, in ganz anderem Tone, als dem bisherigen, und Marie wußte sich nicht die plötzliche Veränderung zu erklären, als er feierlich fortfuhr. „Mit einem Zauberschlage will ich das Erstaunliche bewirken, und dir den Gepriesenen als Bräutigam zuführen." Er öffnete rasch die Thüre, und der wahre Heinrich lag zu ihren Füßen. Mutter und Schwester und ein Theil der Verwandten hatten ihn begleitet und umringten jetzt das staunende Mädchen. Marie war unfähig ein Wort zu reden, doch hatte sie Besonnenheit und Kraft genug, den Knienden aufzuheben, der jetzt voll Zartheit ihre Hand ergriff, und sie an sein Herz und seine Lippen drückte.

„Unser Drama ist zu Ende," sprach er, „und so Gott will, soll es sich heute in ein recht heiteres Lustspiel verwandeln."

„Was soll das alles?" fragte jetzt Marie, als sie allmälig sich von ihrem Erstaunen erholt hatte, und eine Ahnung dämmerte in ihrer Seele. „Sie sind doch nicht"....„Der ächte, unverfälschte Bräutigam," erwiederte Heinrich, und erklärte ihr mit wenigen Worten das Geschehene. „Wie schwer wäre es gewesen," schloß er freundlich, „Ihnen das Bild mit einem Male aus dem Herzen zu reißen, das Sie sich von mir entworfen, und in Karl vielleicht noch übertroffen gefunden haben? Die Klugheit gebot uns so zu handeln, und das kleine Intermezzo, zu dem Sie selbst den Stoff gegeben, bis auf diesen Augenblick fortzuspielen. Doch jetzt entscheiden Sie — über mein ganzes Glück."

Marie senkte ihre Blicke verlegen zu Boden. Scham hatte sie mit ganzer Macht ergriffen, und hielt jede Freiheit ihrer Bewegungen gefesselt. Auch ihre weibliche Eitelkeit war verletzt. Ein Blick in den Spiegel sagte ihr, daß sie viel hübscher sei, als ihre Schwester, und doch hatte sie auf Karl keinen Eindruck gemacht, denn sie hatte ihn ja in Emiliens Armen gesehen, zärtlich und liebkosend als ihren treuen Verlobten — er hätte ja unmöglich sonst seine Rolle so hartherzig durchführen können. Sie wollte reden — wollte Heinrich, der noch immer harrend und mit gesenktem Auge vor ihr stand, den sie im Herzen so sehr verehrte, etwas Tröstendes sagen — allein die Zunge schien ihr gelähmt, vergebens suchte sie nach Worten, während ihre Hand den Teppich des Ti-

sches zusammenknitterte — in ihrem jungen empfänglichen Herzen loderte ein Vulkan.

Da trat Heinrich zum Flügel, und griff einige Akkorde. Marie hob erschrocken ihre Augen — und fast athemlos stand sie, als er, den Refrain seines Liedes wiederholend, sang:

Verzage nicht, die Welt ist groß —
Ergreif' den Wanderstab;
Zum Sterben wird dir überall
Ein einsam stilles Grab.

Jetzt konnte sie sich nicht länger mehr halten, mit Allgewalt hatte des Liedes Anklang die Bande gesprengt, die sie gefangen hielten, sie stürzte auf Heinrich zu, der ihr entgegentrat, schloß ihn in ihre Arme und rief: „Zerbrich den Wanderstab — ich bin fortan deine Welt!“

Ein lautes Vivatrufen der Umstehenden übertäubte Heinrichs frohe Entgegnung bei der ersten bräutlichen Umarmung, und mit stillem Entzücken weideten sich die Glückwünschenden an den verklärten Zügen der Wonneberauschten.

Stibors Tod.

Ballade.

In Betzko's erhabnem Fürstenschloß
Tönt lauter Jubel der Zecher;
Trompeten schmettern, die Lust ist groß,
Und im Kreise geht tönend der Becher,
Mit Tokai's feurigem Traubengold
Fürst Stibor Tribut der Freude zollt,
Und lauter und immer lauter erschallen
Die frohen Toaste getreuer Vasallen.

Da plötzlich schweigt's in den jubelnden Reih'n
Und die Wange des Fürsten erblasset,
Denn heulend hinkt mit zerschmettertem Bein
Der Leibhund des strengen Woiwoden herein,
Von grimmigen Schmerzen erfasset.
Und der Hand des Fürsten entsinkt der Pokal,
Aus dem Auge blitzet des Zornes Strahl:
„Wer," ruft er, in wilder Rachlust Entbrennen,
„Wer von euch vermag mir den Thäter zu nennen?"

„Ich will ihn strafen für diese That,
Will furchtbar am Frevler mich rächen,
Hat er gesäet der Rache Saat,
Soll blutige Frucht er nun brechen.

Zerschmettern an Klippen will ich sein Gebein,
Des Hundes Schicksal soll seines auch sein.
Wer nennt den Verweg'nen? — ich frage wieder,
Daß ich ihm zerbreche die frevelnden Glieder."

Doch alles schweiget, ein jeder erbebt
Vor des Fürsten wild rasender Wuth;
In dem Kreis, den vor Kurzem die Lust noch belebt,
Nun starres Entsetzen herniederschwebt;
Nur den Fürsten erfüllet des Zornes Glut —
Und wie Alles voll von Erwartung schaut,
Da tritt ein Knecht, vom Alter ergraut,
Keck hinein zu dem Herren ohn' Erbeben:
„Hier, mächtiger Stibor, bring' ich mein Leben."

„Zerrissen von deines Rüden Zahn,
„Gefoltert von grimmigen Schmerzen,
„Ergriff mich der Rache blind tobender Wahn,
„Ich vergalt dem Hunde das Scherzen.
„Doch du, mein Fürst, sollst mir gnädig sein
„Und was Noth entschuldigt, mir gerne verzeih'n;
„Du weißt wohl — ich rettete einst dir das Leben,
„Drum magst du die Schuld nun, als Lohn, mir vergeben."

Doch finster Fürst Stibor die Brauen rollt,
Und den Flehenden stößt er zurück:
„Du mahnst mich, Verwegner, daß selbst, wenn er grollt,
„Ein Fürst seinen Schwüren Erfüllung zollt.
„Die Rache ist heilig, du weißt dein Geschick,
„Allein, daß ich dir zahle mein Leben, wohlan!
„Hier ist Gold, damit kauf dir des Glückes Wahn,
„Doch eh' eine Stunde mag ganz verstreichen,
„Soll dich meines Wortes Vollziehung erreichen."

Vernichtet von des Grausamen Hohn,
Womit er den Treuen geschmähet,
Verläßt er den Saal; fromm flehet der Sohn,
Die Vasallen flehen, umsonst; es gehet
Vorüber die Stund' und ungerührt
Sieht Stibor, wie man zum Tod' ihn führt,
Und labt sich mit racheluſt'gem Ergötzen
An dem, was die Andern füllt mit Entsetzen.

Dort, wo die Klippe ihr Felsenhaupt
Bis hoch in die Wolken erhebet,
Steht, wie er auch an den Fürsten geglaubt,
Der Greis mit Thränen im Blick und bebet;
Das weite Gefild und Friedensglück,
Zum letzten Mal sieht es sein sterbender Blick,
Indeß aus dem Thale zu seinen Füßen
Erinn'rungen lächelnd den Sterbenden grüßen.

Da faßt's ihn gewaltig im Herzen an,
Die blassen Wangen erglüh'n;
Und heller sieht er im Seherwahn
Vorüber die ferne Zukunft zieh'n,
Und ruft: „Ich sterbe durch deinen Spruch,
„Fürst Stibor, doch fürchte des Schicksals Fluch!
„Denn eh' noch ein Jahr dir vorüber mag streichen,
„Wird dich die Vergeltung rächend erreichen."

Er spricht's, und alles schweiget umher,
Ein Schrei — dann leises Gewimmer,
Der Arme athmet nimmermehr,
Ihn zerschellten die zackigen Trümmer.

Heim kehren die Knechte zum jubelnden Mahl
Und Stibor vernimmt beim vollen Pokal,
Aus der Seinen bebend-erzählendem Munde,
Vom Mord wild lachend die schaurige Kunde.

Ein Jahr war beinahe vorübergeflohʼn,
Da kreisten wieder die Becher
In Betzkoʼs Schloß um des Fürsten Thron,
Denn einen Enkel gab heutʼ ihm der Sohn,
Und ferne blieb ihm der Rächer.
Der Tummler kreiste und froher Gesang
Ertönte laut jubelnd zum Hörnerklang
Und lullte in tiefes Vergessen die Kunde
Von der entflohenen blutigen Stunde.

Da rafftʼ im Taumel des Weins und der Lust
Fürst Stibor sich auf von dem Mahle,
Ihm glüht es wie Flammen in tiefer Brust
Und Kühlung sucht er im Thale.
Wo aus dem Felsen, so klar und hell,
Erfrischend sprudelt der kühle Quell,
Da läßt er im Grase, lechzend, sich nieder,
Im Thau zu erfrischen die brennenden Glieder.

Und leise kriechet und langsam und sacht,
Eine Natter mit glänzendem Felle,
Schön prangend in bunter Farbenpracht,
Aus des Bächleins murmelnder Welle.
Und ringelt am Schläfer sich leise hinan,
Und schlägt ihm in's Auge den tödtenden Zahn,
Mit der wachen Hölle grimmigen Bissen,
Des Giftes Quell in sein Leben zu gießen.

*

Blind, heulend und rasend in wüthendem Schmerz
Rafft Stibor sich auf von der Erde,
Verzweiflung erfüllet gräßlich sein Herz,
Vergebens will er entfliehen dem Schmerz,
Doch wer zeigt dem Blinden die Fährte?
Laut heulend klimmt er den Fels hinan,
Und Blut bezeichnet des Klimmenden Bahn,
Und taumelnd steht er an jenem Orte,
Wo der Knecht gesprochen des Fluches Worte.

Ein Schritt noch und heftiger wird der Biß,
Die Rache erfaßt ihn behende —
Und zieht den Frevler in's dunkle Verließ,
Daß, wie er gelebt, er schrecklich vollende,
Ein Schritt noch — und wankend am Abgrunds Rand
Steht er, von dem gräßlichen Schmerze gebannt,
Ein Schritt — und von der schwindelnden Klippe
Stürzt Stibor — und stirbt auf des Knechtes Gerippe.

F. X. Told.

Dies und Das.

Was kümmern mich Diese und Jene?
Was schert mich Dies und Das?
Ich sitze bei Liese und Lene,
Bei Wurst und vollem Glas.

Poeten meinen freilich,
Die Weltkugel sei kein Faß,
Und Dies und Das sei heilig;
Was kümmert mich Dies und Das?

In Reimen ist's hübsch zu lesen,
Ist aber nur Phantasterei,
Und Dies und Das ist gewesen,
Und bleibt — ein Hahnenei.

Drum hab' ich zu guter Stunde
Dies feine Lied gemacht,
Und meine Weisheit zur Kunde
Des lieben Nächsten gebracht

Nun hör' ich, in Styl und Gedanken
Sei Dies und Jenes gemein,
Doch Manchen, die drüber zanken,
Fällt's doch im Leben nie ein.

E. G. Ritter v. Leitner.

Titus Duglovich.

1.

Belgrad zittert unterm Sturme,
Zittert wie die treue Maid,
Die sich vor des fremden Mannes
Gieriger Umarmung scheut.

Kaiser hilf! das Herz bewahrte
Dir die Jungfrau fest und treu,
Hilf! daß nicht die Unentweihte
Ihres Drängers Beute sei!

Kaiser hilf! du trauter Buhle,
Laß die Liebste nicht im Stich,
Will der Türke sie gewinnen,
Doch die Treue liebt nur dich!

Weh! der Kaiser kann nicht helfen
Dir, o Jungfrau, frisch und roth,
Denn er ist von allen Seiten
Wie ein edles Wild bedroht!

Jungfrau! mußt dich selber schützen;
Wenn ihm auch das Herz zerbricht,
Wie er gern dich retten möchte —
Aber helfen kann er nicht!

Ha! wie wirbt mit Riesenperlen
Doch der Türk um deine Hand!
Perlen grau und zentnerlastig
Aus Geschützen dir gesandt!

Singet zarte Liebeslieder
Buhlend dir bei Tag und Nacht,
Daß beim Klange der Gesänge
Tausendfach das Echo kracht!

Sendet seine Liebesbriefchen
Flammend, heiß, im rothen Schein —
Sollen des entbrannten Herzens
Sinnbild diese Bomben sein?

Doch umsonst! sie läßt ihn werben
Das getreue Ungarweib,
Schützt mit kräftig starken Händen
Ihren unberührten Leib!

2.

Am Morgen steigt die Sonne herauf im gold'nen Glanz,
Die Janitscharenmusik spielt auf zum tollen Tanz,
Die rothe Fahne flattert — im funkelnd hellem Schimmer
Scheut selbst den Sonnenaufgang der Mond der kecke nimmer!

Ein Kreis von schwarzen Riesen ist um die Stadt gezogen,
Die speien Glut und Feuer — im kühngeschweiften Bogen,
In die zerschoss'nen Mauern dringt Ball auf Ball hinein,
Das wird die letzte Stunde der wackern Veste sein!

Und wie zum Sturme nahen die Türken Mann an Mann,
Da füllen auch die Trümmer sich dicht mit Helden an,
Wenn auch die Wälle nimmer die treue Stadt bewahren,
Steh'n ein lebend'ger Wall noch des Kaisers Kriegerschaaren!

Mit Todten füllt der Graben bis oben sich, und drüber
Auf einer Menschenbrücke strömt nun der Feind hinüber,
Zum Pfeiler fügen Leichen sich dicht wie Stamm an Stamm,
Die eig'nen Spieße halten als Klammern sie zusamm'. —

Da schwingt sich auf die Mauer ein Derwisch, Flüche wetternd,
Mit seiner Keule Alles vor sich zu Boden schmetternd,
Er hat die Bahn gebrochen — die Andern hinter drein,
Und in die Mauerlücke rammt er den Halbmond ein!

Die Festung ist verloren — der Weg, den einer fand,
Ist breit für hunderttausend, die letzte Hoffnung schwand,
Da sinkt der blanke Halbmond, der Derwisch fällt vom Walle
Und reißt zur Erde stürzend mit sich die Seinen alle!

Auf's Neue schließen wacker die Ungarn ihre Reih'n
Nach Belgrad kam nicht einer vom Türkenheer hinein,
Der Sturm wird abgeschlagen, die Drängerhorden wichen
Lautheulend in das Lager mit grimmig tollen Flüchen.

Und der den Derwisch nieder vom Wall in's Grab gezwungen,
Indem er mit den Armen des Kühnen Leib umschlungen,
Und auf die nächsten Feinde herabgeschleudert sich —
War wohl ein wack'rer Böhme — war Titus Duglovich!

Uffo Horn.

An ein Mädchen.

Du bist an Reizen reich und geisteshold,
In ihren Perlen wühle ich zu Zeiten,
Und zürne nicht, daß an dem Fadengold
Der Treue nimmer sie die Götter reihten.

Du schönes Kind! so reich und doch so arm
Mit deinem Zauber und den süßen Reizen,
Treu der Natur, die dich erschuf so warm,
Hast du verschmäht, mit ihnen klug zu geizen.

So taumle fort in deiner Seligkeit
Beglücke nur, indeß ich dankbar bete:
Daß mitleidsvoll noch in der Jugendzeit
Der Tod in einem Kusse zu dir trete.

Ludw. Aug. Frankl.

Friedhofserscheinung.

Wie gern schleich ich bei stiller Nacht,
Hab' ich mein Tagewerk vollbracht,
Hinaus in meines Herrn Natur
Zum Kirchlein auf der Todtenflur.

Wie wird es mir um's Herz so weh
Und wohl, wenn ich die Gräber seh',
Kann bei den lieben Todten sein,
Und schlummern auf dem Leichenstein.

Da steh' ich oft vor mancher Bahr'
Und denke, was wohl dieser war;
Find manches unbedeckte Bein,
Und sprech: „es kann vom Fürsten sein.“

Wind' bei des Mondes Silberglanz
So manchen Rosmarinenkranz,
Beginn', durchweht von Schmerzgefühl,
Mein wehmuthsvolles Saitenspiel.

Und alsbald naht mit Glas und Hipp'
Ganz sacht ein klappernd Beingeripp',
Setzt sich, und horchet still und lang
Dem Sänger und der Leier Klang.

„Was klagst du,“ fängt es plötzlich an,
„Du leichenblasser Leiermann,
„Wirst du vom Singen nimmer müd?“
„„Ach Freund, ich sing' mein Todtenlied

„„Hör' wie die Klänge zitternd weh'n:
„„Das ist mein Sterbelied so schön;
„„Das ist des Schmerzes Saitenspiel,
„„Ist schon des Todes Vorgefühl!““

Da rasselt's und der Knochenmann
Schlägt grinsend eine Lache an;
„Hat Zeit, hat Zeit, du armer Knab',
„Du bist noch nicht gereift für's Grab!“

Phil. v. Korber.

Der Zweikampf.

Erzählung von Franz X. Told.

Es war ein stiller Sonntagsnachmittag — der klare blaue Himmel grüßte lächelnd durch das zerrissene Herbstgewölke, in dem sich die Strahlen der tiefer gesunkenen Sonne mit seltsam grellem Widerscheine brachen, zur Erde nieder, und lud die Bewohner der Hauptstadt noch einmal hinaus in das Freie, des Spätjahres letzte Sonnenblicke auf den falberen Fluren der Umgebung zu genießen. Nur in die niedere Dachstube, die Hollmann mit seiner Familie in gänzlicher Abgeschiedenheit bewohnte, drang die heitere Mahnung nicht, und wenn auch des Himmels Bläue freundlich zwischen grauen Giebeln hereinblickte, durch die kleinen mit Papier verklebten Fenster — sie konnte doch keine Freude bringen, und keinen Wonnegruß in die Wohnung des bittersten Elends.

Hollmann war einst ein glücklicher, fast beneidenswerther Mann gewesen. In einem der angesehensten Handelshäuser als erster Buchhalter angestellt, hatte er mit seiner treuen Margarethe, der Tochter eines ziemlich bemittelten Seidenfabrikanten, die glücklichsten Tage

in jener stillen häuslichen Zurückgezogenheit verlebt, für die ihn sein schlichter einfacher Sinn so sehr einnahm. Sein größtes Vergnügen hatte er in dem Umgange mit den Seinen, und in der Erziehung seiner Kinder gefunden. Bei seiner genügsamen Lebensweise hatte er sich schon eine ansehnliche Summe für künftige Tage erspart, und in dem Geschäfte seines Principals niedergelegt, als dieser durch verschiedene Unglücksfälle hart getroffen, fallirte. Wie sehr auch Hollmann sich bemühte, das harte Schicksal seines Herrn zu mildern, und einen Theil des Vermögens zu retten, wie uneigennützig und selbstaufopfernd er dabei sogar sein eigenes Vermögen aus den Augen ließ, um das sinkende Haus noch aufrecht zu erhalten, es war umsonst — nichts war zu retten — die Firma erlosch, und Hollmann, der nicht die geringste Schuld an den verunglückten Spekulationen seines Gebieters trug, hatte durch den Sturz des Hauses sein Vermögen und sein Brot verloren.

Über ein Jahr hatte er versucht in einem Handlungshause ein Unterkommen zu finden, — allein vergebens. Verarmt an allem, verließ er jetzt seine größere Wohnung, und bezog mit seiner Familie und den letzten Resten seiner früheren glücklichen Lage, deren Erhaltung nur seiner größten Sparsamkeit und Einschränkung möglich geworden war, diese wohlfeilere Dachkammer in dem Hause eines französischen Auswanderers zu Mariahilf. Die Erhaltung seiner Familie erfüllte ihn nun mit dem größten Kummer, denn das geringe Einkommen, das ihm seine Schreibereien für Kaufleute seiner früheren Bekanntschaft verschafften, langte kaum zur Bestreitung

der nothwendigsten Bedürfnisse für Weib und Kinder aus. So kam es denn, daß auch von dem Entbehrlichsten im Hauswesen ein Stück nach dem andern zu Gelde gemacht werden mußte, um auf kurze Zeit dem stets wachsenden Mangel abzuhelfen, den eine langwierige Krankheit Hollmanns noch mehr erhöhte.

Zwar arbeiteten auch Margarethe und ihre Tochter Sabine mit rastlosem Eifer, allein zu gering war stets das Erworbene, um davon ein Ersparniß für andere Fälle machen zu können. Schon vor einem Jahre hatten sie die letzten besseren Stücke des Hausrathes verkaufen müssen, um das Fehlende zur Miethe zu erschwingen — jetzt hatten sie gar nichts mehr, als einen alten schlechten Tisch, der in früheren Zeiten in der Küche gedient, ein paar halbzerrissene Lederstühle, und einen von Alter gebräunten Kasten, in dem sie die wenige Wäsche und die ärmliche Kleidung aufbewahrten. Elend waren die Betten, auf denen die gänzlich Verarmten des Tages lastende Sorge im erquickenden Schlummer vergessen sollten — der achtjährige Knabe Karl lag schon seit Monaten auf einem Strohpolster, Sabine theilte ihr ärmliches Lager mit der Mutter, und nur dem noch kränkelnden Vater war im Nebenstübchen ein besseres Bett bereitet worden, auf das, in frommer, still duldender Liebe zu dem Tiefgebeugten, Weib und Kinder gern verzichteten. Schon war Hollmann durch mehrere Termine dem Hausherrn die Miethe schuldig geblieben, und mit Zittern dachte er an die Möglichkeit, daß der harte Benois, das war der Name des Franzosen, einst seiner Bitten um Nachsicht überdrüssig werden, und ihm das Asyl entzie-

hen möchte, das ihm, so elend es auch war, dennoch als das einzige, in seiner bedrängten Lage lieb sein mußte.

Benois hatte auch schon oft im Sinne gehabt, die lästige liederliche Bettlerfamilie, wie er die Verunglückten im stolzen, auf seinen Reichthum pochenden Übermuthe nannte, aus dem Hause zu jagen. Allein ein Gedanke an Sabinen, ein Begegnen des lieblichen anziehenden Mädchens war hinreichend, ihn von seinem Entschluß abzubringen, und sein lüsternes Herz zwar nicht zum Mitleid, doch zur Nachsicht zu stimmen, weil er dadurch immer mehr Vortheil über den freien Willen seines erkorenen Opfers, und über die Tugendstrenge des Vaters zu erhalten hoffte. Sabine war aber auch ein Mädchen, das wohl noch andere Herzen, als das des üppigen Franzosen, fesseln konnte. Der sinnige Blick ihres sanften Auges sprach von so viel argloser Unschuld, der fast schwermüthige Zug um den feinen Purpurmund von so inniger Gemüthlichkeit — die edle zarte Haltung des schöngeformten Körpers von so viel feiner äußerer Bildung, daß mancher Jüngling sehnsuchtsvoll nach der Lieblichen sah, wenn sie des Morgens, ihr Gebetbuch in der Hand, die Frühmesse besuchte. Und wer sie erst sah in ihrem stillen häuslichen Walten, wie sie alles ordnete, und der bekümmerten Mutter an die Hand ging, wo sie nur konnte; wer sie sah, wenn sie noch um Mitternacht bei der Arbeit saß, und die müden Augen durch den frohen Gedanken wach erhielt, daß jedes Erträgniß ihres Fleißes dem Mangel der Ihren wieder auf einige Tage abhelfen werde; wer sie sah, wenn sie von ihren Kunden heimkehrte, den kleinen Sammtbeutel gefüllt mit einigen Mün-

zen, und wie sie dann hintrat mit einem herzigen Kusse, dem guten Vater den kleinen Erwerb und außerdem noch ein Fläschchen langentbehrten Weines zu geben; wer dann in ihren Augen, in ihren Zügen, in dem ganzen Ausdrucke ihres Wesens las, der mußte ihr gut sein, mußte sie lieb gewinnen, und mehr noch, der mußte sie achten und verehren, wie man solche Tugend ehrt. Hollmann und sein Weib priesen sich glücklich ein solches Kind zu besitzen, und leichter trugen sie ihr herbes Mißgeschick — nur wenn sie an Sabinens Zukunft dachten, da füllte tiefe Wehmuth ihre Brust.

Es war heute wieder recht traurig und einsam in Hollmanns Wohnung. In tiefer Niedergeschlagenheit saß Margarethe am Fenster, und sah mit bethräntem Auge hinaus in das ziehende Gewölke, das langsam über die Giebel hinwogte in seltsamen Formen vom Winde gestaltet. Hollmann schlief im Nebengemache, und träumte von dem Glücke der Vergangenheit, das leider wohl nimmer wiederkehren sollte; Karl, Sabinens sechsjähriger Bruder, blätterte in seiner alten zerrissenen Bilderfibel, und vergaß über den possirlichen Affen und über dem schönen Engel mit buntgemalten Schwingen den Hunger, der ihn schon wieder zu mahnen begann; nur das Picken der Wanduhr und das eintönige Geräusch der Spitzenklöppel, die Sabinens gewandte Finger zum feinen kunstvollen Gewebe durch einander warfen, unterbrach die tiefe Stille, das harmvolle todte Schweigen. Die Noth der Armen war auf das Höchste gestiegen, und mit diesem Kummer sah Margarethe dem Abende und dem kommen-

den Morgen entgegen, die an neue, unerschwingbare Lebensbedürfnisse mahnten.

Bei all ihrer Sparsamkeit hatte der heutige Tag den letzten Groschen aufgezehrt, die letzte Brotrinde hatte sie vor ein paar Stunden noch dem unwiderstehlich bittenden Knaben gegeben, was sollte sie jetzt beginnen? Und Rath mußte sie schaffen, Rath in dieser höchsten Noth. Wie war es sonst ganz anders im Hause gewesen, ehe des Unglücks schwere Hand sie niederbeugte. Und doch hätte sie gerne alles ertragen, hätte sich gerne alles versagt. Kein Wunsch nach einem Glück für sie allein fand Raum in ihrem Herzen, nur der Gedanke an ihren leidenden Gatten, an ihre Kinder erfüllte mit tiefem Schmerze ihre Brust.

Eben riefen die Glocken vom Kirchenthurme die Ladung zum Gebete hinaus in die Luft, ihr Klang schien ein tröstendes Himmelswort in ihre leidende Seele gesprochen, und von einem raschen Entschlusse gedrängt, erhob sie sich von ihrem Sitze.

„Ich verlasse euch auf kurze Zeit," sprach sie zu Sabine gewendet, indem sie ihr Tuch aus dem alten Kasten hervorsuchte. „Wenn der Vater vor meiner Heimkehr erwacht, so sage nur, daß ich bald zurückkommen werde."

„Du willst uns allein lassen?" fragte ängstlich Sabine, und schob das Polster bei Seite, indem sie von ihrem Stuhle aufsprang.

„Ich muß," erwiederte tiefseufzend Margarethe, „der Abend kömmt heran — du weißt, wir müssen hungrig zu Bette gehen, wenn ich nicht sehe, wie wir Brot be-

kommen. Bete indeß, daß mich der Himmel einen Menschen finden lasse, der bei seinem Glücke auch Mitgefühl für unser unverschuldetes Elend im Herzen trägt.“

Sabinens Augen füllten sich mit Thränen, und schluchzend hing sie lange an dem Halse der Mutter — auch Karl hatte betroffen seine Fibel weggelegt, und schmiegte sich, mitfühlend das Elend, für das er noch keine klaren Begriffe hatte, an die Weinenden an.

„Still, daß wir den Vater nicht wecken,“ mahnte Margarethe endlich gesammelt, und drängte die Kinder von sich. „Ich komme bald wieder, und will's Gott mit, weniger Sorge, als ich gegangen bin.“ Mit diesen Worten langte sie nach dem Gebetbuche, und wankte die Stiege hinab der Kirche zu. Mit frommen Vertrauen warf sie sich vor dem Gnadenbilde nieder, und flehte um Hilfe in ihrer höchsten irdischen Noth. Erkräftigt verließ sie endlich nach beendetem Segen den geheiligten Ort, um einige Bekannte um Unterstützung anzusprechen.

Mit verdoppeltem Eifer setzte indeß Sabine ihre Arbeit fort, nur selten den spielenden Bruder zur Ruhe mahnend, wenn er in kindischer Lust lauter zu werden anfing, als es des schlummernden Vaters Nähe gestattete. Sie mußte heute noch die Garnitur schwarzer Spitzen, die sie vor sich hatte, vollenden, denn die Sorge für den morgenden Tag durfte sie der Mutter nicht mehr allein überlassen.

Da öffnete sich leise die Thüre, und ein junger schöner Mann, dessen Äußeres auf den ersten Blick den ehemaligen Soldaten verrieth, trat mit einem freundlichen: „Guten Abend!“ in die Stube. Es war Eduard Falk,

ein Hausgenosse Hollmanns, der als Volontair im österreichischen Successionskriege gedient, und nach Beendigung desselben seine Entlassung genommen hatte. Hinlänglich mit Glücksgütern gesegnet, überdies noch reich unterstützt von seinen in Ungarn lebenden Anverwandten, wohnte er jetzt in Benois Hause, als Sabinens Nachbar, tief ergriffen von der Armuth und stillen Tugend des von ihm bewunderten Mädchens. Durch einige Schreibgeschäfte hatte er sich bald Eintritt bei Hollmann zu verschaffen, und durch sein gerades, doch einnehmendes Wesen die Achtung der Eltern zu erlangen gewußt. Auch auf Sabinen hatte der junge blühende Mann, dessen Sprache so herzlich, dessen Blick und Miene so zart und sinnig war, und der durch sein ganzes Benehmen seine Redlichkeit und seinen treuen, frommen Sinn bekundete, einen tiefen Eindruck gemacht, den sie, oft in verborgener Scham erglühend, kaum den lauteren Mahnungen des züchtigen Herzens zugestehen mochte. Daß Falk Sabinen wirklich liebte, das sprach sich in jedem, auch dem gleichgiltigsten seiner Worte, in jedem seiner Blicke aus, wenn auch sein Zartgefühl kein offenes Geständniß zu wagen vermochte, wenn er auch im stets wachsenden Gefühle nur um so sorgfältiger des Herzens Regungen selbst vor Sabine zu verbergen trachtete. Vergebens hatte er schon mehrmal versucht, auf entfernte Weise der bekümmerten Familie seine Hilfe anzubieten, allein Sabine hatte stets seinen Willen errathen, und mit Strenge die Annahme jeder Unterstützung von seiner Seite verweigert. Wie sehr sie ihm auch gewogen war, so wollte sie sich doch auf keine Weise von dem reichen

jungen Manne verpflichten lassen, den sein glückliches Loos so hoch über ihre Armuth erhob. So viel Vertrauen und Achtung sie ihm auch sonst erwies, so benahm sie doch dem gutherzigen, ehrlichen Jünglinge jede Gelegenheit, ihr und den Ihren wohlzuthun, und kargte sich lieber doppelt ab, um nur einigermaßen seine Hilfe entbehren zu können. Eduard erkannte wohl die edlen Triebfedern dieses Benehmens, und fühlte sich nicht mehr gekränkt, wenn sie seinen hilfebietenden Plänen vereitelnd entgegentrat, vielmehr fühlte er sich gerade dadurch noch inniger an das bei ihrer quälenden Armuth mit so edlem Stolze ausgezeichnete Mädchen gefesselt.

„Sie arbeiten auch an einem Sonntagnachmittage, an dem sich doch Alles Ruhe gönnt, so eifrig?“ fragte er, indem er sich an ihre Seite stellte, und mit stillem Wohlgefallen das wunderfeine Netz betrachtete, das sich leicht und kunstvoll unter dem gewandten Spiele ihrer Finger gestaltete. „Muß ich nicht?“ antwortete Sabine kurz, doch nicht unfreundlich, und senkte den Blick sanft erröthend tiefer auf das Gewebe nieder. „Ihre Gesundheit wird darunter leiden!“ warf Eduard mit sprechender Besorgniß ein. Sabine zuckte schweigend mit einem zurückgepreßten Seufzer die Achseln, und warf um desto eifriger die leichten Fäden durch einander. „Mein Vater wird täglich schwächer,“ sprach sie endlich verschämt, „sein geringer Verdienst reicht nicht mehr hin, uns alle zu erhalten — und da müssen wir wohl selbst mithelfen, um ihm seine Sorge zu erleichtern.“

„Endlich, endlich werden Sie einmal offenherzig, liebe Sabine,“ fiel ihr Eduard freudig in die Rede.

„Endlich haben Sie die falsche Scham besiegt, die Sie bisher bestimmte, meine so herzlich gebotene Hilfe zurückzuweisen.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich jetzt einer Unterstützung bedarf?“ fragte Sabine, und erhob mit dem stolzen Bewußtsein ihrer kindlichen, aufopfernden Liebe das Auge empor. „Ist es denn so hart, um guten Eltern die Sorge für uns zu erleichtern, selbst einen Theil ihrer Sorge auf uns zu nehmen, ist es denn so schwer ihre Liebe mit einem solchen kleinen Opfer zu vergelten?“

„Sabine! verkennen Sie mich nicht,“ bat der Jüngling, und drückte ergriffen ihre Hand an sein Herz. „Gönnen Sie mir die Freude, durch einen Theil meines Überflusses Ihre Lage zu erleichtern, und geben Sie mir durch die Gewährung, Ihrem Vater helfen zu dürfen, einen Beweis Ihrer Zuneigung.“

„Ich kann nicht — ich darf nicht,“ entgegnete schamerglüht Sabine. „Mein Vater ist arm, sehr arm — doch von dem Freunde seiner Tochter nimmt er keine Unterstützung an. Ich kenne die Strenge seiner Grundsätze, und deshalb muß ich Sie bitten, gegen ihn kein Wort darüber zu verlieren.“

Eduard wollte noch Einwendungen machen, allein Hollmann trat eben in die Thüre. Nur kurz war sein Schlummer gewesen — ach, nur augenblickliches Vergessen, denn mit dem ersten wachen Blicke kehrte auch das Bewußtsein seiner jammervollen Lage mit allen Qualen wieder in die kaum besänftigte Brust. Lange betrachtete er mit wehmüthigem Blicke seine Kinder, die ihm entgegengeeilt waren, ihm mit frommer Herzlichkeit den

Abendgruß zu bieten — endlich konnte er sich nicht mehr halten, und des Fremden Gegenwart übersehend, schloß er sie mit dem halberstickten Ausrufe: „Ich habe nichts mehr als meine Liebe für euch," in die Arme. „Sie gilt uns mehr, als jedes andere Glück!" erwiederte Sabine, und schmiegte sich inniger an ihn, indem sie seine zitternde Hand an ihre Lippen preßte.

„Sie hier, lieber Herr Falk!" sprach er nach einer Pause, indem er den Freund bemerkte, und trat ihm mit freundlichem Gruße entgegen, „das ist mir eben recht, so ist doch meine Familie nicht ohne männlichen Schutz, während ich außer dem Hause bin. Sie bleiben doch wohl noch hier?"

„Herzlich gerne," versetzte Eduard, und hing mit stummen Bedauern an des alten Mannes abgehärmten Zügen. Allein Sabine bat den Vater zu bleiben, und drohte Eduard heimlich mit dem Finger, als er von Theilnahme hingerissen, sie noch einmal durch Blicke anflehte, ihm den Antrag zur Hilfe zu gestatten. Hollmann hatte indeß Hut und Stock ergriffen, und schickte sich an, seine Wohnung zu verlassen. „Ich komme bald wieder," sprach er, Sabinens wiederholte Bitte: nicht fortzugehen, überhörend. „Ich gehe ja nur zu meinem alten Mohr, dem braven Lohnbedienten, der mir eine kleine Arbeit versprochen. Doch richtig," fuhr er sich besinnend zu Sabinen fort, „du sollst ja auch hinab zum Hausherrn. Er hat gestern, während du aus warst, und heute, wiederholt um dich geschickt."

„Zu Herrn Benois?" fragte Eduard rasch, und dunkle Glut überflog seine Wangen.

Hollmann bejahte trocken, ohne Eduards Veränderung zu bemerken. „Versäume dich nicht, Sabine — er ist unser Hausherr, wir sind ihm Rücksichten schuldig, denn er kann uns viel schaden, wenn er will.“

Mit einem kurzen aber freundlichen Gruße gegen Falk verließ der Bekümmerte die Seinen, und Sabine schickte sich an, dem Befehle des Vaters, wenn auch mit schwerem Herzen, Folge zu leisten.

Eduard lag auf der Folter seiner Gefühle. Sabine — das schuldlose, kindliche Mädchen bei Benois zu wissen, das war ihm unerträglich. „Sie gehen also wirklich?“ fragte er, als Sabine in verlegener Eile ihren Anzug ordnete, und ergriff mit einem forschenden Blicke des Mädchens Hand. „Ich werde die Minuten zählen, bis Sie wieder zurück sind,“ setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Ich nicht minder,“ entgegnete Sabine, und nahm den Knaben bei der Hand, daß er sie begleiten sollte, „allein ich muß meines Vaters Wunsch erfüllen, vielleicht kann es ihm nützen. Ich treffe Sie noch hier, lieber Eduard.“

In qualvoller Ungeduld schritt Falk, als Sabine sich entfernt hatte, im Zimmer auf und nieder. Benois Denkungsart war ihm nicht unbekannt; welche Absicht konnte der Leichtfertige mit der so dringend wiederholten Einladung Sabinens verbinden? — eine gute wahrlich nicht, denn er hatte schon seit längerer Zeit das Benehmen des Hausherrn gegen Hollmann und Sabine beobachtet, wenn diese zufällig mit ihm zusammengetroffen. Benois war Hollmanns erster und furchtbarster Gläubi-

ger, Hollmann war ganz von ihm abhängig, und in seine Hand gegeben, wenn er seine Rechte geltend machen wollte. Alle diese Betrachtungen trugen dazu bei, ihm die Gefahr, der Sabine in ihrem arglosen kindlichen Gehorsam entgegenging, mit desto grelleren Farben auszumalen. Er glaubte seinem Gefühle nach zu Sabinens Schutze verbunden zu sein, denn er liebte ja das Mädchen so innig und aufrichtig, und seine Absicht, sie glücklich zu machen, kam aus so redlichem Herzen, daß er wohl nichts mehr fürchten durfte, als Sabinens Verlust. Allein wie sollte er jetzt zu ihrer Sicherheit handeln, wie sollte er sich in Benois Pläne einmischen, und als Schützer und Vermittler sich an Sabinens Seite drängen? Familienrücksichten hatten ihn bisher zurückgehalten, offen mit seinen Wünschen aufzutreten. Tausendmal bereute er jetzt, nicht schon längst dem Mädchen seiner Seele seines Herzens Zuneigung gestanden, und mit Hollmann über seine Zukunft gesprochen zu haben. Als Sabinens erklärter Bräutigam hätte er dann offen als ihr Beschützer auftreten dürfen, ja er glaubte, daß dann sogar jede Gefahr für sie von selbst beseitigt gewesen wäre. Mit stets wachsender Unruhe ging er in dem engen Stübchen auf und nieder, jeder Pulsschlag, mit dem er der Geliebten Rückkehr vergebens erwartet hatte, schien ihm eine Ewigkeit voll schwarzer Bilder, mit denen sein Argwohn gegen Benois und seine besorgte Liebe zu Sabinen die aufgeregte Phantasie erfüllte.

„Noch immer nicht zurück," rief er endlich, und riß in der quälendsten Ungeduld die goldene Uhr aus der Tasche. „Doch nein, ich Thor," setzte er leiser und

gelassener hinzu. „Sie ist ja kaum einige Minuten fort, kann kaum noch Benois Wohnung erreicht haben. Und doch — doch dünkt mir die kurze Zeit schon eine lange, ewig lange Stunde — mein Herz droht vor Unruhe zu zerspringen. — Nein — nein — ich kann sie nicht so schutzlos lassen," fuhr er nach einer Pause fort, in der er ungeduldig und sinnend das Stübchen durchmessen hatte. „Ich muß ihr Engel werden, mag auch geschehen was da will."

Rasch entschlossen eilte er auf sein Zimmer, um seinen Miethzins zu holen, und wenn auch der Termin zur Zahlung noch einige Wochen ausstand, unter diesem Vorwande Zutritt bei dem Hausherrn zu suchen.

2.

Während Eduard sich abquälte, und in seiner Angst das Schwärzeste sah, hatte Sabine das Vorzimmer des Hausherrn betreten. Benois, dem sein Diener Moritz ihre Ankunft gemeldet hatte, trat ihr im nächsten Augenblicke mit einschmeichelnder Freundlichkeit entgegen, um sie in seine reich und im besten Geschmacke jener Zeit möblirten Gemächer zu führen. „Endlich kommen Sie einmal," sprach er, als er den Knaben mit Backwerk und Bildern beschenkt, und die Zitternde in sein Kabinet geführt hatte. „Ich glaubte schon, Sie würden mich heute wieder vergebens warten lassen."

„Es war gestern schon zu spät, um Ihrem Befehle zu gehorchen," erwiederte Sabine, und entzog mit einem leisen Zeichen des Unmuthes ihre Hand dem Schmeichelnden, dessen Blicke auf ihr hafteten. „Ich bin aber

jetzt hier, um Ihre Aufträge zu vernehmen!“ „Nur meine Bitten, liebes Mädchen,“ süßelte Benois und öffnete eine Schatulle. „Ich habe Ihre Meisterschaft in feinen Arbeiten bewundern und rühmen gehört, und bin dadurch begierig geworden, etwas von Ihrer lieben Hand zu besitzen. Darum sehen Sie, ich habe hier eine Börse von ausgezeichneter Schmelz-Arbeit, véritable aus Paris, und mir ein theueres Souvenir aus früheren Jahren. Nun hat Jemand aus meiner Bekanntschaft den Wunsch geäußert, dies niedliche Machwerk, von dem er behauptet, daß man es nur in Paris so wunderfein und schön erzeugen könne, von mir als Andenken zu erhalten. Das kann aber durchaus nicht sein, denn sehen Sie, ich gebe lieber zehn Ducaten, als diesen Beutel. Nun meine ich aber, da ich schon einmal geboren bin, um Andern gefällig zu sein, ich würde meine Bekanntschaft eben so verbinden, wenn ich eine ähnliche Börse machen ließe, zum Beweise, daß auch deutsche Hände es französischer Kunst nachthun, oder sie wohl gar übertreffen. Meinen Sie nicht auch, und hätte ich mich geirrt, wenn ich mich um dieses Kunstwerk an Sie wende?“

Sabine hatte mit prüfendem Blicke das ausgezeichnet schöne Strickwerk bewundert. Ihre Furcht vor Benois war ziemlich verschwunden, da sie als die Ursache ihres Berufens eine so unschuldige Forderung sah. Mit Fassung erbot sie sich daher, die Arbeit zu übernehmen, und sie, so viel sie es vermöchte, nach Benois Wünschen auszuführen. „Übrigens,“ fügte sie hinzu, „muß ich um genügende Zeit bitten, weil die schwierige Aufgabe nur für meine Mußestunden bestimmt sein kann, die

mir die Arbeiten für unser kleines Hauswesen übrig lassen."

„Das steht ganz in Ihrer Willkür," versetzte Benois," und fast ein ironisches Lächeln spielte dabei um seine Lippen. „Allein Sie werden auch Auslagen dafür haben," fuhr er fort, und nahm ein Goldstück aus seiner Börse. „Nehmen Sie einstweilen zur Bestreitung derselben diesen Louis, und ..."

„Das ist zu viel," fiel ihm Sabine schnell in die Rede, und wies das Gold zurück. „Kaum die Hälfte kann das Ganze kosten."

„Ich weiß so was nicht zu schätzen," erwiederte der Franzose, und drückte ihr das Geld mit sanfter Gewalt in die Hand. „Übrigens nehmen Sie nur, machen Sie mir die Freude, und wollen Sie durchaus nicht anders, so behalten Sie das Übrige auf Abschlag für künftige Bestellungen."

„Auch unter dieser Bedingung nicht," sprach Sabine verweigernd.

„Das wäre Eigensinn, liebe Kleine, oder ein falscher Stolz. — Sehen Sie," fuhr er nach kurzem Bedenken fort, „ich meine es gut, und darum lassen Sie mich vom Herzen weg mit Ihnen reden. Sie sind in keiner glücklichen Lage, Ihre Eltern haben die gute Zeit übersehen, wo Sie im Rohre saßen, und das Glück hat Ihnen dafür den Rücken zugewandt."

„Meine Eltern verdienen Mitleid, denn sie leiden unverschuldeten Mangel," unterbrach Sabine empfindlich.

„Das wollte ich ja sagen," setzte Benois fort. „Man muß zulangen, wo, und so lange man zulangen

kann, und wer das nicht gethan hat, der ist allerdings zu bemitleiden. Es geht Ihnen schlecht, sehr schlecht, sehr kümmerlich, und käme noch ein unverhoffter Schlag, das müssen Sie mir zugestehen, dann wär's mit Allem vorüber, und die letzte Aussicht für Ihren Vater bliebe die Versorgung im neuen Hospitale — Ihr Bruder ins Waisenhaus, und Sie — nur nicht weinen, liebes Kind! ich meine es ja gut mit Ihnen?"

„Mein guter Vater ins Hospital ohne der Pflege seiner Kinder?" jammerte Sabine, denn der Gedanke an diese Möglichkeit, die ihr bisher noch nie eingefallen, drückte sie zu Boden und bannte jede andere Rücksicht.

Benois fuhr im Stillen triumphirend fort: „So weit soll es nicht kommen, wenn Sie anders klug genug sind, und keine unnützen Bedenklichkeiten meinem Antrage entgegensetzen. Sie dauern mich, und, wie gesagt, ich möchte Ihnen gerne helfen und auch Ihren Angehörigen. Darum hören Sie: mir ist das einsame Leben schon lange zuwider. Ich komme schon ein Bischen über die Jahre hinaus, wo man sich noch so ziemlich zu behelfen weiß, wenn es auch zu Hause etwas wüste aussieht. Da habe ich mir nun gedacht: du wirst etwas Gutes thun, und das liebe, fleißige Mädchen da, das so brav, als geschickt sein soll, zu dir nehmen, und dann, wie es sich von selbst versteht, auch ihre Familie versorgen. Die Leute, nun das weiß ich wohl, werden freilich allerlei reden, allein, das braucht Sie nicht zu bekümmern, wenn nur Sie versorgt sind."

„Herr Benois!" rief Sabine entsetzt, und trat erglühend zurück.

„Nun nun, nur nicht gleich gethan, als ob Ihnen eine Spinne über den Hals gekrochen wäre," entgegnete der Franzose, und trat dem Mädchen wieder näher, die Börse aufzuheben, die der Erschrockenen aus den Händen gefallen war. „Sie werden mein Hauswesen besorgen, und das ist ja eine ganz unschuldige Sache. Sind wir einmal aneinander gewohnt, je nun, dann wird sich das übrige wohl finden, und vielleicht beneidet Sie manches Mädchen um Ihr Glück, für das ich gewiß mit ganzer Seele sorgen werde."

„Nimmermehr!" versetzte Sabine, und näherte sich der Thüre. „Nie werde ich eine solche zweideutige Lage wählen, und sollte ich noch einmal so viel arbeiten, und noch einmal so viel entbehren müssen, um meine unglücklichen aber redlichen Eltern, denen ein guter Name das Einzige ist, was ihnen noch geblieben, zu erhalten."

„Was schwatzen Sie doch von Zweideutigkeit und dergleichen?" fragte Benois, indem er ihren Bewegungen folgte. „Ihre Besorgniß ist fürwahr unnöthig, und damit Sie sehen, daß ich es ehrlich meine — nun so will ich Ihnen sagen, daß es ja nur in meinem Willen liegt, Sie in der Folge — versteht sich, wenn wir uns erst besser kennen werden, zu meiner Gemahlin zu machen."

„Nimmermehr," rief angstvoll Sabine, und vergebens suchte ihr Auge einen Ausweg, vergebens ihr Herz ihren Eduard als Retter. „Ersparen Sie sich Worte, die ich nicht hören darf."

„Sie sind doch kindisch," versetzte Benois, und ungestümer pochte sein Herz. „Sie sehen, daß ich Alles aufopfern, Alles hintansetzen will, um Sie glücklich zu

machen, um Ihre Thränen zu trocknen, und Ihnen ein heiteres, glänzendes Loos zu bereiten, und doch beharren Sie so unbeugsam, leichtsinnig möchte ich lieber sagen, auf Ihrem kalten gespreizten „Nimmermehr.“

„Hätte ich solche Anträge von Ihnen erwartet,“ lispelte Sabine, und barg ihr Gesicht schluchzend in ihrem Tuche, „ich wäre nicht hieher gekommen; Gott, warum muß mich meine Armuth solchen Zumuthungen aussetzen?“

„Ist das mein ganzer Bescheid, kleine Spröde?“ fragte Benois, der zwischen Leidenschaft und Unmuth schwankend, nicht mehr an sich halten konnte, und schlang seinen Arm um ihren Leib. „Darf ich von Ihrem kalten, unbiegsamen Herzen nie Erhörung meiner Wünsche, nie Erwiederung meiner Gefühle hoffen?“

„Ich kenne nur ein Gefühl — meine Armuth, die Sie so schonungslos verhöhnen,“ sprach Sabine, indem sie den Zudringlichen entschlossen zurückdrängte, und nach der Thüre eilte.

Benois hielt sie zurück. „Keinen Schritt weiter, einfältige Tugendgauklerin,“ knirschte er. „Meine Geduld ist zu Ende, und auch das Possenspiel. Betteln werde ich nicht um Ihre Gunst, die Sie für so kostbar halten, daß Sie Ihre Eltern dabei verhungern lassen. Aber Sie sollen mich betteln, daß ich diese Stunde vergesse, wenn die Folgen derselben euch rasend machen. Sie haben von meiner Liebe nichts mehr zu befürchten, Sie sind frei, jetzt gehen Sie.“

Sabine stand erbleicht vor dem Zürnenden. Halb ohnmächtig wankte sie zu Benois, seinen Groll zu besänftigen. „Erbarmen für meinen Vater,“ lispelte sie.

„Werfen Sie Ihren ganzen Zorn auf mich, rächen Sie sich an mir, nur schonen Sie meine unglücklichen Eltern!“

„Sie haben die Wahl,“ versetzte dieser mit Kälte. „Ich lasse noch einmal Ihr Schicksal in Ihrer Hand, entweder Ihre Liebe....“

„Ich kann nicht!“ rief das geängstigte Mädchen, und sank vor dem Hartherzigen nieder, seine Knie umklammernd.

Da öffnete sich die Thüre, und mit dem Ausrufe: „Himmel! Eduard!“ stürzte Sabine ohnmächtig zurück.

„Was wollen Sie hier?“ rief Benois, der gerade in diesem Augenblicke am wenigsten seinen Plan auf Sabinen aufgegeben hatte, aufgebracht über die unwillkommene Störung, dem Eintretenden entgegen.

„Genugthuung, Herr!“ versetzte Falk, und zeigte auf das ohnmächtige Mädchen.

„Ach! ist es das?“ höhnte der Franzose. „Nun jetzt ist mir die Tugendstrenge der kleinen Spröden wohl erklärbar.“

„Keinen Spott, Herr!“ erwiederte Falk, „denken Sie was Sie wollen, Sie können nichts Gutes denken, wenn man nach Ihren Handlungen schließen darf. Ich fordere Genugthuung für die Beleidigung dieses Mädchens, meine angegriffene Ehre werde ich später vertheidigen.“

Benois trat betroffen zurück — doch plötzlich gesammelt sprach er: „Herr Volontair, wenn Sie sich einst als Soldat so tapfer gezeigt haben, wie jetzt als Paladin bei dieser steinernen Göttin, dann mag es wohl gefährlich gewesen sein, Ihnen als Feind gegenüber zu stehn.“

„Genug des Hohnes!“ fiel Falk dem Spötter in das Wort. „Noch eine beleidigende Sylbe, und Sie sollen mich kennen lernen.“

„Ganz recht!“ höhnte Benois, „nur nicht in meinem Zimmer, im Freien, mit dem Degen in der Hand, soll mir Ihre nähere Bekanntschaft willkommen sein.“

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte Falk mit glühendem Blicke.

„Ich scherze nie mit Helden von Ihrem Schlage.“

„Wo finden wir uns?“

„Nachts 11 Uhr, auf dem Felde, unweit dem Kaunitzgarten.“

„Ich werde erscheinen!“ erwiederte Falk, und ohne den Verächtlichen mehr einer Antwort zu würdigen, hob er die ohnmächtige Sabine, die eben wieder ihre Augen aufschlug, vom Boden empor, und führte sie mit sanfter Sorgfalt nebst ihrem Bruder hinauf in ihre Wohnung.

„Um Gotteswillen, was ist mir geschehen?“ lispelte Sabine, als sie wieder zum vollen Bewußtsein kam, und sich von Eduards Armen umschlungen fühlte.

„Nichts, so Gott will, nichts,“ besänftigte dieser. „Darum beruhigen Sie sich. Benois wird Ihnen, wie ich hoffe, nichts mehr schaden.“

„Und Ihnen verdanke ich Schutz und Rettung?“ fragte Sabine leise, und lehnte ermattet das Haupt an Eduards Brust.

„Ich konnte die Unruhe, in die mich Ihr Gang zu Benois versetzte, nicht länger ertragen,“ erzählte Falk. „Entschlossen unter dem schicklichsten Vorwande mich bei

ihm einzuführen, und Ihnen für jeden Fall nahe zu sein, eilte ich hinab. Der Bescheid des Dieners, daß sein Gebieter ausgegangen sei, machte mich noch unruhiger, ich drängte den unhöflich werdenden Gehilfen seines Herrn auf die Seite und fand Sie zu den Füßen des Wüstlings. Er wird mir Rechenschaft geben für seinen Frevel in Ihrer schutzlosen Lage," versetzte Eduard, und eine Wolke zog über seine offene Sirne.

„Es ist ein ernster Augenblick, theure Sabine," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er mit Entschlüssen und Zweifeln gerungen hatte. „Ich wage es jetzt, Ihnen die heiligsten Gefühle meines Herzens zu gestehen, ich liebe Sie. Glauben Sie ja nicht, daß ich die gegenwärtige Stunde nur benützen will, in der Sie sich mir vielleicht verpflichtet glauben, obwohl mich dieselbe gerade am meisten bestimmt, nicht länger meine schönsten Wünsche zu verschweigen."

Verschämt senkte das überraschte Mädchen ihre Augen nieder. Obwohl sie schon lange des Jünglings Zuneigung erkannt, und im still verschlossenen Herzen erwiedert hatte, so überraschte sie doch das offene Geständniß in diesem Augenblicke. Tief gebeugt durch die vergangene Szene fiel ihr das Bewußtsein ihrer hilflosen Lage nur um so erdrückender auf das Herz, und tiefer schien ihr die Kluft, die das Schicksal zwischen ihr und dem Stillgeliebten gezogen. Sabine dachte und fühlte zu edel, um über diese so leicht hinwegzugehen. Auch Benois Antrag klang noch zu lebendig in ihrer Seele, als daß sich kein bitterer Gedanke in das Wonnegefühl hätte mischen sollen, mit dem Eduards Geständniß seiner Liebe ihr Herz er-

füllte. Der Gedanke, daß auch Eduard die Bedrängniß ihrer Lage, das Unglück ihrer Familie benützen könnte, verstimmte ihr sanftes Gemüth.

Doch nein, Eduard war zu edel, hätte sonst je eine Stimme in ihrem Herzen für ihn gesprochen, wenn sie das nicht erkannt? Es war nicht der leidenschaftliche Benois, der vor ihr stand, sondern der redliche Jüngling, nicht der eitle Franzose, der stolz auf seinen Reichthum pochend, von der Armuth jede Befriedigung seiner Launen ungestraft fordern zu dürfen glaubte, sondern der gute herzliche deutsche Jüngling, der gerne all' seinen Reichthum hingegeben hätte um ihr gleich zu sein, der von Herzen das bot, was er herzlich gut gemeint geben wollte, der keinen Eigennutz kannte, und nur in seiner schlichten Ehrlichkeit seinen Vorzug suchte. Und doch, doch durfte sie des Jünglings Gefühle nicht offen erwiedern, eine innere Stimme hielt sie zurück und in den Fesseln jungfräulicher Scham lag ihre verborgene Leidenschaft.

„Ich kann nicht, jetzt nicht," sprach sie leise und mit einem tiefen Seufzer des Sehnenden Bitte erwiedernd. „Ich müßte mir Vorwürfe machen, wenn ich Ihre Leidenschaft benützen wollte, in einer schwachen Stunde. Das Glück hat Sie gesegnet, von uns hat es seine Hand gewendet. Für Sie lebt noch manches Mädchen, das mehr bieten kann als die arme Sabine."

„Dich oder keine," erwiederte Falk, und drückte ihre Hand an sein Herz. „Es ist ein ernster Augenblick," fuhr er fort, „ernster als Sie ahnen mögen, darum geben Sie mir die Beruhigung, daß ich nicht ungeliebt von Ihnen scheide."

„Was haben Sie vor,“ unterbrach erbleichend die Erschrockene. „Nichts Böses, liebe Sabine,“ entgegnete dieser. „Beruhigen Sie sich darüber. Es gilt die Entscheidung über mein ganzes Glück. Darf ich hoffen?“

„Bedenken Sie meine Armuth!“

„O wenn es nur dies ist, dann darf ich hoffen,“ sprach rasch der Glückliche und zog das erröthende Mädchen an seine Brust. „Nun scheide ich getrost, denn, du bist mein.“

Mit namenloser Wonne umfing er die Geliebte, und drückte den ersten seligen Kuß auf ihre Lippen.

Nach einer Viertelstunde, in der sich die Liebenden alles offen sagten, was ihre Herzen seit lange fühlten, schied Eduard von Sabinen, die noch betäubt von dem Wechsel der vergangenen Stunde in tiefes Nachdenken sank.

Die Rückkunft des Vaters unterbrach die Sinnende in ihren Träumen. Sein alter Freund, der Lohnbediente Mohr, der eben so arm als er, dennoch in der Noth sein kleines Einkommen mit ihm getheilt, und manche Arbeit dem Fleißigen verschafft hatte, begleitete ihn. „Auf Ehre,“ sprach er, „du wirst deine Freude haben, bei unserer Hochzeit; solche Festtage fallen nicht alle Tage, und hol mich der Guckguck, wenn man einen guten Abend umsonst haben kann, und noch dazu einen frohen Rundsprung, da wäre man ein Narr, wenn man nicht mithielte. Du gehst also mit und damit Punktum! Es ist nicht weit von hier — die ersteren Häuser am Kaunitzbergel.“

„Bedenke meine schwächliche Gesundheit,“ erwie-

derte Hollmann, die Einladung des Gutmüthigen ablehnend.

„Ei der Tausend, was Gesundheit!“ widersprach Mohr. „Dein Übel kommt vom Sitzen, Bewegung muß man machen, und in guter Gesellschaft ist sie doppelt heilsam. Bruderherz, da sieh mich an. Ich bin, Gott sei Dank, eben so jung als du, das heißt, die grauen Schießlinge auf meinem und deinem Kopfe dürfen einander eben nicht wegen der Mehrzahl in die Haare gerathen, und da siehe, wie frisch ich noch auf den Beinen bin. Darum komm nur mit, und lasse dir einmal wohl geschehen.“

„Nein, ich kann nicht, du kennst meine Lage und meine Stimmung,“ versetzte Hollmann. „Es wäre thöricht von mir auf Zerstreuung zu denken, wenn mich daheim das Elend und der Kummer niederdrückt.“

Mohr zuckte die Achseln. „Du bist nicht zu bessern,“ sprach er endlich. „Allein für sein Temperament kann Niemand. Ich lasse die Hochzeit meines Kameraden nicht aus, und werde auf deine Gesundheit gern ein paar Flaschen leeren. Wenn es auch dir nicht hilft, mir wird es wenigstens nicht schaden.“

Ohne mehr auf Hollmanns Gruß zu achten, eilte er zur Thüre hinaus, durch die eben Moriz, Benois Bedienter, mit einem Briefe in der Hand, eintrat.

Sabine erbleichte, allein gesammelt eilte sie ihm entgegen, um das Schreiben, dessen Inhalt sie ahnen konnte, in Empfang zu nehmen. Mit vergehenden Augen las sie:

„Ich habe lange genug mit Ihnen Nachsicht gehabt, „jetzt bin ich es nicht mehr gesonnen, da mir beabsichtigte

„Wohlthaten mit Undank vergolten werden. Ihre Wohnung „ist bereits vermiethet, und muß binnen heute acht Tagen „bezogen werden können. Darnach haben Sie sich ohne „Widerspruch zu richten. Benois.“

Auch Hollmann, der mit ängstlichen Blicken an Sabinen hing, hatte den Inhalt des Briefes errathen, über den das bebende Mädchen ihm mit wenig Worten die niederschmetternde Gewißheit gab. „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich ihm für seine bisherige Nachsicht danke,“ sprach sie ernst und mit stiller Ergebung. „Ich werde ohne Weigerung das Haus verlassen, in dem er mir den Aufenthalt nicht länger gestatten will.“

Moriz entfernte sich mit höhnischem Lächeln, und Margarethe, die indeß unbemerkt eingetreten war, sank schluchzend an die Brust ihres Mannes. „So ist alles, alles verloren,“ jammerte sie. „Auch ich komme mit leeren Händen zurück; ohne Brot, ohne Obdach — Gott! was soll aus uns werden?“

„Sei ruhig und baue auf den Himmel, der allem Jammer sein Maß und Ziel zu setzen weiß. Er wird uns nicht verlassen, wenn auch hartherzige Menschen uns von sich stoßen.“

Mit ruhiger Fassung den Schmerz bekämpfend fragte er jetzt Sabinen um das Vorgefallene, und die Erglühende erzählte, von Thränen unterbrochen, was Benois von ihr gefordert, wie er ihr gedroht, und wie Eduard sie von ihm befreit habe. Da verklärte sich Hollmanns Auge, und sein Kind umschlingend, sprach er mit zum Himmel gerichtetem Blicke: „Gott ist weise und gerecht, er prüft die Tugend und erhebt sie durch Un-

glück.“ Dann zu Margarethen gewendet, fuhr er fort: „Wir verlassen noch heute diese Wohnung — mag es uns gehen, wie es will — denn ich mag keine Stunde mehr mit einem Manne unter einem Dache leben, der sich nicht schämt das Unglück Anderer zu mißbrauchen.“

Die Sonne sank eben hinab hinter der Kette des Kahlengebirges und vergoldete mit den letzten Strahlen die Thurmspitze von St. Stephan, daß sie golden erglühend wie ein riesiger Leuchtthurm dahin schimmerte über das graue von der Dämmerung umflorte Häusermeer der Stadt. Ein Sturmwind hatte sich erhoben, und ballte das goldgesäumte Gewölke, das den Himmel überflog, zu schwarzen drohenden Massen zusammen. Da zog Hollmann den kleinen hungernden Knaben in dem einen, und sein jammerndes Weib in dem andern Arme aus Benois Hause, das ihm bisher seine sichere Zuflucht gewährt.

Gefaßt und ruhig auf die Vorsehung bauend, die beharrliche Tugend nie verläßt, ging er mit festen sichern Schritten, und die Verzagenden ermunternd den schweren Gang. Bei seinem ehrlichen Freunde Mohr wollte er diese Nacht zubringen, und dann mit ihm selbst berathen, was er für die Zukunft thun sollte. Der redliche, theilnehmende Sinn des alten wackern Lohnbedienten war ihm zu bekannt, als daß er nicht hätte alles von ihm hoffen dürfen, und eine Wohlthat von ihm war ihm lieber, als Benois Geld und dessen so eigennützig angebotene Hilfe.

3.

Es war allmälig still und öde in den Straßen der Vorstadt geworden, nur noch einige Lohnkutscher hielten in der Gegend des Kaunitzberges mit ihren Wägen, und murrten ungeduldig über die lange Dauer des Hochzeitfestes, das sie dem niederströmenden Regen aussetzte — andere hatten sich in das Wirthshaus selbst begeben, theils um die Hochzeit zu sehen, und gelegentlich mit einem Glase Wein die halberstarrten Glieder zu erwärmen, theils um die, welche sie gemiethet, durch ihre Gegenwart an den Aufbruch zu erinnern.

Vom Mariahilferthurme ertönte durch das Brausen des Windes und durch das wilde Geräusch des Regens die zehnte Stunde. Da wurde es allmälig in dem Hochzeithause stiller — die Gäste verloren sich, und auch der Wagen, der den Bräutigam in seine Wohnung bringen sollte, rollte endlich mit den Neuverbundenen von dannen. In dem Wirthshause erloschen die Lichter, und ehe noch eine Viertelstunde vergangen war, sperrte man das Thor.

Nur eine Gestalt weilte noch im Freien, auf eine Bank hingestreckt, das Plätschern des Regens nicht achtend, den ein breites Vordach von ihm abhielt. Es war der alte Mohr, er hatte sein Versprechen redlich erfüllt, und auf Hollmanns Gesundheit so wacker getrunken, daß der Wein endlich den Meister über ihn spielte, und das betäubte Haupt in tiefen Schlummer wiegte. — Wie aber den Tiefschlafenden noch die Umgebung berührt, und in seiner nie ruhenden Seele Träume er-

weckt, so träumte auch Mohr von Sturm und Ungewitter und von Schiffbruch und anderem Unglück, bis er endlich in dem Bemühen sich vom Ertrinken zu retten, auf dem schmalen Lager das Gleichgewicht verlor, und auf den feuchten Boden niederstürzend erwachte. Es brauchte lange, ehe er sich in seiner Lage erkannte. Brummend und scheltend, daß die fröhlichen Hochzeitsgäste ihn vergessen hatten, raffte er sich endlich auf und suchte vergebens durch die schon fest verschlossene Thüre einzudringen. Eine herbeieilende Nachtrunde, die ihr Weg vorüberführte, bemächtigte sich des noch halb Berauschten, und führte ihn, ohne auf die Versicherung seiner Ehrlichkeit zu achten, als Verdächtigen auf ihre Wachtstube.

Hollmann hatte indeß vergebens den Freund in seiner Wohnung aufgesucht. Das erschöpfte Weib nur mit Mühe emporhaltend, hatte er schon längere Zeit die Straßen durchirrt, um das Hochzeitshaus zu finden, das ihm Mohr nicht genau bezeichnet, und so kam er jetzt mit den Seinen leider auch hier zu spät an dem Kaunitzberge an. Margarethe konnte nicht weiter, auch der hungernde Knabe war, vom Weinen erschöpft, in Sabinens Armen entschlummert. Die Lage der Unglücklichen war verzweiflungsvoll. Alle Häuser, in denen sie von dem Mitleide der Menschen noch Hilfe hätten erbitten können, waren verschlossen, zu spät schon die Stunde der Nacht, um irgendwo Einlaß zu finden. Mohr, auf den sie die einzige Hoffnung gebaut, war nirgends zu treffen — was sollten sie beginnen? Zwar verzog sich der Regen, und der Mond schimmerte wieder durch das zerrissene Gewölke

und durch die ziehenden Nebel, allein ihre Kleider waren durchnäßt, und der Wind strich eisigkalt und erstarrend durch die Straßen. Margarethe war einer Ohnmacht nahe, und wankte, von Sabinen geführt, nach der Steinbank, unter dem Vordache, um den erschöpften Gliedern einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Da entschloß sich Hollmann noch einmal den Versuch zu wagen und Mohr oder sonst einen mitleidigen Menschen aufzusuchen, der sich ihres Jammers erbarme. Zitternd schied er von den Seinen, und befahl ihnen seine Rückkunft zu erwarten.

Sabine war in der fürchterlichsten Lage. Das Übermaß solchen Jammers drückte sie zu Boden, ein Blick auf die leidende Mutter, ein Stöhnen des kranken Bruders, den der Fieberfrost in ihren Armen schüttelte, vermehrte die Folter ihres Herzens; schon war sie entschlossen nach ihrer alten Wohnung zurückzukehren und Benois um Mitleid anzuflehen.

Da dachte sie wieder an die fromme Würde ihres Vaters, sein in unverdientem Gram ergrautes Haupt stand drohend vor ihren Blicken und schaudernd bereute sie den in Verzweiflung gefaßten Vorsatz. Auch ihre Liebe zu Eduard und die Erinnerung an sein Geständniß hielt sie mit Allgewalt zurück. Zu ihm wollte sie jetzt, und zum erstenmale bei ihm um Hilfe bitten. Da nahten hastige Tritte, es war Mohr, den der Kommandant der Wache erkannt und sogleich seiner Haft entlassen hatte. In Lust und Jubel kehrte er jetzt nach seiner Wohnung zurück; doch wie erstaunt war er, als er auf seinem Wege den Bedienten Moriz fand, und aus seinem Munde er-

fuhr, daß Hollmann, dem Benois die Wohnung aufgesagt, dieselbe schon heute verlassen habe, und man wisse nicht, wohin er gegangen sei. „Mich jammert die arme Familie," fügte Moriz dieser Nachricht gleißend hinzu, „und ich möchte gerne gut machen, was mein Herr in einer üblen Laune an ihr verschuldete. Darum wollte ich jetzt, nachdem ich meinen Herrn zu Bette gebracht, noch zu Euch, weil ich vermuthete, daß sie sich an niemand andern gewendet haben werden." — „Herzensguter ehrlicher Junge," erwiederte Mohr und herzte arglos den Heuchler. „Ich muß dich küssen, wenn ich auch deinem Herrn die Pest an den Hals wünsche für seine Hartherzigkeit. „Aber," fuhr er sich plötzlich besinnend fort, „bei mir sind sie nicht, das weiß ich gewiß, denn erstens war ich nicht zu Hause, sondern bei einer Hochzeit, und zweitens marschirte ich von dort wider meinen Willen auf die Wachtstube."

„Wußte Hollmann, daß Ihr auf eine Hochzeit gingt," fragte Moriz.

„Ich hatte ihn selbst eingeladen," erwiederte Mohr, „allein der arme Mann ist ja ganz abgestorben für jede Unterhaltung, und blieb zu Hause. Ich wollte, er wäre nicht zu Hause geblieben, so wüßte ich doch jetzt, wo ich ihn finden könnte."

„Dann sucht er Euch vielleicht im Hochzeitshause," bemerkte Moriz.

„Ja, ja, du hast recht," entgegnete freudig der Treuherzige. „Darum nur geschwind, ehe sie sich vielleicht wo anders hinwenden."

Ungeduldig zog er den Verschlagenen fort, der, ein

treuer Genosse seines Gebieters, alles aufbot, dessen Leidenschaften zu unterstützen.

Benois hatte keineswegs den Plan auf Sabinen aufgegeben. Was er, durch Falks Einmengung verhindert, nicht errungen, den Triumph seiner Härte, das sollte sein Brief erzielen. Allein an Hollmanns schnell entschlossenem Charakter scheiterte auch dieser Anschlag, und knirschend hörte er, daß die Familie schon heute ihre Wohnung verlassen habe. Moriz, der seinen Herrn an List und Tücke noch übertraf, erbot sich endlich ihm hilfreiche Hand zu leisten, und mit Freuden nahm der Aufgeregte seinen Vorschlag an.

Mohr war erfreut die Verlassenen, wie es Moriz geahnt, an der Schenke zu finden. „Frisch auf, Mutter Margarethe, und ihr andern alle, ich bringe Hilfe," rief er, und eilte dem Begleiter voraus.

„Wenn auch Benois ein hartherziger Schurke ist, so ist doch sein Diener ein ehrenwerther Bursche, und ihr seid geborgen für heute Nacht, und will's Gott, auch für die folgenden Tage."

„Ich folge nur meinem Herzen," fiel Moriz ein, der indeß nachgekommen war. „Ihr Vater hat mir auch schon mit Freuden gedient, und jetzt kann ich vergelten," fuhr er zu Sabinen gewendet fort. „Darum hoffe ich, daß Sie meine Bitte erfüllen, und für heute Nacht von einer Wohnung Gebrauch machen werden, die ich Ihnen bei einem Bekannten ausmittelte."

Sabine dankte verlegen, ohne jedoch seinen Antrag, in dem sie keine Hinterlist vermuthete, um so mehr, da Mohr ihn unterstützte, abzulehnen. Ein Blick auf ihre

leidende Mutter beschwichtigte überdies noch jede übrige Bedenklichkeit, nur bat sie selbst hierbleiben, und die Rückkehr ihres Vaters erwarten zu dürfen.

Die beiden Männer führten jetzt Margarethen und den Knaben rechts die Straße hinab in ein Haus, in dem auf Morizens Bitte ihr sogleich Einlaß gewährt wurde. Ohnmächtig sank die Erschöpfte, als sie das warme Gemach betrat, in einen Stuhl.

„Ich will die Tochter holen," sprach Moriz dienstfertig zu dem alten Begleiter, „vielleicht erholt sich die Kranke leichter unter ihrer Pflege. Ihr bleibt indeß hier, bis ich auch den Vater bringe;" bat er, und verließ die Stube triumphirend, daß der Ausführung seines Anschlages der Zufall so günstig sei.

In ungeduldiger Hast eilte er zurück um Sabinen abzuholen, und seinem Werke die Krone aufzusetzen. Links in der Straße, an einem Hause, in dessen erstem Stockwerke noch ein Fenster matt erleuchtet war, blieb er stehen und hustete. Bald öffnete sich das Fenster und eine häßliche Alte fragte nach seinem Verlangen. „Herr Benois," rief er halb laut hinauf, und warf einen Beutel empor — „Herr Benois läßt Euch bitten ein Mädchen zu beherbergen, bis er selbst nachkommt! — Seid klug, sie ist etwas spröde!" „Schon recht!" flüsterte die Alte.

Befriedigt flog Moriz hinauf nach der Schenke, wo Sabine weinend ihren Vater erwartete. „Kommen Sie geschwind, Ihre Mutter ist unwohl," drängte er. — „Sie verlangt nach Ihnen. Ich eile sogleich zurück um Herrn Hollmann zu erwarten, und ihn zu Ihnen zu führen."

Angsterfüllt folgte das zitternde Mädchen, und in

wenig Augenblicken war sie in der Schlinge des Böse-wichts, der schadenfroh zu seinem Gebieter eilte, um ihm die Nachricht von dem Gelingen seines Anschlages zu bringen. Er traf ihn schon unter dem Hausthore in den Mantel gehüllt, seiner Rückkehr harrend.

Zufrieden hörte ihn Benois, befahl dem Diener, ihm in einer halben Stunde zu folgen, und eilte nach dem Platze, wo Falk ihn bereits mit Ungeduld erwartete.

„Endlich kommen Sie," sprach Eduard und zog den Degen. „Ich glaubte schon, Ihre Herausforderung habe Sie gereut." „Mit nichten Herr Volontair," versetzte Benois mit sarkastischem Lächeln. „Ich nehme nie Anstand einem jungen Naseweis für unberufenes Einmischen in fremde Angelegenheiten seine Lection zu geben. — Pariren Sie." Mit diesen Worten riß er den Degen hervor, warf den Mantel ab, und begann mit einem hitzigen Stoß das Gefecht.

Falk nahm alle seine Kraft zusammen, um durch des Gegners erneuerten Hohn seine Kälte nicht zu verlieren, — mit Gewandtheit und Fassung wehrte er seine Ausfälle ab — immer hitziger wurde der Franzose, wüthend gemacht durch des Gegners Ruhe, raffte er sich jetzt zusammen, um mit einem kräftigen Stoße den Zweikampf zu entscheiden, allein sein Fuß glitt aus, sein Körper verlor das Gleichgewicht und in blinder Wuth stürzte er in Eduards vorgehaltene Klinge.

Ein rauchender Blutstrom sprang in weitem Bogen aus einer breiten Halswunde empor und röchelnd wand sich der schwer Verwundete auf dem nassen Boden.

Entsetzt bog sich Eduard herab, ihm wo möglich

Hilfe zu leisten — da trug der Wind das Geräusch von nahenden Tritten zu seinem Ohre, und aufgeschreckt, von Schauern geschüttelt, entfloh er, den blutigen Degen unter seinem Mantel verborgen, nach seiner Wohnung.

Hollmann hatte indeß vergebens noch einmal den alten Freund in seiner Wohnung gesucht, wohin er noch nicht zurückgekehrt war — auch sonst hatte er überall nur verschlossene Thüren gefunden, und verzweifelnd wankte er zurück, um die traurige Nachricht den Seinigen zu bringen. Von der körperlichen Anstrengung und von Seelenleiden erschöpft, sank er jetzt an dem Gitter des Kaunitz-Gartens nieder, den Himmel um Erbarmen oder Tod anflehend. Da knarrte leise das Gitter, und eine tief verhüllte Gestalt trat heraus.

„Wer jammert hier in so später Nacht?“ fragte der Unbekannte, als er den kraftlos Zusammengesunkenen gewahrte.

„Ein Unglücklicher,“ stöhnte Hollmann und bemühte sich, emporzukommen. „Schutzlos, ohne Obdach irre ich mit meiner hungernden Familie in der kalten Nacht umher, und finde nirgends ein mitleidiges Herz und menschliches Erbarmen!“

„Wie heißt Ihr?“ fragte der Fremde wieder.

„August Hollmann,“ entgegnete der Gefragte. „Ich war einst Buchhalter in einem angesehenen Handlungshause. Der Fall desselben brachte mich in das Elend. Heute verließ ich mit Weib und Kindern meine Wohnung, die mir deshalb aufgekündigt wurde, weil meine gute Tochter die Anträge des Hausherrn zurückwies, der unser Unglück hartherzig mißbrauchen wollte.“

„Und wie heißt Euer Hausherr!“ forschte der Verhüllte weiter.

„Louis Benois, ein Emigrirter,“ berichtete Hollmann. „Doch helfen Sie mir, wenn Sie helfen können, in meiner höchsten Noth. Weib und Kinder warten im Freien, vom Regen durchnäßt, auf meine Rückkehr von einem Freunde, bei dem ich eine Zuflucht suchen wollte, der aber zum Unglück nicht zu Hause ist. Nur eine Unterstützung für die Jammernden, — ich will sie Ihnen abarbeiten — nur helfen Sie uns in der verzweiflungsvollen Stunde.“

Gerührt schlug der Fremde seinen Mantel aus einander. — „Ich werde mich von dem, was Ihr sagt, überzeugen,“ sprach er, und drückte einen Beutel in Hollmanns Hand. „Verdient Ihr Hilfe, so soll sie Euch werden.“ Ohne den Dank des Glücklichen abzuwarten, eilte er den Abhang hinab — und in wenig Augenblicken rollte ein Wagen in der Ferne.

Hollmann aber sank freudig auf seine Knie nieder, und dankte mit Thränen im Blicke dem Himmel für die unerwartet gefundene Rettung. Dann hob er sich rasch und neu gestärkt empor, um den Seinen die frohe Nachricht und Hilfe zu bringen, doch entsetzt prallte er zurück, als er den Platz an der Schenke leer fand. Unnennbare Angst füllte auf's Neue seine Seele. „Was ist geschehen?“ jammerte er, und irrte suchend auf dem Felde umher. Da stieß sein Fuß auf etwas am Boden, das ihn zum Falle brachte. Ein blanker Degen fiel in seine Hand.

Erschrocken starrte er nach der Gegend hin, und ge-

wahrte tief in der dunkeln Straße eine Gestalt, die sich eben an einigen Tüchern aus einem Fenster des ersten Stockwerks zur Erde niederließ.

„So wäre die gefundene Waffe in meiner Hand zu etwas andern bestimmt?“ überlegte der Betroffene, und wollte eben hinab, um dem Bedrohten Hilfe zu bringen, als durch das geöffnete Thor jenes Hauses Lichtschein und Menschen drangen. Die Schwebende hatte jedoch im nämlichen Augenblicke den Boden erreicht, und eilte verfolgt von den andern, und Hilfe rufend den Hügel herauf. Hollmann knickte entsetzt zusammen, als er Sabinen an der Stimme erkannte, und die stützende Hand tauchte in einen Blutstrom, der die Erde bedeckte. In demselben Augenblicke hatte auch Sabine, von dem Lichtschein hinter ihr geleitet, die Gestalt des Vaters erkannt, und stürzte athemlos zu ihm.

„Um Gotteswillen — retten Sie mich,“ ächzte sie. Da riß sich der Greis empor, und mit geschwungenem Degen trat er Moriz entgegen, der schon triumphirend sein entronnenes Opfer umschlingen wollte, doch erschrocken zurückprallte, als er den bewehrten Retter erblickte. Schnell wollte er entfliehen, doch sein Fuß strauchelte, und mit Entsetzen sank er auf eine Leiche nieder. „Hilfe, Mord!“ brüllte er, und langte nach Hollmann, der zähneklappernd beim Schimmer der Laterne den Todten und seine blutbefleckte Hand gewahrte. In der Umgegend wurde es lebendig, in allen Häusern flammten Lichter, und schon drangen mehrere Menschen bei Moriz's fortgesetztem Hilferufe von allen Seiten herbei.

„Retten Sie sich,“ flüsterte Sabine ihrem Vater zu,

und drängte ihn in das Dunkel zurück. „Es wird sich alles enthüllen, — doch jetzt fliehen Sie. Ich bleibe, denn für mich ist die Gefahr vorüber.“ Fast willenlos gehorchte Hollmann den Bitten seiner Tochter, und verschwand unaufgehalten in dem Dunkel der Nacht.

Indeß hatten sich immer mehr Leute herbeigedrängt, und auch die Wache war angekommen, die Ursache des nächtlichen Aufruhrs zu erforschen. Man hob den Leblosen von der Erde auf, und mit einem Ausruf des Entsetzens erkannte Moriz seinen Gebieter. „Hilfe für den Verunglückten und Fluch dem Mörder!“ schrie er, und drang auf Sabine ein. „Diese hat ihn entfliehen lassen, weil es ihr Vater ist.“ Mit grellen Farben erzählte er jetzt, während einige dem Entflohenen nachsetzten, die Ursache des Verbrechens, und nur das Einschreiten der Wache war vermögend, Sabinen vor Mißhandlungen gegen die empörte Menge zu schützen. Sie wurde unter Bedeckung nach der Stadt in Verwahrung geführt, und starke Runden durchstreiften die Gegend, um den Mörder aufzufinden.

4.

In einem einsamen Gemache, das einen Ausgang nach dem Garten hatte, saß noch der Fürst Kaunitz, dieser große Staatsmann und Diplomat, in tiefes Nachdenken versunken. Sein Kaiser, der ihn oft in später Nacht besuchte, um im Geheimen die Angelegenheiten seiner Länder mit ihm zu berathen, hatte ihn erst vor Kurzen verlassen, und still sinnend, dachte er jetzt über die Pläne und Vorschläge des eben so weisen und gerechten als gü-

tigen Monarchen nach, hoch geehrt durch dessen Vertrauen, und voll redlichen Willens, dasselbe auch durch die That zu verdienen. Da störte ihn plötzlich ein Geräusch in seiner Nähe. Betroffen sprang er von seinem Sitze auf, und eilte hinaus, um nach der Ursache des Lärmens zu forschen. Ein Mann lag an der Schwelle der Thür, und flehte, als er den Fürsten erblickte, mit rührender Stimme um Schutz und Rettung. Es war Hollmann. „Ich werde als Mörder verfolgt," sprach er, „doch Gott ist mein Zeuge, daß ich alter, kraftloser Mann schuldlos bin an dieser That. Man hat mich zufällig bei der Leiche eines Erschlagenen getroffen, einen Degen in der Hand, den ich auf jenem Platze gefunden hatte."

Der Fürst forschte kopfschüttelnd und mit bedenklichen Mienen nach dem Namen des Beschuldigten, und wies ihm das Gartenzimmer, an dessen Schwelle er ihn gefunden hatte, zum einstweiligen Aufenthalt an, denn eben nahte durch das Haus die Wache mit Lichtern.

„Ich will sehen, was sich in diesem Falle thun läßt," sprach er, als er hinter dem Eingetretenen die Thüre abschloß, und trat den Kommenden entgegen. Der Offizier entschuldigte sein nächtliches Eindringen mit seiner Pflicht, erzählte im Kurzen die Thatsache, wie er sie in der Eile selbst erfahren, fügte auch hinzu, daß die Tochter des muthmaßlichen Thäters bereits verhaftet sei, und bat dann um Erlaubniß, den Garten und die Nebengebäude durchsuchen zu dürfen.

„Ich werde Ihrer Pflicht nie im Wege stehen," erwiederte Kaunitz mit Ernst. „Verhält es sich so, wie

Sie sagen, dann kann ich dem Unglücklichen nicht helfen. Der Fall ist allerdings seltsam, und die Umstände beinzichtigen den Entflohenen auf das schwerste. Doch wird ihm Gerechtigkeit werden, denn noch ist der Beweis nicht hergestellt. Nehmen Sie hier den Beklagten in Verhaft, aber ich binde es Ihnen auf Ihre Ehre, daß man ihn gut behandelt. Für das Übrige werde ich sorgen.“ Mit diesen Worten öffnete er die Thüre des Salons, aus der Hollmann ihm jammernd zu Füßen stürzte. „Stehen Sie auf,“ gebot der Fürst mit mildem Ernste, „und vertrauen Sie auf die Gerechtigkeit unserer Gesetze, wenn Sie unschuldig sind. Ich will nicht glauben, daß Sie das Verbrechen begangen haben — ein Greis am Rande des Grabes ist solcher Thaten wohl schwer fähig. Allein fügen Sie sich in Ihr Schicksal, das nicht hart sein wird. Sind Sie schuldig, so habe ich meine Pflicht gethan, und Gott möge Ihnen helfen.“

Auf einen Wink des Fürsten übernahm die Wache jetzt den Gefangenen, und brachte ihn, in einem Wagen streng verwahrt, nach dem Stadtgerichte.

Ohne Ahnung dessen, was während der Zeit vorging, hatte sich Eduard Falk unruhig auf sein Bett geworfen. Die vergangenen Stunden erfüllten mit grellen verworrenen Bildern seine Seele, und scheuchten den Schlaf von seinen Augen. Sein Bewußtsein klagte ihn keines Verbrechens an; denn daß er das Gesetz übertreten, und der Herausforderung Benois zum Duelle Folge geleistet, entschuldigte für den sturmbewegten Augenblick seine Liebe zu Sabinen, die Pflicht für seine eigene Ehre, und tausend andere Gründe, womit der

Mensch eine Verirrung zu beschönigen pflegt. An Benois Tode war er noch weniger Schuld, denn er hatte sich ja nur vertheidigt, und keine der Blößen benützt, die ihm seines Gegners blinde Hitze gab, nur ein unglücklicher Zufall hatte den ganzen Vorgang so traurig entschieden. Und dennoch quälte ihn ein heimlicher Vorwurf, als er Tumult im Hause vernahm, und Benois leblos nach seinen Zimmern bringen sah; Angst folterte seine Seele, wenn auch eine Entdeckung des ganzen Vorfalles nicht zu befürchten war. Unter wechselnden stürmischen Gefühlen nahte endlich der Morgen. Eduard hatte den ersten Lichtstrahl ohne zu schlummern erwartet. Von Unruhe getrieben, eilte er jetzt hinauf zu Hollmann, um diesem sein bestandenes Abenteuer zu entdecken, und um seinen Rath zu bitten. Die Erfahrung des alten Mannes sollte ihn in seiner rathlosen Lage unterstützen. Auch wollte er mit ihm wegen Sabine reden, und um ihre Hand bei ihm anhalten. Allein mit Befremden fand er Hollmanns Wohnung versiegelt, und ein Nachbar berichtete ihm, daß er wegen einem mörderischen Anfalle auf den Hausherrn sammt seiner Tochter verhaftet sei. „Unmöglich," rief er von einer dunkeln Ahnung des Zusammenhanges tief ergriffen, „hier waltet ein entsetzliches Mißverständniß."

„Kein Mißverständniß, lieber Herr," entgegnete der Berichterstatter. „Alle Umstände sprechen für die Wahrheit. Herr Benois hat ihm gestern seine Wohnung aufgesagt, und Hollmann hat sie noch Abends mit den Seinen verlassen; warum, das weiß kein Mensch. In der Nacht aber fand man den Alten, ganz mit Blut besudelt, drü-

ben auf dem Kaunitzfelde bei dem Schwerverwundeten, und eine volle Börse in seiner Tasche, zu welcher er, das werden Sie doch selbst zugeben, auf keine ehrliche Weise gekommen sein kann!“

„Und doch ist es unmöglich — und doch ist Hollmann unschuldig,“ erwiederte Eduard heftig. „Gott, warum hat er mir nicht gesagt, daß ihn Benois aus dem Hause gestoßen. Es wäre nicht so weit gekommen.“

„Man weiß wohl, was die Ursache ist, daß Sie ihn durchaus unschuldig haben wollen,“ bemerkte mit scharfem Lächeln der andere. Allein Eduard würdigte ihn keiner Antwort, sondern eilte fort, um über den unheimlichen Vorfall nähere Nachricht einzuholen. Mohr trat ihm unter dem Thore mit angstentstellten Zügen entgegen. „Sagen Sie mir um aller Heiligen Willen, wo ist Hollmann und Sabine,“ fragte er, indem er ihn am Rocke faßte. „Die alte Margarethe und ich vergehen in Todesangst um ihn, und ein Gerücht läuft umher, daß — ach, du lieber Himmel, ich mag — ich kann das Entsetzliche — das Unmögliche nicht aussprechen.“

„Daß man ihn wegen eines Raubmordversuches sammt Sabinen verhaftet habe,“ ergänzte Eduard.

„Also doch wahr!“ stammelte der ehrliche Greis, und wankte zu einem Pfeiler, um sich aufrecht zu erhalten. „Heiliger Sebastian, was wird Margarethe sagen, wenn sie das hört — sie trifft der Schlag. Doch nein, noch glaube ich es nicht. Hollmann, der wackere Hollmann, mein ehrlicher Freund ist gewiß unschuldig.“

„Unschuldig, wie die Sonne — davon ist Niemand

mehr überzeugt als ich," versetzte Eduard. „Allein, daß man ihn wegen schwerer Beinzichtigung der That verhaftet, das ist gewiß. Wir müssen ihn retten."

„Das wird wohl schwer halten," sprach ein Vorübergehender, der ihr Gespräch mit angehört. „Selbst der Fürst hält ihn für schuldig, sonst hätte er ihn wahrlich nicht alsogleich dem Gerichte ausgeliefert."

„Welcher Fürst? und warum hat er ihn ausgeliefert?" fragten Eduard und Mohr zugleich.

„Der Fürst Kaunitz," berichtete der Gefragte. „Hollmann hatte sich, als ihn der Bediente des Angefallenen bei der Leiche entdeckte, den guten Augenblick ausersehen, war, ehe noch mehrere Leute herbeieilten, in der Finsterniß entwischt, und flüchtete in den Kaunitzgarten. Der Fürst war hinten in seinem Schreibzimmer noch wach- und arbeitete. Der Verfolgte versuchte auf gut Glück sich in einem anstoßenden Salon zu retten, und das war recht verschmitzt von ihm, denn in der Nähe Sr. Durchlaucht hätte ihn gewiß kein Mensch gesucht."

„Nun, und was geschah weiter?" drängte Eduard ungeduldig. „Das sollen Sie wohl hören," fuhr der Erzähler geschwätzig und mit einer Miene fort, der man es wohl ansah, daß er schon früher aufgestanden war, um recht bald seine wichtige Neuigkeit unter die Leute zu bringen. „Hollmann hatte in der Angst die Schwelle übersehen, und war deshalb niedergestürzt. Der Fürst, durch das Geräusch aufmerksam geworden, trat aus seinem Kabinete, und fand so den ungebetenen Gast, der ihm, Gott weiß was von seiner Unschuld, und von der Härte des Schicksals vorgejammert haben mochte.

Sie wissen, wie gütig dieser Herr ist, und deshalb gewährte er dem Bösewicht vor der Hand eine Zufluchtsstätte."

„Bösewicht? Donnerwetter, lassen Sie mich das nicht noch einmal hören," murrte Mohr, und machte eine drohende Miene gegen den Vorwitzigen; allein Eduard bat, den Bericht zu vollenden, und der Gefragte erzählte in der Kürze, denn Mohrs bedenkliche Bewegung hieß ihn eilen, wie Fürst Kaunitz, durch den Offizier der nachsuchenden Wache über den Vorfall belehrt, den Verbrecher selbst ausgeliefert habe. „Ich bin selbst dabei gestanden," schloß der geschäftige Erzähler, „und habe es mit eigenen Augen gesehen, daß der Fürst zurückwich, als hätte ihn ein Pestkranker berührt, als der Gefangene um Gnade bittend seine Knie umfaßte, und deshalb muß Hollmann wohl schuldig sein, denn ein solcher Herr muß das besser verstehen, als unser einer."

„Was ist jetzt für den schuldlos Verhafteten zu thun?" fragte Falk, als der Geschwätzige sich entfernt hatte.

„Ich weiß es bei meiner Seele nicht!" erwiederte Mohr, und zählte verblüfft die Knöpfe seines Rockes. „Wenn ich nur wüßte, wie ich's der Alten beibringen sollte. Wie gesagt, sie stirbt, wenn sie das Unheil hört."

„Gott bewahre, daß man ihr ein Wort sagt," sprach Eduard nachdenkend. „Eher gar nicht, bis ich zurückkehre," fuhr er nach einer Weile fort. „Ich eile jetzt zu dem Fürsten, um ihm zu beweisen, daß unser Freund unschuldig ist, nur ich kann es, und ich will es thun, wenn ich auch selbst zu Grunde gehen sollte."

„Was das nun wieder für ein Räthsel ist!" mur-

melte Mohr. „Ich weiß nicht mehr, woran ich bin, seit gestern Abends häuft sich ein Geheimniß auf das andere. Zuerst Moriz mit seinem freundlichen Erbieten, die Hinausgestoßenen unterzubringen. „Moriz, Benois Diener?“ unterbrach Eduard, von einem Gedanken ergriffen. „Was ist es mit diesem? Spielt dieser vielleicht auch eine Rolle in diesem Trauerspiele — vielleicht eine bedeutendere, als man glaubt? Was wissen Sie von ihm?“

Mohr erzählte den ganzen Vorfall von gestern Abends, wie Moriz ihn mit der alten Margarethe in einem fremden Hause allein gelassen, unter dem Vorwande, Sabinen zur Pflege der Mutter nachzuholen — und wie er nicht wieder gekommen sei, selbst bis zum Morgen nicht; und wie die alte Margarethe jetzt vor Angst um Gatten und Tochter fast vergehe. „Ich glaube selbst, daß der Schurke da einen schlechten Streich gemacht hat, den er jetzt mit guter Art auf einen andern schieben möchte,“ schloß er, „dafür sollen ihn aber auch alle Donner erschlagen.“

„An dem Tode Benois ist auch er nicht schuldig,“ erklärte Eduard bestimmt. „Doch ein anderes Verbrechen liegt hier gewiß im Hintergrunde. Indeß Gott wird mich stärken, daß ich den Knäuel entwirre und die Unschuld rette. Nur ich kann es, und deshalb eile ich zu dem Fürsten. Ihr erwartet indeß Nachricht von mir, ohne dem gebeugten Weibe auch nur etwas von dem Vorfalle zu sagen.“

Mit ungeduldiger Eile flog er jetzt nach seiner Wohnung zurück, und ehe noch eine halbe Stunde verflossen

war, stand er in dem Vorgemache des Ministers. Auf sein dringendes Verlangen einer geheimen Unterredung, wurde ihm sogleich Einlaß gewährt, und der Fürst empfing ihn mit freundlich ermunterndem Gruße.

Ohne Rückhalt, ohne auch das Kleinste zu verschweigen, erzählte ihm Eduard jetzt, was seit dem verflossenen Tage vorgefallen war, mit solcher Freimüthigkeit und solchem warmen Eifer, den Angeschuldigten auch auf seine eigene Gefahr zu retten, daß sich des Fürsten anfänglich strenger gewordene Miene zu dem sprechendsten Wohlwollen erheiterte.

„Sie scheinen ein edler junger Mann zu sein," sprach Kaunitz, als Eduard seine Erzählung geendet hatte. „Doch werden Sie bei Ihrer Aussage beharren, wenn ich Ihnen erkläre, daß Sie, als Übertreter des Duellgesetzes, das eine Herausforderung anzunehmen eben so streng verbietet und bestraft, als dieselbe zu machen, mein Gefangener sind?"

„Auch dann und in jedem Falle," erwiederte Falk bescheiden. „Ich bin Ihr Gefangener, obwohl mich mein Bewußtsein keinen Verbrecher nennt. Nur eine Bitte würde ich noch wagen, es ist die um eine Audienz bei unserem gnädigsten Monarchen."

„Und wozu soll diese führen?"

„Ich weiß es selbst nicht," versetzte Eduard. „Allein mich drängt es, dem milden Vater meine Schuld selbst zu bekennen, und die Triebfedern, die mich geleitet. Vielleicht, daß er mich dann milder richtet. Wenigstens würde mich diese Gnade mein Schicksal leichter tragen lassen."

„Sie soll Ihnen werden, schon um der Freimüthigkeit Willen, mit der Sie sich selbst anklagen," erwiederte der Fürst. „Ich darf Ihnen sagen, daß auch ich mich deshalb für Sie verwenden werde. — Doch wo befindet sich jetzt die Familie des Verhafteten?"

„Die Mutter wartet mit dem jüngsten Kinde in Todesangst um den verschwundenen Gatten in der Wohnung seines Freundes, eines armen Lohnbedienten, der seit lange schon eine Stütze der Verarmten geworden ist," berichtete Falk. „Die ältere Tochter wurde mit dem Vater verhaftet. Ein Bubenstück Benois und seines schurkischen Dieners scheint sie in den Vorfall verwickelt zu haben."

„Und glauben Sie, daß durch Ihre Selbstanklage der Beschuldigte sogleich seiner Haft zu entlassen sei?" fragte scharf der Fürst.

„Ich hoffe es von der Milde des Kaisers."

„Doch nicht von der Vorsicht der Gesetze, junger Mann! Darum schreiben Sie dem bekümmerten Weibe, daß sie um ihren Mann nicht besorgt sein soll, wenn er auch bis zur Beendigung der Untersuchung, die etwas schwierig sein möchte, von ihr getrennt sein müßte, und schließen Sie diese Note bei, damit sie indeß sammt ihrem gegenwärtigen Beschützer vor Mangel gesichert sei."

„Ich habe in diesem unangenehmen Ereignisse doch auch edle und gute Menschen kennen gelernt," fuhr er fort, „und schätze mich glücklich meinem großen Monarchen mit dieser Nachricht das Unangenehme meines Berichtes mildern zu können. Harren Sie indeß in diesem Kabinete als Arrestant auf meine weiteren Befehle."

Eduard gehorchte und trat in das Nebengemach. Eilig riß er jetzt ein Blatt aus seiner Schreibtafel und schrieb an Mohr:

„Trösten Sie Margarethen! Der Thäter ist ent„deckt. Wenn Hollmann auch bis zur Beendigung der „Untersuchung in milder Verwahrung bleiben muß, „sie soll sich keine Sorge machen. Dies auf Befehl „des Fürsten Kaunitz nebst der beifolgenden Banknote „von seiner Gnade. Eduard Falk."

5.

Im Saale des Stadtgerichtes versammelten sich die Richter, um Hollmann und Sabine über den Vorfall der vergangenen Nacht zu vernehmen. Niedergebeugt von Elend, Gram und Krankheit, doch furchtlos erschien der Greis vor den Schranken. Gefaßt und ohne Beben erwartete er jede Frage über das Geschehene, und beantwortete sie mit jener Wahrheit, die der Unschuld so eigen ist. Nur als man ihm die in seiner Tasche vorgefundene Börse mit der Frage vorlegte: „Ob sie dem Verwundeten gehöre," stutzte er einen Augenblick, denn es befremdete ihn, daß man aus diesem Umstande einen Beweis gegen ihn zu schöpfen suchte. „Ich habe sie von einem Unbekannten erhalten, der mich erschöpft am Gitter des Kaunitzgartens niedergesunken fand, und Mitleid mit meinem Jammer fühlte," erwiederte er endlich gesammelt. Die Richter schüttelten bedenklich die Köpfe, und auch Hollmann fühlte, daß sein Unvermögen, über den Empfang des Geldes sich genau ausweisen zu können, seiner Lage eine bedenkliche Wendung geben müsse.

In diesem schrecklichen folternden Bewußtsein wurde er nach seinem Gefängnisse zurückgebracht, und Sabine erschien vor den Richtern.

Leichenblaß und zitternd wankte das scheue Mädchen in die Versammlung — doch überhauchte glühende Röthe die in der Angst der vergangenen Stunden erbleichten Wangen, als man, nach der Ermahnung zur strengsten Wahrheit, ihr die ersten Fragen vorlegte. Sie hatte ja so manches zu entdecken, wovon die züchtige Scham der reinen, unschuldigen Jungfrau schon im stillen Erinnern des Geschehenen erglühen mußte, wie viel mehr, wenn sie es ohne Verhehlung sagen sollte in dem ernsten Kreise, in dem jeder Blick mit wechselvollem Ausdrucke auf sie, und nur auf sie gerichtet war. Allein sie fühlte, daß sie an dieser Stätte nur durch rücksichtslose Wahrheitsliebe gewinnen, daß ihr Geständniß vielleicht auch ihren Vater retten könne, und war entschlossen, alles zu sagen, was sie wußte. Ohne Rückhalt, und ohne die Fragen abzuwarten, berichtete sie alles, was mit ihr seit jenem Augenblicke geschehen war, als sie Benois Wohnung betrat, bis zu jenem Augenblicke, als Benois Diener und Mohr ihr die Mutter und den Bruder entführten, und ersterer unter dem Vorwande zurückgekehrt war, sie zur Pflege der Erkrankten nachzuholen.

„Ich folgte arglos und nur um die Unglückliche besorgt, dem Schändlichen," fuhr sie fort, und barg verschämt das Antlitz in ihr Tuch. „Hier werden Sie die Mutter finden," sprach Moriz, als wir vor der geöffneten Thür eines Hauses anlangten, aus dem uns ein altes häßliches Weib entgegen kam, um mir die Treppe

hinaufzuleuchten, während Moriz nach dem Platze zurückeilte, wo ich die Rückkehr des Vaters erwartet hatte. Meine Führerin, die mit süßer Freundlichkeit mir sonderbar zusprach, brachte mich nach ihrer Wohnung, in der sie mir ein Nebenkabinet anwies. In der Hoffnung, meine Mutter dort zu finden, eilte ich in dasselbe, doch mit Entsetzen errieth ich Benois schändlichen Plan, als ich das Stübchen leer fand und hinter mir die Thüre abschließen hörte. Vergebens suchte ich durch Bitten und Drohungen die Alte zum Aufmachen zu bewegen, sie widersetzte sich hartnäckig, und redete mir zu, kein Aufsehen zu machen und ein Glück zurückzuweisen, das man mir entgegenbrächte.

Verzweifelnd rang ich meine Hände, und bat den Himmel mich zu beschützen, da jede menschliche Rettung für mich verloren schien. Endlich faßte ich den Entschluß aus dem Fenster zu steigen, das ich leise und vorsichtig öffnete. Da drang das Klirren von Waffen an mein Ohr, dann wurde es wieder stille, und endlich nahte eine Gestalt dem Hause, in der ich bei dem hinabfallenden Schein des Lichtes den Bösewicht Moriz erkannte. Schon hörte ich seine Tritte auf der Stiege, da ergriff mich die Angst des Todes, mit verzweifelter Stärke schob ich einen Kasten vor die Thüre, dem Kommenden seinen Eintritt zu verwehren. Doch mit der verächtlichen Kupplerin im Bunde, und durch sie von meinen Drohungen unterrichtet, versuchte dieser die Thüre mit Gewalt aus den Angeln zu drücken. Schon sah ich mich verloren, schon krachten die Riegel, der Kasten wankte, — da riß ich — der Himmel gab mir den Gedanken in die

Seele, — einige Bettücher ab, knüpfte sie in der Eile an einander, befestigte sie an dem Fensterkreuze, und wagte es, mich auf die Straße hinabzulassen. Es war die höchste Zeit, denn kaum schwebte ich draußen, als schon die Thüre zusammenbrach, der Kasten niederstürzte und Moriz mit seiner Helferin eindrang. Ich hörte nur noch seine Verwünschungen, denn pfeilschnell glitschte ich nieder. Doch kaum hatte ich den Boden erreicht, als auch der Verfolger schon aus dem Thore eilte. Ich nahm alle Kraft zusammen, um dem Rüstigen einen Vorsprung abzugewinnen, und glücklich gelang es mir von ihm unerreicht bis auf die Anhöhe zu kommen. Bei dem Schimmer einer Laterne erblickte ich dort eine menschliche Gestalt, und eilte hin, sie um Schutz anzuflehen. Es war mein Vater — der einen bloßen Degen in der Hand kraftlos auf der Erde kniete. Moriz, der mich hier erlangte, stürzte über die Leiche seines Gebieters, die im Blute schwimmend auf dem Boden lag, und schrie Mord und Hilfe — da erkannte ich wohl, welcher schreckliche Verdacht meinen Vater treffen könne, und drängte ihn zur Flucht, allein ich bin überzeugt, daß er unschuldig ist, so wahr mich Gott hört."

Die regste Theilnahme war in allen Zügen sichtbar. „Es ist ein Bubenstück ohne Gleichen," sprachen die Richter, als man auf einen Wink Sabinen entfernt hatte, und beriethen sich, welche Maßregeln sie ergreifen sollten, um am sichersten die Wahrheit zu erforschen, denn die vorgenommenen Verhöre waren keineswegs geeignet, den alten Hollmann nur im Entferntesten zu rechtfertigen; vielmehr mußten sie den Verdacht, der ihn traf, noch mehr

vermehren. Seine Flucht und noch mehr die bei ihm gefundene Börse, die Erzählung seiner hilflosen Lage, und Benois Benehmen gegen ihn und Sabinen, das ihn, besonders wenn er das letztere erfahren hatte, leicht zur Rache entflammen und zur schweren That bestimmen konnte, das alles häufte sich zur gräßlichsten Anklage des Schuldlosen zusammen. Bestand ja doch auch des Beklagten Aussage auf nichts als leeren Hinweisungen, auf Zufälligkeiten, deren Erweisung kaum in dem Gebiete des Glaublichen lag. Dazu fehlte noch alle Möglichkeit, Benois Aussage zu vernehmen, der für todt von dem Platze weggetragen, doch bald unter den Händen der schnell herbeigeeilten Ärzte sich wieder erholt hatte. Seine Wunde war jedoch gefährlich, und er lag der Sprache wahrscheinlich durch einen hinzugetretenen Schlagfluß und seines Bewußtseins durch die Heftigkeit des Wundfiebers beraubt, unfähig die geringste Auskunft von dem Vorgefallenen zu geben, in seinem Hause. Auch aus den Verhören, die man mit dem Diener Moriz und dem alten Mohr veranstaltete, ergab sich zwar die Richtigkeit von Sabinens Erzählung, jedoch keineswegs etwas Näheres über Hollmanns Verbrechen.

Die öffentliche Audienz war indeß vorüber, und Kaiser Joseph hatte sich eben in sein Kabinet zurückgezogen, als der Fürst Kaunitz, der, als sein treuester Rathgeber, stets freien Einlaß hatte, zu dem Monarchen trat. In der Kürze meldete er den Vorfall der gestrigen Nacht dem Erstaunten, und bat zugleich für Falk um die Gnade einer Privataudienz. „Wenn auch dem Gesetze seine Kraft bleiben muß," fügte er hinzu, „so kann

doch die Majestät den Verirrten hören, der übrigens ein edler junger Mann, und nur vom Augenblicke hingerissen zu sein scheint. Seine Selbstanklage verdient eine Berücksichtigung, und zeichnet seinen ganzen Charakter."

„So mag er kommen," gebot der Kaiser mit Ernst, und der Fürst eilte, den im Vorgemache Harrenden zu rufen.

Falk warf sich dem Herrscher zu Füßen, und bekannte auch ihm mit jener Offenheit, die schon den Fürsten Kaunitz für ihn gewonnen hatte, den ganzen Hergang des Duells.

„Der verhaftete Hollmann ist unschuldig," schloß er, „nur der Himmel kann es wissen, welche Verkettung von Umständen diesen Verdacht auf ihn gewälzt. Darum flehe ich um Gnade für ihn zu der Gerechtigkeit meines Kaisers."

„Gerechtigkeit soll ihm werden, — und auch dir," erwiederte der Monarch mit mildem Ernste, und suchte in seiner Schreibtafel. „Hollmann heißt der Angeklagte?" fragte er nach einer Weile den Fürsten, „August Hollmann?"

„Ja, August Hollmann," versetzte Eduard. „Er war einst Buchhalter in einem angesehenen Handlungshause, dessen Sturz ihn in das Elend brachte."

„Ich will, daß man mir die Verhandlungen in seiner Angelegenheit vorlege," fuhr Joseph fort. „Sie werden das veranlassen, lieber Kaunitz, und du," er klingelte, „junger Mann, bringst dem Polizeiminister dies Papier." Der Monarch übergab ihm mit diesen Worten ein in der Eile geschriebenes Billet, und befahl dem eben eingetre-

tenen Gardeoffizier, den jungen Mann zum Minister zu begleiten.

Eduard gehorchte dem Winke des Herrschers, vor dem er sich noch einmal niederwarf, seine Bitte um Holmanns Freiheit zu wiederholen. Allein Joseph hatte ihn nicht ausreden lassen. „Baue auf das Recht, das die Gesetze Jedem gewähren," sprach er, „aber zittere, wenn dir bloß die Liebe zu der Tochter des Angeklagten diesen Vorwand eingegeben."

Von Hoffnung die Brust erfüllt, und beruhigt verließ Eduard das Kabinet. Er hatte zwar Ernst und Strenge in der Miene des Monarchen gelesen, doch keine Schrecken. Josephs Milde hatte sich ja in jedem seiner Worte ausgesprochen, und noch mehr beruhigte ihn das Vertrauen des Monarchen, das er ihm dadurch bewies, indem er den Übertreter seiner Gesetze frei, nur von einem Offiziere begleitet, der nicht ahnen konnte, wen er führe, zum Polizeiminister bringen ließ.

Hastig erbrach dieser das Billet, das er beim ersten Blicke erkannte, las bedachtsam seinen Inhalt, und betrachtete lange mit scharfem Blicke den Überbringer.

„Ich habe den Auftrag, Sie dem Kriminalgerichte zu übergeben, und selbst die Führung Ihrer und der Hollmann'schen Angelegenheit zu überwachen."

Mehrere Tage waren indeß verflossen, und Falk hatte mit ruhiger Erwartung dem nächsten Verhöre entgegengesehen. Auch Hollmann ergab sich still duldend in sein Schicksal, und trug alle Zweifel der Ungewißheit, die in seiner traurigen und verwickelten Lage seine Brust folterten, mit Fassung und Mäßigung. Nur Sabine

weinte unabläſſig in dem dunklen engvergitterten Gemache, in das man ſie gebracht hatte. Ihr fiel alles ſo ſchwer auf das Herz und nur ſich maß ſie die Schuld an dem Unglücke der Ihren bei. Warum hatte ſie ſo ſtrenge Eduards oft wiederholtes Anerbieten der Hilfe zurückgewieſen, warum hatte ſie in dem letzten entſcheidenden Augenblicke, in dem ſie das Geſtändniß ſeiner Liebe vernommen, und mit jungfräulicher Scham erwiedert hatte, als Benois Brief ihren Vater beſtimmte das Haus zu verlaſſen, nicht noch an ihn ſich gewendet, und dadurch ſo vielem Unglücke vorgebeugt. Die ſchwere Eiſenpforte mit den gewaltigen Schlöſſern und Riegeln ſchien ſie von der ganzen Welt, ſchien ſie ſogar von dem Himmel abzuſchließen, an dem bisher noch mit unerſchüttertem Vertrauen ihr gläubiges Herz gehangen hatte. Die grauen, todten Steinwände ihres Gefängniſſes hörten ihre Klagen und ihre Gebete für die Rettung des Vaters, und ſchienen ihre Leiden mitzufühlen, wenn ein Sonnenſtrahl, der ſich durch das mit Spinnengewebe bedeckte Gitter ſtahl, ſie mit unſicherem Schein überhauchte. Nur mit Entſetzen dachte ſie an ihren Vater, und ihre durch das unheimliche Dunkel, und durch die tiefe Einſamkeit aufgeregte Einbildungskraft malte ihr ſeine Lage mit den ſchauerlichſten Farben.

Der Prozeß ging indeß ſeinen Gang fort, und die Geſtaltung der Erhebungen forderte die Konfrontirung der Verhafteten.

Es war ein ergreifender Anblick, als Eduard auf einen Befehl des Präſidenten nach Beendigung ſeines Verhöres die Thüre ſich öffnen, und den alten Hollmann

mit zitterndem Fuße in den Saal wanken sah. Gerne wäre er dem Schwachen zu Hilfe geeilt, um ihn zu unterstützen, gerne wäre er an seine Brust gesunken, und hätte ihm die nahe Hoffnung seiner Rettung gebracht, allein ein Wink seiner Richter gebot ihm Ruhe und Fassung.

„Kennt ihr diesen Mann?“ fragte der Richter den Greis, der, als er den Jüngling gefangen vor den Schranken erblickte, erstaunt zurückprallte. „Ich kenne ihn!“ war seine Antwort. „Er war mein guter Nachbar, der mir manchen frohen Augenblick verschafft durch seinen freundlichen Zuspruch, wenn mich mein Elend zu erdrücken drohte. Herr Falk, um Gotteswillen, wie kommen Sie hieher?“ Eduard wollte antworten, allein der Präsident ermahnte zur Ruhe, und der Richter fuhr in seinen Erhebungen fort, bei denen sich die Mienen der Beisitzer stets mehr erheiterten.

Hollmann kehrte betroffen, jedoch nicht ganz ohne Hoffnung in seinen Kerker zurück; denn wenn er sich auch den Zusammenhang nicht erklären konnte, der Eduard vor das Gericht gebracht, so hatte er doch in den Mienen der Richter gelesen, die ein Einverständniß vermuthet, oder Eduards Selbstanklage der Liebe zu Sabinen zugeschrieben, und in der That des jungen Mannes nichts anderes als das Opfer einer leidenschaftlichen Schwärmerei gesehen hatten. Diese Vermuthung schien jedoch grundlos nach der Aussage beider, und durch das Zusammenhalten der Umstände. Nun sollte nur Sabine noch dem Jünglinge vorgestellt werden. Mit hochklopfendem Herzen erwartete sie Eduard. Da trat sie herein in

den Saal von Gram gebleicht, wankend und mit sichtbarem Beben. Der Glanz ihres schönen blauen Auges war vom häufigen Weinen erloschen, welk ihre Lippen, eingefallen die Wange — sie hatte in ihrem Schmerze um Jahre gealtert. Eduard konnte sich nicht halten. Ohne auf seine Umgebung und auf den Ernst der Stunde mehr zu achten, eilte er ihr entgegen, und preßte sie schluchzend an sein Herz. „So muß ich Sie wieder sehen," klagte er, und drückte, als traue er seinen Blicken nicht, die Hand auf seine Stirne.

Fast mit Gewalt mußte man sie von einander trennen, um die Handlung des Gerichtes fortsetzen zu können. Auch Mohr und Moriz wurden dem Mädchen vorgestellt, und befriedigter schlossen die Richter heute das Protokoll. Nur Benois Aussage fehlte noch, um den beschuldigten Hollmann von dem Verdachte des Mordversuches freizusprechen. Allein wenn auch dieses entschieden war, so blieb noch immer die Enthüllung eines anderen Verbrechens übrig. Wie war Hollmann zu der reichgefüllten Börse gekommen? durfte man seiner Aussage trauen, daß er sie von einem Unbekannten als Almosen erhalten? Das war zu unwahrscheinlich, denn in der Börse hatten sich nebst einer beträchtlichen Menge Silberstücken noch einige Dukaten vorgefunden, und dieser Betrag war für ein Almosen offenbar zu groß. Hatte Hollmann sie dem bis zum Tode verwundeten Benois entwendet, so war das ein Verbrechen, das immer noch die strengste Ahndung verdiente.

Allein wie sollte man hier Gewißheit erlangen? Hollmann blieb stets hartnäckig bei seiner Aussage, und

war hierin auf keinem Widerspruche zu betreten. Ein Billet an den Präsidenten, das so eben ein Hoffourier überbracht hatte, und das von Kaunitz gefertigt war, unterbrach endlich die Berathung, indem es den Präsidenten unverzüglich nach Hofe berief, um über die bisher in Hollmanns Sache gepflogenen Verhandlungen mündlichen Bericht zu erstatten, denn Fürst Kaunitz, der indeß, so viel es ihm möglich war, über den ganzen Vorfall Nachrichten eingeholt, hatte den Kaiser wiederholt an Hollmann erinnert.

Mit erheiterten Zügen kehrte der Präsident schon nach einer Stunde zurück. „Hollmann ist gerechtfertigt des Geldes wegen. Der Beutel ist ein Geschenk Sr. Majestät, das der Allergnädigste, gerührt von dem Elende des Unglücklichen, ihm, wie er ausgesagt, an dem Thore des fürstlich Kaunitzischen Gartens gemacht hat. Ich habe den Auftrag ihn in einer leichten Verwahrung und bequemen Versorgung bis zur Möglichkeit des Urtheils zu halten, seine ganz schuldlose Tochter jedoch alsogleich in Freiheit zu setzen. Auch wird dem Inquisiten gestattet seine Familie des Tages über bei sich zu sehen.“

Hollmann und Sabine wurden sogleich wieder vorgerufen, und ihnen nach dem Willen des Kaisers eröffnet, daß Hollmann zwar vorläufig des Verdachtes enthoben, dennoch bis zur vollen Herstellung aller Beweise in leichter Haft zu belassen, Sabine jedoch gänzlich in Freiheit zu setzen sei.

Wer vermöchte die Szene zu schildern, welche diese Nachricht hervorbrachte. In allen Augen glänzten Thränen der Rührung, als Sabine ihrem gerechtfertigten

Vater mit kindischem Jubel an den Hals stürzte und mit Küssen zu ersticken drohte, als der Greis mit thränennassem Auge auf seine Knie niedersank, und im wortlosen Gebete dem Allwissenden für seine Rettung dankte. Es war ein herrlicher, herzerhebender Anblick, an einer Stätte, wo sonst nur des Verbrechens scheue Furcht des niederschmetternden Ausspruches harrt, die gerechtfertigte Unschuld mit der Verklärung des Himmels freudig dankend, und die ernsten Richter, in den schönen Anblick versunken, seit lange wieder ihres schweren Amtes sich freuen zu sehen. —

Mit erleichtertem Herzen eilte jetzt Sabine zu Mohr, um ihrer Mutter die ersehnte Kunde zu bringen. Nur eines quälte sie noch, und das war der Zweifel über Eduard, und die Ungewißheit über die Ursache seiner Verhaftung. Sollte er der Mörder sein? Nur mit Entsetzen wagte sie diesen Gedanken zu denken, und doch mußte sie ihn denken, wenn sie sein Erscheinen als Gefangener mit der schnellen Rechtfertigung ihres Vaters in Verbindung brachte. Vergebens suchte sie um die Erlaubniß nach, mit ihm sich unterreden zu dürfen, und diese Verweigerung, so wie die strenge Bewachung des Geliebten drängte ihr die schreckliche Überzeugung auf, daß man Eduard für den Thäter halte.

Von dem Fürsten Kaunitz auf das großmüthigste unterstützt, verlebte Sabine mit ihren Eltern und dem theilnehmenden Mohr, der es sich nicht nehmen ließ dem noch gefangenen Freunde täglich selbst eine kleine Erquickung zu bringen, noch zwei Monate in stets wachsender Sorge um den Freund, der sich für die Ihren so groß-

müthig geopfert hatte. Endlich gelang es den unabläſſigen Bemühungen der Ärzte den verwundeten Benois ſo weit wieder herzuſtellen, daß man ihn in ſeiner Wohnung verhören, und Falk vorſtellen konnte, und ſchon nach einigen Tagen verſammelte ſich der Kriminalſenat, um das Urtheil über Auguſt Hollmann und Eduard Falk auszuſprechen.

Mit erhebender Würde erſchienen die Gefangenen, vor dem Tribunale ihre Ausſagen zu beſtätigen. Nur Falk verlor auf einen Augenblick die Faſſung, als man ihm das Protokoll zur Unterſchrift vorlegte, denn ein Gedanke an die Geliebte erſchütterte ſeinen Muth, und die Ergebung, mit welcher er ſein Schickſal zu tragen beſchloſſen hatte. Doch bald hatte er ſich wieder geſammelt, und erwartete ruhig den Ausſpruch der Richter, der Hollmann als unſchuldig an der Verwundung Benois in Freiheit ſetzte, ihn aber wegen freventlicher Verletzung des Duell-Mandates durch Annahme einer Herausforderung und Stellung zu einem Zweikampfe, ſo wie auch wegen ſchwerer Verwundung des Herausforderers zur zweijährigen Strafe der Feſtung verurtheilte, und ihm den Spielberg zum Orte der Strafe anwies.

„Denken Sie meiner mit Schonung, und bringen Sie Sabinen meinen letzten Gruß,“ ſagte er leiſe zu Hollmann, als ſie den Saal verließen, und eine Thräne drängte ſich in ſein Auge. Hollmann aber gab ihm mit ſchluchzender Stimme ſeinen Segen mit auf den ſchweren Weg, den ihn ſein Schickſal führte. „Ich werde Ihrer nie vergeſſen,“ ſprach er mit erſtickter Stimme, „denn wenn auch Ihre Liebe für uns Sie zu einer That hinriß,

deren Folgen ich tragen sollte, so haben Sie sich doch edel für uns geopfert, Sie haben die Unschuld gerettet, die Sie schon damals beschützten, als Sie mit Benois in die Schranken traten. Stärke dich der Himmel mein Sohn!" schloß er, ihn umarmend, „und lasse er dich bald wieder frei zurückkehren in unsere Arme."

Falk ging der Festung mit der Ruhe des Mannes entgegen, der in dem Bewußtsein seiner Schuld sich mit starkem redlichen Sinne auch ihrer Sühnung unterwirft.

Gegen seine Erwartung fand er jedoch ein milderes Loos, denn die Gnade des Kaisers, der überall die Gerechtigkeit mit Milde zu verbinden gewohnt war, wo es der Fehlende verdiente, hatte dem Kommandanten Schonung empfohlen, und schon nach vier Monaten schlug dem Gefangenen die Stunde seiner Befreiung. Mit Thränen schied er von dem Befehlshaber, der auch ohne den Auftrag seines Monarchen, den jungen feingebildeten Mann liebgewonnen und ihm manches Gute erwiesen hatte, was nicht in seiner Ordre stand; auch die Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Geliebten trieb ihn fort, und schon nach einigen Tagen hatte er Wien erreicht. Sonderbare Gefühle erfüllten seine Brust, als er über den herbstlich falben Auen vom Glanze der abendlichen Sonne beschienen, den Stephansthurm wieder sah. „Was wird Sabine machen?" dachte er, und stärker klopfte sein Herz. „Ob sie wohl meiner mit Liebe gedenkt — ob sie mich nicht haßt, weil ich Blut vergossen habe um ihretwillen?"

Unter solchen Gedanken und Zweifeln war er von seinem Wagen gesprungen, hatte dem Kutscher befohlen

langsam vorauszufahren, und schritt nun sinnend und ganz seinen Gefühlen sich überlassend der Brücke zu.

Da stürzte mit lautem Freudenrufe ein Mann an seine Brust, und drohte ihn mit Küssen zu ersticken. Es war Hollmann. Durch einen Zettel ohne Unterschrift hatte er Eduards Begnadigung und seine Rückkehr nach Wien erfahren. Schon eine Woche lang war er täglich vor die Taborlinie gegangen, um der erste zu sein, der ihn wieder in der Heimat empfangen sollte. Wie ein Vater den langentbehrten Sohn liebkoste er jetzt den Jüngling, dessen kräftiges blühendes Aussehen ihn über das Schicksal der vergangenen Monate beruhigte. „Was macht Sabine?“ fragte der Glückliche nach dem ersten Sturme des freudigen Willkommens.

„Sie hat viel um Sie geweint,“ erzählte Hollmann, „doch seit wir die Nachricht von Ihrer Befreiung erhalten, kann sie die Stunde Ihrer Rückkehr nicht erwarten.“

„Und sie haßt mich nicht um meines Schicksals Willen?“ fragte Falk wieder.

„Hassen? was Ihnen einfällt,“ versetzte Hollmann. „Sind Sie nicht eben dadurch mein Befreier geworden? Wären Sie weniger edel gewesen, und gleich nach dem unglücklichen Duell entflohen, so schmachtete ich und mein Kind vielleicht noch von dem schrecklichsten Verdachte belastet im Gefängnisse, während mein Weib und mein Sohn dem unverdienten Elende erlegen wären. Verdanken wir Ihnen nicht auch die überreiche Unterstützung des Fürsten Kaunitz, durch die sich unsere Umstände so sehr verbessert haben? Wie könnten wir Sie

hassen, der Sie sich freiwillig der Strafe aussetzten, und so der erste Gründer unseres bessern Looses wurden.“

Wirklich hatte Hollmanns Freilassung und die Nachricht von dem Zusammenhange des ganzen Vorfalles, die sich mit Blitzesschnelle unter dem Volke verbreitete, dem schuldlos Angeklagten allenthalben die regste Theilnahme zugewendet. Man wetteiferte um Hollmann zu unterstützen, und ihn durch Geschenke für die ertragenen Leiden zu entschädigen. So war seinem Mangel bald abgeholfen, und mit Mohr, dem redlichen Freunde, hatte er eine Wohnung gemiethet, in welcher er zufrieden mit den Seinen lebte.

Eduard, der vor Ungeduld brannte, Sabinen zu sehen, bat jetzt Hollmann, mit ihm den Miethwagen zu besteigen. Allein dieser zeigte auf eine Hecke, hinter welcher das Mädchen seiner Seele voll Ungeduld den Geliebten erwartete. Ein Ausruf des Entzückens und Eduard lag an Sabinens Brust. Hollmann aber, durch seine Tochter von ihrer Liebe und von Eduards Geständnisse unterrichtet, legte von dem Augenblicke fortgerissen segnend seine Hände auf seine glücklichen Kinder, und kehrte mit ihnen im stillen Triumphe nach der Stadt zurück.

Alles drängte sich herbei, um den jungen Falk zu sehen, als man seine Ankunft vernommen hatte, doch diesem wurde das Aufsehen lästig, und schon nach einigen Tagen, als er dem Fürsten Kaunitz seinen Dank gebracht, reiste er nach Ungarn zu seinen Verwandten ab, um dort seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen,

und Sabine als seine Gattin sammt den Ihren recht bald nachholen zu können.

Sechs Jahre waren bereits verflossen. Niemand dachte mehr an die eben erzählten Vorfälle, denn der Feldzug gegen die Pforte hielt jeden in ängstlich gespannten Erwartungen an den Schauplatz gefesselt, auf dem der große Laudon seine unsterbliche Rolle spielte. Da fuhr eines Morgens mit Schweiß und Staub bedeckten Pferden ein Kourier in die erwartungsvolle Stadt mit der frohen Kunde, daß Belgrad, der Schlüssel des Reiches, dem Feinde genommen sei. In freudiger Überraschung empfing der Kaiser den Überbringer der glücklichen Nachricht, und erbrach eilig das Schreiben seines Feldherrn, das nebst dem umständlichen Berichte über das Vorgefallene, zugleich eine Empfehlung des Überbringers enthielt, der bei dem allgemeinen Sturme mit seiner Abtheilung, trotz dem mörderischen Feuer der Türken, zuerst einen Vorderwall erstiegen, die kaiserliche Fahne aufgepflanzt, und gegen die zum Entsatz herbeiströmenden Feinde das genommene Werk so lange vertheidigt hatte, bis die Kolonnen im Hauptsturme die Werke erstiegen hatten.

„Sie heißen?“

„Eduard Falk,“ — unterbrach im Drange der Gefühle, die des Monarchen Zufriedenheit in des feurigen Mannes Seele aufgeweckt, der Gefragte. „Der nämliche, den einst Euer Majestät mit so vieler Gnade überhäuften, da er als Verbrecher an dieser Stelle stand.

Ich habe jenen Fehler gut zu machen gesucht, und werde meine Laufbahn auch mit diesem Vorsatze schließen.“

„Brav mein Sohn!“ erwiederte Joseph und klopfte ihm herzlich auf die Schulter. „Ich bin mit solcher Besserung zufrieden. Sie gehen morgen noch zu Ihrem General ab, um ihm meinen weiteren Willen zu überbringen.“

„Euer Majestät,“ stammelte Eduard verlegen.

„Haben Sie eine Bitte an mich?“ fragte rasch der Kaiser.

„Ich habe seit Monden mein Weib nicht gesehen,“ versetzte Falk mit bittendem Blick, „mein Weg führt mich in ihre Nähe — läßt sich die Verzögerung entschuldigen, wenn ich sie besuche, da sie ihrer Entbindung nahe ist?“ —

„Sie sind verheirathet?“ forschte Joseph.

„Noch vor dem Ausbruche des Krieges mit der Tochter jenes Hollmann, den man meiner That beschuldigte,“ erwiederte Falk.

„Und sind glücklich?“ fragte der Kaiser weiter.

„Unaussprechlich!“ war Eduards Antwort.

„Nun so mag Vater Laudon mit einem andern Kourier vorlieb nehmen,“ versetzte freundlich der Monarch, und indem er seine Hand auf Eduards Schulter legte, fuhr er fort: „Besuchen Sie Ihre Frau — und sind Sie um einen Taufpathen verlegen, so rechnen Sie auf Joseph!“ —

Idylle von Jetzt.

Terzinen.

Den Morgen einzuathmen stand ich schweigend
Am Gartenfenster, Lüften süß und kühl
Das Haupt mit Lust entgegenneigend, —
Es war ein Göttermorgen in der Brühl!
Rings in den Bäumen sangen hell die Vögel,
Mich überkam ein wunderbar Gefühl;
Ein Wölkchen flog mit weißem Schleiersegel,
Als trüg' es süße Botschaft, durch das Blau;
Lust, Friede, Glück nach ihrer gold'nen Regel,
Sie siedelten auf Berg und Wald und Au.
Es war ein Morgen recht so für die Liebe:
Den Vöglein zum Gesang und Nesterbau,
Den Bäumen zur Erweckung frischer Triebe,
Den Menschen, um zu sammeln Liebesglück
In ihrer Herzen Danaiden-Siebe. —
Mich überlief mein eigenes Geschick,
Dies Einzelnstehen in der Welt, als Schauer:
Doch allzu heiter war der Augenblick,
Im Zauber der Natur verschwand die Trauer.
Mein Auge glitt, aus Träumerei'n erweckt,
Entlang an der umbuschten Gartenmauer,
Bis wo das Seitenpförtchen, fest umheckt,
Den Dolmetsch bildet zu dem Nachbargarten.
Da sah ich halb im Grün des Baums versteckt,

Die schöne Tochter meines Hauses warten,
Dann klatschen mit erhob'nem Händepaar,
Auf dem sich Schnee und Rosenblätter paarten.
Und kaum das Zeichen noch erklungen war,
So schlüpfte durch die nachbarliche Thüre
Ein Jüngling rasch herein mit blondem Haar,
Und holte sich, als ob er ihm gebühre,
Den Morgengruß von ihren Lippen ab.
Es schien, daß er manch süße Rede führe,
Weil sie ihm selbst gar bald den zweiten gab,
Und sich so innig an den Lieben schmiegte,
Wie Reben fest umarmen ihren Stab.
Der Gott des Glückes und der Liebe wiegte
Sie beide ein in süße Schwärmerei,
Wozu den Reiz noch das Geheimniß fügte.
Sie merkten es gar nicht, wie leis' herbei
Die Eltern aus den beiden Gärten kamen
Und hier belauschten die verliebten Zwei.
Still hinter Sträuchen horchten alte Damen,
Aus Büschen wuchsen, schien es, alte Herrn,
Mitsammen formend den antiken Rahmen
Um dieses Bildes jugendlichen Kern.
Nun kamen Liebesschwüre an die Reihe,
Die Alten hörten das Gekose gern,
Und als die beiden ihren Bund der Treue
Besiegelt mit dem „Ewig Dein!" und heiß
Umarmt sich hielten, traten rasch ins Freie
Die Väter mit dem Segenswort: „So sei's!"
Von Müttern, Tanten, fröhlich sich bewegend,
Schloß um die Überraschten sich ein Kreis,
Die Hände beider in einander legend; —
Die fühlten plötzlich sich im Paradies,
Und sanken auf ihr Knie, das Glück erwägend,

Das diese Stunde ihnen reich verhieß.
Dem Lenz auch schien das Bündniß zu gefallen,
Weil er mit Blüten es bestreuen ließ,
Reich abgeschüttelt von den Bäumen allen,
Den Alten aber schien es Wunsch und Plan;
Ich hörte nahe sie vorüberwallen,
Da hub der Eine zu dem Andern an:
„Sieh Bruder, weil sie insgeheim sich fanden,
„Und Liebe knüpfte, was kein Zwang gethan,
So ist das Glück mit uns und ihren Banden.“ —
Den Liebenden noch sah ich lange zu,
Wie sie im Hafen des Entzückens standen,
Den Himmel über sich in milder Ruh;
Ich sah sie wonnetrunken küssen, kosen,
Neugierig horchten da die Bäume zu
Und freundlich nickten ihnen alle Rosen.
Mir aber quoll ein Seufzer aus der Brust,
Nicht war's der Seufzer eines Freudelosen,
Denn in dem fremden Glücke fühlt' ich Lust:
Doch war's die stille Sehnsucht nach den Zeiten,
Da eines Gleichen sich mein Herz bewußt!
Den Vorhang ließ ich leise niedergleiten,
Und lauschte fürder den Beglückten nicht:
Doch dacht' ich an der Liebe Seligkeiten,
Und was ich dachte — wurde dies Gedicht.

Manfred.

Der Zauber.

(Im Jahr 1824.)

Wenn sich mein Lied nicht voll und frisch
Um deine Seele schlingt,
Und nicht mit leichtem Fittig risch
In reinen Äther dringt:

So wisse, Freund, ein Zauber hemmt
Der Seele Jugendkraft,
Der, wie sie sich entgegenstemmt,
Ihr böse Träume schafft.

Doch, mögen Nachtphantome glüh'n,
Es blieb ein Rest an Muth:
Ist nur der Ritter brav und kühn,
So fällt die Drachenbrut.

Bauernfeld.

Die Sternennacht.

Sei mir gegrüßt in deiner heh'ren Pracht,
Mit deinem tief geheimnißvollen Dunkel,
Mit deinem wunderbaren Lichtgefunkel,
Gegrüßt mir stille, heil'ge Sternennacht!

Der Tag beschränkt den Blick auf diesen Ball,
Und zeigt uns rings nur frische Todtenhügel;
Du erst entfaltest unsres Geistes Flügel
Zum sel'gen Flug in's weite Weltenall.

Befreit von des Vernichtungsschauders Pein
Wagt kindlich fromm von Neuem er zu hoffen;
Ihm steh'n ja Millionen Welten offen,
Und laden heimisch den Verstoß'nen ein.

Und fänd' er dennoch nirgend für sich Raum
Auf all den Sonnen, die sich leuchtend drehen,
So ist vielleicht, was wir dort schimmern sehen,
Vom Kleid des Unsichtbaren nur der Saum.

Dem Menschenwitz und seinem Stolz zum Hohn
Umkreisen wohl auf ungemess'nen Pfaden,
In nie geahntem Glanze Miriaden
Von Weltsystemen noch des Ew'gen Thron.

Und wären, von der Allmacht Hauch beseelt,
Auch sie schon übervoll des eig'nen Lebens;
So zage nicht, und glaube, nicht vergebens
Hat dich der eine heiße Wunsch gequält.

Selbst, wo noch keines Fixsterns Morgenroth
Mit blassem Strahl die alte Nacht durchstreift,
Wo keines Irrsterns Lauf hinüberschweift,
Ist ja noch die Unendlichkeit und Gott!

E. G. Ritter v. Leitner.

Die Rache.

Romanze.

Dumpf verhallt's vom Thurme nieder,
Aufwärts wallen Todtenlieder,
Und zum stillen Leichenhaus
Zieht die düstre Schaar hinaus:
In des Grabes ernstes Schweigen
Will sie einen Jüngling neigen;
Tausend Augen blicken feucht,
Nur ein Herz bleibt unerweicht,
Einer segnet diese Stunde,
Lächeln schwebt auf einem Munde.

Wieder kömmt am Himmelsbogen
Silberrein der Mond gezogen,
Wieder neigt in alter Pracht
Erdwärts sich die stumme Nacht,
Tausend Augen schließet Schlummer,
In dem Herzen schweigt der Kummer;
Nur ein Blick, der schließt sich nicht,
Nur ein Herz, das ruhet nicht,
Einer wallt am Pilgerstabe
Zu des Jünglings frischem Grabe.

Pappel und Cypresse wehen
Frieden auf der Gräber Höhen,
Frieden haucht in reine Luft
Bleicher Rosen süßer Duft;

Und vom klaren Mond hernieder
Lächelt Fried' und Segen wieder.
Fluch bebt nur auf einem Mund,
Nur in eines Herzens Grund,
Haß strömt nur aus einer Kehle
Haß brennt nur in einer Seele.

„Fluch dir! Fluch noch tief im Grabe,
Räuber meiner einz'gen Habe!
Was ich Himmlisches geglaubt,
Hat dein frecher Arm geraubt.
Sie, die Leben mir gespendet,
Hast du schlau von mir gewendet,
Auferstand die Liebe dir,
Unterging das Leben mir;
D'rum, nicht hier, wo Fromme rasten,
Soll dein Leib entheil'gend lasten!"

„Daß sich Rab' und Geier streite
Um die neu erspähte Beute,
Schlepp' ich dich zum Hochgericht!
Jenen Ort entweihst du nicht!" —
Jetzt mit wüthender Geberde
Wühlt er auf die frische Erde,
Rastlos fort mit blut'ger Hand
Reißt er an das Sarges Band,
Jetzt ein Hieb! — er ist entriegelt,
Und des Grabes Bund entsiegelt!

Bleich und schön, voll heil'ger Ruhe,
Liegt der Jüngling in der Truhe,
Die erstarrten Hände fest
An das welke Herz gepreßt,

D'ran umrankt vom duft'gen Kranze,
Strahlt ein Bild in gold'nem Glanze,
Sieh! ein herrlich Frauenbild,
So voll Anmuth, hehr und mild;
Jenes Bild, das Beid' erfreute,
Jenes Bild, das Beid' entzweite.

Herrlich strahlt's im Blumenrahmen,
Und des Rächers Arm' erlahmen
Und sein Fuß ist fest gebannt,
Denn er hat das Bild erkannt!
Liebe facht im Herzen wieder,
Auf den Todten sinkt er nieder,
Drückt die kalte Hand zum Bund,
Küßt den lächelnd bleichen Mund,
Und es weh'n Cypress' und Flieder
Fried' ihm in die Seele nieder.

Anastasius Grün.

Hartmann von Habsburg.

Historische Anekdote.

Herr Hartmann rief den Marschalk und sprach zu ihm das Wort:

„Es treibt aus diesen Mauern die Sohnespflicht mich fort.
Ich hab' des Vaters Antlitz zu lang schon nicht geseh'n,
Nun aber ist's beschlossen — es soll noch heut geschehn.

*

Und mag der Rhein auch toben in wildem Ungestüm,
Stolz seinen Wirbeln trotzend, zeig' ich den Herrscher ihm.
D'rum sputet Euch von hinnen und rüstet mir den Kiel,
Des Sohnes fromme Liebe scheut nicht das Flutenspiel!"

Und was der Herr geboten, schnell ist es auch gethan,
Und auf der Woge Rücken schwebt tragend hin der Kahn.
Mit kräft'gen Ruderschlägen wird rasch die Flut getheilt,
Schon winket das Gestade, wo Kaiser Rudolph weilt.

Doch ängstlich zieht die Taue der Fährmann plötzlich ein
Und heißt die Rud'rer wachen und auf der Huth zu sein.
Denn nah' sind sie der Stelle, wo, von der Flut bedeckt,
Ein Riff von spitzen Felsen die Todesklaue streckt.

„Dort ist," so spricht der Schiffer, „schon manches Boot zerschellt,
Wenn es ein gischend Wasser an jene Klippe schwellt.
Nur wenig Monden sind es, seit dort ein Kahn versank,
Ich selber sah ihn scheitern und Mann und Maus ertrank."

„Hey!" rief der Kaiser-Jüngling, „hey, wack'rer Fährgesell,
„Laß du die Klippe ragen und schaffe mich zur Stell;
„Bin ich in Vaterarmen, sei fürstlich dir der Lohn,
„Das Bangen laß bei Seite, du führst den Kaisersohn."

Der And're tief sich neigend und ernsten Blickes spricht:
„Ums eig'ne Leben wahrlich, ums eig'ne zag' ich nicht.
Doch meiner harren Kinder und harrt ein trautes Weib;
Sonst wagt' ich — Euch zum Dienste, mit Freuden Seel und Leib.

Ihr seid ein Sohn ja Rudolphs, der bieder stets bedacht,
Wie er die Lande alle, die sein sind, glücklich macht,

Gewiß, der ist kein Deutscher von altem treuen Sinn,
Der nicht für seinen Kaiser gibt Blut und Leben hin."

Und hurtig in die Brandung senkt er des Ruders Bug,
Des Kahnes Seiten schwanken in ungestümem Flug,
Doch weh! da packt urplötzlich der Strudel ihn mit Macht,
Und wirft ihn an den Felsen, daß seine Rippe kracht.

Und wo vor Augenblicken noch frisches Leben war,
Da treibet auf den Fluten nun eine Leichenschaar;
Da feiert nun der Würger, der Tod ein Erntefest,
Von dem er keinen wieder zurücke kehren läßt. —

Und sind denn Alle, Alle dem Untergang geweiht,
Schont nicht der Schreckensengel der Krone Herrlichkeit? —
Ach hohl erdröhnt die Woge, kein Schwimmer tauchet auf —
Es hemmt auch keine Krone des bleichen Mähers Lauf.

Doch sieh, dort steigt ein Nacken und steigt ein Arm empor,
Es ringet sich ein Jüngling mit kühnem Muth hervor.
Er ist's — es ist Herr Hartmann, ein Schwimmer sonder Gleich,
Wie scheint er umgewandelt, — wie ist er matt und bleich!

Allein sein Muth ist rüstig, ihn bricht kein Wogendrang,
Denn selbst in Sturmesgrauen nicht wird dem Manne bang,
Er schlägt mit starken Armen des Stromes wilden Schwall,
Es schleudern ihn die Strudel dahin gleich einem Ball.

Nun ist er unten, oben, nun schlingt die Flut ihn ein,
Nun scheint er weggeschwunden für immerdar zu sein;
Doch wieder taucht er aufwärts, an's Ufer faßt die Hand —
Triumph! er ist gerettet — schon steht er auf dem Sand.

Nein! nein, was sag' ich stehen! er kniet und schlägt die Brust,
Und schlürft mit trunk'nen Zügen des neuen Daseins Lust.
Sein Auge schaut zum Himmel, schaut auf des Stromes Graus,
Er denkt des lieben Vaters und Thränen treten 'raus.

Von Hartmanns Troß noch mancher dem Wellentod entrann,
Die treten nun mit Jubel und Glückeswunsch heran.
Es liebt ihn ja ein Jeder, und nun er unversehrt,
Gewinnt die Rettung ihnen erst zehenfach an Werth.

Dieweil nun alle jauchzen und weinen im Gebet,
Wird auf den Wogenhügeln ein Körper hergeweht.
Noch ringt er matt, ersterbend, der Tod schon um ihn her,
Gleich einem schwachen Schilfe im aufgeregten Meer.

„Wer ist es?" frägt Herr Hartmann; „der Schiffer," tönt es nach,
Dem jene Felsenkante den rüst'gen Arm zerbrach.
Nun treibt er, schon verloren, den wilden Schwall hinab,
Der Sturm ist allzuheftig, der Fluß wird ihm zum Grab.

„Ei seiner harren Kinder," ruft Hartmann, „und ein Weib,
Drum banget nun der Arme wohl um den eig'nen Leib.
Gewiß ich wär' kein Deutscher von ächtem Habsburgs-Sinn,
Gäb' ich für einen Treuen nicht gern mein Leben hin."

Und kaum hat er's gesprochen, so springt er in die Flut,
Nach dem bedrängten Fährmann schwimmt er mit edler Glut;
Nun hat er ihn erreicht schon und zieht ihn zu sich her,
Da faßt die Strömung beide — man sah sie nimmermehr.

Die Elemente grollen, gespenstisch hauf't der Föhn,
Und durch die Lüfte sauset ein grasses Klaggetön,

Die Wellen tauchen nieder und steigen wieder auf,
Allein den Kaiserjüngling schwellt keine mehr herauf.

Und als man Kunde bracht' dem Vater, zagend scheu —
Da brach aus seinem Busen ein wüster Schmerzesschrei,
Dann wandt' er sich nach Oben und sprach mit heißem Gram,
Indeß ihm eine Thräne ins fromme Auge kam:

„Du hast ihn mir gegeben, du nahmest mir ihn auch,
D'rum sei dir Preis und Ehre nach altem Christenbrauch:
Ich weiß ja, daß du liebest, wen du am härt'sten schlägst,
Und deine Kinder alle im Vaterherzen trägst.

Zwar eine and're Krone, als die dich jetzo schmückt,
Hätt' ich dir gern', mein Hartmann, auf's Lockenhaupt gedrückt,
Allein für einen Treuen gingst du dahin in Noth,
Ich wünsch' es mir nicht besser, es war ein Königstod!"

E. Straube.

Träume.

Junge Männer träumen Träume
Eigner Unbeständigkeit,
Jungen Mädchen träumt von Liebe
Und von ihrem Hochzeitskleid.

Krieger träumen Sieg und Schlachten,
Künstlern träumt ihr Ideal,
Und dem Schauspiel-Unternehmer
Träumt ein vollgepfropfter Saal.

Und die Säng'rin träumt Rouladen,
Bravorufen und Applaus,
Diamanten, Equipagen
Und ein schönes Gartenhaus.

Schiffer träumen Meeresstürme,
Actionäre vom Papier —
Ich — ich träume von der Liebsten,
Meine Liebste träumt von mir.

Anders ist es mit dem Dichter,
Die Gedanken schweifen weit:
Und wie er so sinnt und dichtet,
Träumt er von Unsterblichkeit!

Wilhelm Marsano.

Die kleine Sängerin.

Novelle von Franz Xav. Told.

1.

Des Jagdhorns muntere Fanfaren hallten weithin durch den dunkeln Forst, in dem der Marquis von Bonchamp, einer der reichsten Güterbesitzer in der Vendée, mit seinen zahlreich geladenen Gästen in fröhlicher Jagdlust die Fährte des Wildes verfolgte. Allgemein war die Freude, denn Bonchamps wildreiche Wälder boten nicht unbedeutende Beute dar. Aber vergebens mahnte jetzt der Ruf des Hornes den wackeren Verehrer Dianens, den frohen Marquis zur Gesellschaft zurückzukehren, von der er in leidenschaftlichem Ungestüm die Fährte eines stolzen Hirsches verfolgend, nur von einem einzigen Diener begleitet, schon lange sich entfernt hatte. Immer noch war ihm das edle Thier nicht unter den Schuß gekommen, mit gewaltigen Sätzen hatte es seit einer halben Stunde den glühenden Jäger durch Dorn und Dickicht geneckt, und schon stand er an der Grenze seines Jagdgebietes vor den beträchtlich hohen Mauern einer Ruine, die seinen Weg versperrte. „Hier wirst du mir nicht mehr entgehen," sprach er mit fun-

kelnden Blicken, und machte sich der Mauer gegenüber unter einer alten Fichte zum Schusse fertig, indeß sein Begleiter das schon ermüdete Thier aus einem Verstecke aufstöberte. Aber wüthend raffte der geängstigte Hirsch seine letzte Kraft zusammen, und ehe Bonchamp noch abdrücken konnte, hatte er mit einem mächtigen Sprunge die Mauer übersetzt. Einen Augenblick stand der Marquis, dann raffte er sich zornglühend auf, um des Entflohenen Spur aufs Neue aufzusuchen.

Ungestüm eilte er längs der Mauer hinab durch die Gebüsche, übersetzte den breiten Bach, der sein Gebiet von dem seines Nachbars schied, drang jenseits desselben in den nächsten Park, in dem er den Hirsch wieder erblickte, und erlegte endlich schweißtriefend den armen Flüchtling in dem Hofraume eines stattlichen Schlosses, in den er sich, von Todesangst getrieben, geflüchtet hatte.

Jetzt, als das sterbende Thier sich zuckend im Sande wälzte, und von dem Schusse aufgeschreckt die Schloßbewohner bestürzt herbeieilten, trat das Unbesonnene seiner raschen That vor die Seele des Marquis. Er hatte die Eigenthumsrechte seines Nachbarn verletzt, indem er auf dessen Grunde ein Wild erlegte. Verlegen stand er einen Augenblick, und bemerkte es nicht, daß der Graf von Montmarilon, so hieß der Besitzer des Schlosses, ein eifriger Republikaner, ihm mit flammenden Blicken entgegentrat, und gegenüber dessen Tochter, die liebliche Clarissa, vor Schrecken bleich aus einem Gartengemache wankte.

„Wer sind Sie?“ fragte Montmarilon mit mühsam

gedämpfter Stimme, denn der erste Anblick hatte ihm gezeigt, daß der verwegene Schütze wohl mehr als ein gewöhnlicher Jäger sei. Aber Bonchamp fand keine Worte zur Erwiederung dieser Frage. Lautlos sah er nach Clarissa hinüber, deren blühende Reize ihm Auge, Ohr und Sprache fesselten. Erst als Montmarilon mit stärkerer Stimme seine Frage wiederholte, gewann er seine Besonnenheit wieder. Mit edlem Anstande trat er auf den Grafen zu, entschuldigte seine unüberlegte That, und erklärte sich, indem er seinen Namen nannte, als Grenznachbar. „Schon seit zwei Stunden hat mich das Thier in meinem Forste herumgeäfft, und mich endlich in der Hast der Verfolgung in Ihr Gebiet geführt, indem es jene Grenzmauer übersprang. War es da wohl ein Wunder, daß ich, erzürnt durch die lange vergebliche Jagd, Ihr Herrenrecht vergaß, und durch meinen Schuß Sie und jene zarte Dame in Schrecken setzte? Aber lassen Sie Gnade für Recht ergehen!“ fuhr er in einem scherzhaften Tone fort, und bot dem Grafen seine Hand. „Zur Revange sollen Sie dafür morgen auf meinem Schloßhofe zehn der edelsten Hirsche schießen! Ich werde es mir zur Ehre schätzen, wenn Sie der Einladung eines Mannes folgen, der es sich bisher noch nicht träumen ließ, eine so ehrenwerthe Nachbarschaft zu haben.“

Die muntere Entschuldigung verscheuchte die Wolken des Unmuthes auf Montmarilons Stirne. Eben so artig als der schöne Jagdfrevler, bat er diesen, sich wegen des Vorfalls weiter keinen Kummer zu machen, und weil der Hirsch schon einmal auf seinem Schlosse gefallen sei, heute bei einem einfachen Jägermahle sein Gast zu

sein. Der Marquis nahm froh die Einladung an, und ehe noch eine Viertelstunde vergangen, hatte er seinen treuen Germain, der ihm indeß gefolgt war, nach seinem Schlosse zurückgesendet, um ihn bei seinen Gästen zu entschuldigen. „Sage ihnen nur," sprach er mit einem heiteren Blicke auf Clarissa, die sich indeß ganz von ihrem Schrecken erholt, „sage ihnen nur, ich sei wegen einem begangenen Jagdfrevel gefangen, doch in Ketten, die wohl leichter mein Herz, als meinen Arm verwunden könnten."

In den heitersten Gesprächen vergingen die Stunden, und ehe sich's Bonchamp, den Clarissas Liebenswürdigkeit ganz hingerissen hatte, versah, war die Zeit der Mittagstafel gekommen. —

So angenehm hatte der feurige junge Mann seit dem Jahre, daß er Nantes verlassen, um sein Schloß zu beziehen, noch nicht zu Mittag gespeist. Clarissa, die der Himmel zu einem Original für jede Malerschule geschaffen zu haben schien, hielt seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt; er vergaß auf alles in seiner Umgebung, und schien es gar nicht zu bemerken, daß Montmarilon schon lange das Gespräch auf den gegenwärtigen Zustand des Vaterlandes zu lenken versuchte. Er hatte nur Aug und Ohr für die holde Nachbarin, die verlegen den fremden Gast so ganz auf alles vergessen zu sehen, was der Anstand ihm gegen den Hausherrn zur Pflicht machte, endlich selbst das Gespräch auf die öffentlichen Angelegenheiten des Tages, auf die Ereignisse in Paris, auf König Ludwig XVI. richtete, und Bonchamp dadurch zwang von Gegenständen zu reden, über die ihr Vater sich so

gerne unterhielt. Montmarilons Ansichten und Grundsätze waren indeß von denen des Marquis zu sehr verschieden, und es war kein Wunder, daß beide Männer im Laufe des Gespräches sich gar bald entzweiten. Der Graf voll republikanischen Sinnes, ein Feind der Bourbons und der königlichen Gewalt, hoffte von einer freien demokratischen Regierung alles für das Beste des Landes; und vergeblich bot Bonchamp all' seine Überredungskunst auf, den Starrsinnigen zu überzeugen, daß ohne König die Interessen des Volkes bei weitem schimmer stehen müßten als jetzt. Montmarilon, ein kräftiger Sechziger, der sich in den Stürmen des Lebens so manche Erfahrung errungen, war nicht zu überzeugen; seine theuer erkauften Grundsätze trotzten der Gewalt eines jeden noch so siegenden Gegenbeweises. Clarissa sah mit offenbarem Bangen die mißliche Wendung des Gespräches, und gab sich Mühe, die beiden immer heftiger werdenden Männer aus einander zu bringen. Nach langen Debatten wurde endlich die Tafel aufgehoben.

„Ich bedauere, daß ich Sie nicht von dem Besseren zu überzeugen im Stande war!" sprach mit Bitterkeit der Graf. „Ihre Ansichten stimmen nicht zu den meinen, und darum ist es mir lieb, daß unsere Freundschaft noch so jung ist! Ich liebe die Republik, und das thun alle, die ich Freunde nenne!"

Bonchamp wußte nun freilich, wie er mit dem Grafen stand, und suchte umsonst den frühern ungezwungenen Ton herzustellen. Montmarilon blieb finster, und schied, als sich der Marquis endlich mit freundlichem Danke für die gastliche Aufnahme empfahl, mit sichtbar

verächtlicher Kälte, ohne den Gast um die Wiederholung seines Besuches zu bitten. Aber was der Alte verdorben, strebte in ihrer Milde die sanfte Clarissa wieder gut zu machen. „Auf fröhliches Wiedersehen!“ sprach sie, und reichte die schöne Sammthand dem Scheidenden zum Kusse. „Die Reihe ist jetzt an uns. Sie sehen uns daher nächstens auf Ihrem Schlosse, wenn auch nicht als Jäger, doch als muntere Freunde.“ Der Graf hemmte mit einem zürnenden Blicke ihre Rede; aber Clarissa drückte leise die Rechte des Marquis, der mit einem Gefühle aus dem Schlosse schied, wie es bisher sein Herz noch nie empfunden hatte.

2.

Acht Tage waren verflossen, und noch hatte Montmarilon mit seiner reizenden Tochter nicht auf Bonchamp eingesprochen. Mit zärtlicher Ungeduld, — Clarissa hatte ja sein ganzes Herz gewonnen, — weilte der Marquis jeden Tag an der verfallenen Mauer, und spähte in das Nachbargebiet hinüber, um die Liebliche zu erblicken, deren holdes Bild nicht mehr aus seiner Seele wich. Aber all sein Mühen war vergebens. Clarissa hatte am anderen Ende des Parkes ein Lieblingsplätzchen, von dem sie eine Stunde weit die Straße übersehen konnte. Von duftenden Akazien umgeben, saß sie dort seit dem Besuche des Marquis öfter unter dem leichten Flugdache, das sie vor den Strahlen der Sonne schützte, und dachte an den schönen Mann, der durch seine liebenswürdige Offenheit und feine Lebensart bei seinem ersten Erscheinen den tiefsten Eindruck auf ihr Herz gemacht. In jedem

Reiter wollte sie jetzt den lieben schwarzgelockten Jäger erblicken, an den sie immer, auch ohne Willen, denken mußte. Ungeduldig spähte sie in die Ferne, indeß an den alten Mauertrümmern der Ersehnte mit stets wachsender Ungeduld nach dem Mädchen seines Herzens forschte.

Schon oft hatte Clarissa ihren Vater, der sich nur ungern an den royalistisch gesinnten Nachbar erinnert sah, gebeten, Bonchamps Besuch zu erwiedern; immer fand der Graf eine andere Entschuldigung, und das Mädchen sah endlich, daß er mit Absicht jede Gelegenheit mied, die ihn mit dem Marquis in nähere Berührung bringen konnte. Endlich gab ihr dieser selbst Veranlassung, ihren Vater mit Bitten zu bestürmen.

Bonchamp, der, ohne Clarissa zu sehen, nicht mehr bleiben konnte, und dem das Mauerobservatorium zu keinem gewünschten Resultate half, versuchte es jetzt durch schriftliche Einladungen den Grafen zu einem Besuche zu bewegen.

Ohne den Anstand und die nachbarliche Harmonie auf das Gröbste zu verletzen, konnte Montmarilon nicht mehr ausweichen, und folgte nun auf Clarissas Vorstellungen, obwohl nicht ohne Widerwillen, der Bitte des Marquis. Eine gute halbe Stunde war dieser seinen lieben Gästen auf seinem schönsten Pferde entgegengeritten. Allein wie sehr der Graf auch diese Auszeichnung fühlte, so konnte er Unmuth und Groll in seinem Herzen nicht ganz ersticken. Nur Clarissa war ganz Freude und Entzücken. Die Wonne des Wiedersehens strahlte aus ihren feurigen Blicken und in der Rosenglut der blühenden

Wange. Bonchamp bot aber auch alles auf, um seinen Ruf, der schönste Mann der Vendée zu sein, in den Augen der Geliebten zu bewähren. Mit dem leichtesten Anstande und mit aller Kunst, die dem gewandten Reiter zu Gebote stand, sprengte er neben dem Wagen des Grafen seinem Schlosse zu, und empfing dort in einer gewählten Gesellschaft die lang Erwarteten auf eine so einschmeichelnd zuvorkommende Weise, daß Montmarilon nicht umhin konnte, seine Verwunderung gegen seine Tochter auszusprechen.

Hatte schon bei dem Empfange Bonchamp all' die schönen Gaben entwickelt, die der feine Weltmann in so hohem Grade besaß, so war er jetzt bei der Tafel die Liebenswürdigkeit selbst. Das Auge jeder Dame weilte mit Entzücken auf dem zartsinnigen Hausherrn, der allen seinen Gästen jene Aufmerksamkeit und jenes hervorziehende Entgegenkommen bewies, das ächtes, frohes, ungezwungenes Leben in gesellschaftliche Kreise bringt. Er hatte alle Herzen der Anwesenden gewonnen, und Jeder nahm daher nach beendigter Tafel mit sichtbarem Vergnügen seine Einladung an, der Jagd beizuwohnen, zu der er, um sein dem Grafen gegebenes Wort zu lösen, bereits Alles angeordnet hatte.

Für Clarissa war ein eigener Stand bereitet, und er selbst erbot sich zu ihrem Begleiter. Bald war Alles auf den bestimmten Posten; und Bonchamp gab an der Seite seiner Erkorenen das Zeichen zum Beginn der Treibjagd. Die Lust war allgemein; aus allen Büschen knallten die Gewehre und laute Freude begleitete jeden gut angebrachten Schuß. Auch Clarissa versuchte die edle

Waidkunst, aber mit wenigem Glücke. Stand ihr doch der liebenswürdige Jäger so nahe, dem Auge, Hand und Herz allein gehörten. Mit leichtem scherzhaften Spotte ermahnte Montmarilon, der jetzt dem verlegenen Mädchen näher gekommen war, doch auch ein Wild zum Abendschmause zu liefern, und Clarissa ergriff aufs Neue die leichte Flinte, die Bonchamp ihr lächelnd gab. Aber ein zahmes Reh brach mit leichtem unbesorgten Sprunge aus dem nahen Gebüsche, und wanderte mit so viel Zuversicht der schönen Jägerin entgegen, daß diese, anstatt zu schießen, dem lieben Thierchen entgegenhüpfte, es streichelte und küßte. Aber nicht wenig erstaunt, fand sie in dem sammtenen Halsband einen Zettel des Inhaltes:

„Weil du mir das Leben geschenkt, will ich dir ein Bote der Freundschaft sein. Ein Schütze, du hast längst sein Herz verwundet, begehrt mit dir zu reden. Schenke ihm morgen, wenn die Sonne zu Bette geht, ein paar Augenblicke an der alten Mauer, und du beglückst den, der nur in deiner Nähe glücklich sein kann.“

Wie mit Purpur übergossen stand das überraschte Mädchen, und hielt zweifelnd das Papier in ihrer Hand. Der Graf war indeß auch herbeigekommen. „Eine schöne Jägerin!“ schalt er lächelnd, „die ihre Beute herzt und liebkoset, wie eine zärtliche Schwester, statt sie mit sicherem Schusse zu erlegen.“ Clarissa verbarg schnell den Zettel in ihren Busen. „Wäre es nicht Schade um das freundliche Thierchen?“ entgegnete sie gesammelt. „Nicht wahr, Sie lassen es mir für heute als meine Beute!“ fuhr sie, zu dem Marquis gewendet, fort: „Morgen Abends, wenn

die Sonne zu Bette geht," setzte sie leise mit Betonung hinzu, „sehen Sie es wieder."

Bonchamp schwelgte im Übermaße seines Entzückens, denn nur zu wohl hatte er die freundliche Bitte des geliebten Mädchens verstanden. In fröhlichem Übermuthe hätte er die ganze Jagdgesellschaft an sein Herz drücken, und mit dem zahmen Rehe alles, was er besaß der Holden schenken mögen, die seinen Trieben mit so zarter Würdigung entgegenkam. Kaum bemerkte er in seinem überschwellenden Glücke, daß es Zeit zur Heimkehr sei, denn der Abend breitete bereits seinen Schattenmantel über die Fluren aus. Da gab er endlich das Zeichen die Jagd zu beenden, und ritt an dem Wagen des Grafen, von seinen Jägern mit Fackeln begleitet, Montmarilons Schlosse zu.

„Wie gefällt dir unser Nachbar?" fragte der Graf Clarissa, als sich der Marquis empfohlen, und sie nun wieder allein in ihrem Gemache saßen. Clarissa erglühte. Verlegen sann sie auf eine Antwort, um das Geheimniß, das ihr Herz erfüllte, dem strengen Blicke des Vaters nicht preis zu geben. Doch bald hatte sie sich gefaßt. „Ich hätte mir auf den ersten Besuch den Marquis nicht so zuvorkommend und wohlerzogen gedacht!" erwiederte sie mit scheinbarer Ruhe die Antwort des Grafen.

„Du hast recht," versetzte der Alte. „Der Marquis Bonchamp ist der wohlerzogenste und liebenswürdigste Mann, den ich je kennen gelernt, aber er ist Royalist mit Leib und Seele."

„Was schadet das seinen Vorzügen!" entschuldigte das Mädchen. „Sind es doch nur Meinungen und Ansichten,

die jeder vertreten mag, wie er will und kann. Der Marquis bleibt dennoch ein achtungswerther Mann voll Lebensart und Herzensgüte, und es freut mich gewiß von ganzem Herzen, daß wir seine angenehme Bekanntschaft auf eine so originelle Weise gemacht."

Mit bedenklicher Miene hörte Montmarilon die warme Sprache seiner Tochter. Er konnte dem Mädchen nicht widersprechen, denn er wußte zu gut, daß alle Dinge in der Welt nur auf Ansichten und Meinungen beruhen, dennoch wäre es ihm lieber gewesen, wenn der Marquis seine Grundsätze getheilt hätte. Eine dunkle Ahnung stand vor seiner Seele, und sagte ihm, welch ein schwarzes Verhängniß über den Häuptern der Bourbons und ihrer Anhänger schwebe.

3.

Bonchamp war überselig heimgekehrt. Immer noch tönten Clarissas Worte: „Morgen Abend, wenn die Sonne zu Bette geht," wie Engelsstimmen zu seinem Herzen. Von den schönsten Hoffnungen erfüllt, ging er zur Ruhe, und träumte die ganze Nacht nur von der Lieblichen, von dem Glücke seines Rehes, dem sie mit ihren Küssen geschmeichelt, und von dem Stelldichein des andern Tages. Wie erlahmt schlichen ihm die Stunden vorüber, mit nimmer ruhender Ungeduld erwartete er den Abend, und irrte planlos im Garten seines Schlosses und in dem nahen Parke umher, bis endlich die Sonne mit Rubinenschein hinabsank in die schimmernden Fluten des Oceans. Lange harrte er mit ungestümer Sehnsucht im ängstlich klopfenden Herzen an der alten

Mauer auf Clarissas Kommen; endlich war der letzte Sonnenblick verglüht im fernen Westen, da rauschte es jenseits im Laube, und Clarissa huschte, mit verschleiertem Antlitz, sein zahmes Reh an einem Seidenbande führend, durch die Hecken. Mit einem gewagten Sprunge war der Marquis von der Mauer in dem Garten, und mit einem zweiten lag er zu den Füßen der Lieblichen, und bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen. „Stehen Sie auf, Marquis!“ flüsterte das Mädchen dem noch immer Knienden zu, und blickte ängstlich umher. „Wenn Jemand käme und Sie in dieser Stellung fände, was würde man von uns sagen?“

„Nichts, als daß ich recht gethan, ein Wesen, das Anbetung verdient, so zu verehren!“ erwiederte Bonchamp, und sprang, dem sanften Befehle der Liebe gehorchend, von der Erde auf. „Nehmen Sie meinen heißesten Dank, englische Clarissa!“ fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er sie schweigend voll stiller Wonne betrachtet hatte. „Sie haben mir ein Glück gewährt, das ich kaum zu erflehen gewagt. Ich zweifelte schon an Ihrem Kommen; allein jetzt, da ich den Hauch Ihres Mundes auf meinen Wangen fühle, da ich Ihrer Rede Klang in das sehnende Herz sauge, wie Himmelsthau, jetzt bereue ich meinen Zweifel; halte ich ja doch Ihre milden Hände umschlungen, von denen eine mein ganzes Lebensglück gründen könnte!“

Clarissa schien nicht zu hören, was der Marquis sprach; allein hätte die Nacht auf einen Augenblick ihren dunklen Schleier gelüftet, ein einziger Lichtstrahl würde Bonchamp in dem glühenden Purpur, der ihre Wangen

überhauchte, gezeigt haben, daß sie den tiefen Sinn seiner Rede fühlte. Leise und verschämt bat sie, um doch von etwas zu reden, ohne den Sturm zu verrathen, in dem ihre Empfindungen tobten, das liebe Reh noch länger behalten zu dürfen, und gestand mit schüchtern gedämpftem Tone, daß sie, um eher diese Gunst seines Gebieters zu erhalten, dem Thiere die schriftliche Bitte in das Halsband gesteckt. „Aber Sie dürfen mein Briefchen nicht eher nehmen," fuhr sie verschämt fort, „als bis wir scheiden!" Bonchamp willigte in Alles, denn der Holdseligen eine Bitte abzuschlagen, und hätte es sein Leben gegolten, das hätte er nicht vermocht. Schon eine Stunde waren die beiden Liebenden in der nächsten Laube, fast ohne Worte neben einander gesessen, denn die erste schüchterne Leidenschaft entbehrt so leicht die Sprache, wenn das Auge mit flammendem Blicke redet. Endlich erinnerte Clarissa, daß es Zeit zur Heimkehr sei. Erschrocken hörte der Marquis diese Mahnung; wie eine Minute war die wonnige Stunde entflohen, noch hatte er das einzige Wort nicht gefunden, das in einem Laute das glühende Gefühl seines Herzens aussprach, und schon sollten sie sich trennen? Allein, da Clarissa an ihren Vater erinnerte, der sie vielleicht vermissen würde, da rang die kalte Pflicht den Liebenden los, und von dem Mädchen seiner Seele begleitet, trat er den Rückweg nach der Mauer an. Hier drückte er den ersten Kuß der jungen Liebe auf die Stirne der Einzigen, die er sich mit aller Sehnsucht seines leicht ergriffenen Gemüthes erkoren hatte, und schwang sich über die verfallene Wand in sein Gebiet.

Clarissa war mit einem gedämpften Schrei aus seinen Armen geflohen, und verschwand bald in den dichten Gebüschen. Lange noch sah Bonchamp der Entflohenen nach, und kehrte dann langsam und sinnend auf sein Schloß zurück. Glaubte er auch anfangs durch seine Kühnheit Clarissas Wohlwollen verscherzt zu haben, so tröstete ihn doch der Zettel, den er beim Scheiden unbemerkt aus dem Halsbande des Thieres genommen hatte, und den er jetzt wie ein Kleinod an seinem Herzen trug. Kaum konnte er seine Ungeduld bezähmen, die theuren Zeilen zu lesen. Endlich war er zu Hause angelangt. Schnell eilte er auf sein Schlafzimmer und las: „Tritt mich an Clarissa ab, und du sollst mich an jedem Abende nach Untergang der Sonne da finden, wo du mich heute gefunden hast.“

Bonchamp kannte sich kaum vor Freude. Er vergaß auf Alles um sich her, und dachte nur auf eine Wiederholung der so rasch entflohenen glücklichen Stunde.

Doch ganz andern Sinnes war Clarissa. „Zur Strafe für seine Kühnheit,“ sprach sie, „soll er mich wenigstens 8 Tage nicht wiedersehen.“ — „Recht gut!“ fuhr sie grollend fort, „recht gut, daß er auf meinen Zettel vergaß, denn sonst wäre es aus mit meiner Rache.“ Aber wie betroffen war sie, als sie den Zettel in dem Halsbande nicht wieder fand. War er verloren gegangen, oder hatte er ihn wirklich genommen? Zweifelnd erwog sie diese Fragen, und schon mit dem frühesten Morgen eilte sie auf dem nämlichen Wege, den sie gestern gewählt, durch den Park, suchte überall in jeder Hecke, in jeder Laube, auf jedem Plätzchen, wo sie ver-

weilt; aber vergebens, der Zettel war und blieb verloren. Nach langer Überlegung beschloß sie endlich das letzte Mittel zu ergreifen, um aus ihrer Ungewißheit zu kommen. Noch einmal wollte sie heute Abends an der verfallenen Mauer sich einfinden, um aus dem Munde des Marquis die Gewißheit zu erhalten, ob der Zettel nicht etwa in unrechte Hände gerathen sei.

Nach langem unruhigen Sehnen kam endlich der Abend, und mit ihm der kühne Nachbar. Anfangs war Clarissa stolz und spröde, doch als Bonchamp gar so rührend flehte, und sich erbot zur Strafe von ihr so viele Küsse anzunehmen, als sie glaube, da mußte sie über den Einfall lachen, — und der früheren ungezwungenen Heiterkeit und Liebenswürdigkeit wich die mühsam erkünstelte Strenge und Kälte. Als ihr der Marquis beim Scheiden einen Kuß, nicht mehr auf die Stirne, sondern auf die Wange drückte, da zürnte sie nicht wieder; ja selbst dann nicht, als bei den fortgesetzten Besuchen sich die Küsse des Liebenden mit jedem Tage vermehrten. Immer mehr fühlten die Glücklichen das Bedürfniß einer engeren Verbindung, und oft saßen sie noch in der friedlichen Laube beisammen, wenn der junge Tag schon wieder sein Strahlenhaupt über die östlichen Berge erhob.

„Morgen rede ich mit deinem Vater!“ sagte Bonchamp eines Abends beim Scheiden zu Clarissa. „Ich ertrage nicht länger mehr diesen lichtscheuen Zwang, dieses ewige heimliche Kommen und Gehen. Siehe, der Himmel blickt ja mit seinen Myriaden Sternenaugen auf den heiligen Bund, der unsere Herzen vereinigt. Dar-

um lebe wohl du Einzige, ohne die ich nicht sein kann, und hoffe von dem kommenden Tage die Entscheidung unseres Glückes!“

Lange bat Clarissa den Marquis, mit seiner Werbung noch auf einen günstigeren Zeitpunkt zu warten, denn sie fürchtete alles von der unbeugsamen Parteisucht ihres Vaters, und von der nichts schonenden Härte seines Charakters. Doch Bonchamp hatte in seiner Leidenschaft kein Ohr für des liebenden Mädchens Warnungsstimme, und schon am nächsten Morgen, warb er bei Montmarilon um die Hand seiner Tochter.

Mit langem finsteren Schweigen hörte der Graf die Bitte seines Nachbars, hörte die Versicherung seiner grenzenlosen Liebe zu Clarissa, und daß er ohne ihren Besitz nimmer glücklich werden könne. Aber als Bonchamp, um den Alten noch mehr für seine Wünsche zu stimmen, seinen Betheurungen, das Mädchen glücklich zu machen, hinzufügte, daß Clarissa ihm ewige Liebe geschworen, und daß Sie mit ganzer Seele an ihm hänge, da brach der verhaltene Unwille mit wildem Toben aus.

„Dann sind Sie ein Verführer, der hinter meinem Rücken mein einziges Kind bethört. Clarissa ist die Tochter eines ächten Republikaners, und nie soll sie die Hand einem Royalisten geben, besonders Euch nicht, der sich durch unredliche Künste in ihr argloses Herz geschmeichelt!“ Mit banger Erwartung stand Clarissa, die dem Marquis, von einer bösen Ahnung getrieben, nachgefolgt war, vor dem Gemache. Zitternd hörte sie den heftigen Wortwechsel, und öffnete, als dieser endlich in lautes Toben überging, die Thür; doch ohnmächtig stürzte sie

an der Schwelle zusammen, als sie Vater und Geliebten mit gezogenem Degen einander gegenüber erblickte. Sie hatten sich erbittert durch gegenseitige Vorwürfe, in der ersten Aufwallung des Zornes gefordert. Bestürzt warfen sie die Degen weg, als sie das Eintreten des Mädchens bemerkten, und eilten jetzt der Ohnmächtigen zu Hilfe. Der unerwartete Anblick hatte auf einen Augenblick die empörten Gemüther besänftigt. Aber als endlich die Ohnmächtige wieder zu sich kam, und Bonchamp auf die Versicherung des Arztes, daß keine Gefahr für das Mädchen vorhanden sei, aus dem Schlosse schied, da folgte ihm der Graf bis zur Stiege, und sprach mit flammendem Blicke:

„Marquis! meinem Kinde zu Liebe stehe ich von dem Zweikampfe ab. Aber Genugthuung für den mir zugefügten Schimpf sind Sie mir schuldig. Ich erlasse sie Ihnen, jedoch mit der Bedingung, daß Sie mein Haus nicht wieder betreten.“

Bonchamp verließ zitternd vor Zorn und Verzweiflung den Grafen. Lange irrte er im Freien umher, und rang nach einem festen Entschlusse. Seine Ehre war gekränkt, sein Herz verwundet; nur zwei Wege blieben ihm offen, doch für beide galt es eine schmerzliche Wahl. Er mußte sich entweder mit dem Grafen schlagen, und im Falle eines Unglücks Clarissa tödten, oder Montmarilons Haus auf immer meiden, und dadurch sich selbst vernichten. Nach zwei qualvoll durchlebten Tagen und Nächten entschloß er sich endlich für das Letztere, und mied das Schloß unter dem folternden Gedanken, daß Clarissa eben so leide wie er.

Schon waren viele lange schmerzvolle Wochen verflossen, Clarissa hatte zwar nach einigen Tagen das Bett wieder verlassen, aber als ihr der Graf, bei einer Frage nach Bonchamp, voll Unwillen verbot, je wieder nach dem Marquis zu forschen, da erfüllte die tiefste Schwermuth des liebenden Mädchens Seele. Mit jedem Tage verlor sie mehr von ihren Reizen, und weinend brachte sie alle ihre Stunden in ihrem einsamen Gemache verschlossen, ohne Gesellschaft, ohne Zerstreuung zu. Immer mehr ging der trübe Zustand ihrer tief gebeugten Seele auf die Kraft des Körpers über, und der hartherzige eigensinnige Vater sah sich genöthigt, mit allem Ernste ärztliche Hilfe zu suchen; denn Clarissas Gesundheit ward immer mehr zerrüttet. Der herbeigerufene Arzt hatte schnell die wahre Ursache von des Mädchens Krankheit erkannt. Verlegen eröffnete er dem Grafen, daß der bedenkliche Zustand in einem tiefgewurzelten Gemüthsleiden seinen Grund habe, und rieth, als er das Verhältniß mit dem Marquis erfuhr, zum Wohle seines Kindes nachzugeben, weil nur so die Ursache ihres Kummers, und mit ihr die Ursache der Krankheit zu heben sei. Allein dazu war der unbeugsame Sinn des Grafen nicht zu bewegen, und mit Wehmuth und innigem Bedauern sah der erfahrene Arzt die Entscheidung von Clarissas Zustande vorher, die bei solchen Umständen keine günstige sein konnte. Wie eine Blume, deren Triebkraft des Mittags Sonnenglut versengt, welkte das liebende Mädchen dahin; sie konnte schon seit mehreren Tagen das Bett nicht mehr verlassen, und befand sich nach Ver-

lauf von drei Monden so leidend, daß ihre Auflösung mit jedem Tage zu erwarten stand.

Auch der Graf wurde fast ein Opfer seines Grames. Hundertmal hatte er seine Härte, seine Unklugheit bereut — gab es ja doch zwanzig andere Auswege, die Verbindung des Marquis mit seiner Tochter auf eine weit anständigere und weniger ergreifende Art zu trennen. Aber jetzt war Reue und Nachdenken zu spät; gegen Nachgiebigkeit sträubte sich sein Ehrgeiz, und vielleicht konnte auch diese die fast schon Verlorne nicht mehr retten. Mit folternder Seelenangst forschte er, so oft der Arzt kam, nach dessen Aussage, und war tief erschüttert, als dieser die Berathung mit mehreren berühmten Heilkundigen verlangte, und dann die Bitte hinzufügte, sich ihrem vereinten Urtheile zu unterwerfen. Schon am nämlichen Abende wurden die berühmtsten Ärzte nach dem Schlosse beschieden; mit angstvoll klopfendem Herzen erwartete Montmarilon den Ausspruch über Leben und Tod, und ach! sie gaben das Engelmädchen für verloren.

In Verzweiflung irrte der Graf die ganze Nacht hindurch in seinem Gebiete und in der Umgegend umher, um Trost und Hilfe zu suchen. So kam es, daß er sich am beginnenden Morgen erschöpft von Schmerz und Klagen an dem Thore von Bonchamps Schlosse fand. „Jetzt ist es Zeit, den Zweikampf um Leben und Tod mit dem Bösewicht zu suchen!“ knirschte er. „Seine Liebe ist es, die mich um mein Kind und um mein Glück gebracht!“ Mit diesen Worten betrat er das Haus, und stand bald in den Zimmern des Marquis. Entsetzt wich der zurück, als er den Grafen, einem Wahnsinnigen gleich, eintreten sah. „Gib

mir mein Kind zurück!“ rief Montmarilon, und faßte mit krampfhafter Hand den Betroffenen an der Brust. Aber statt Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, suchte Bonchamp, der des Grafen verzweiflungsvollen Schmerz gar bald erkannt und gewürdigt hatte, den Aufgeregten zu besänftigen. Unter hervorbrechenden Thränen vernahm er die Nachricht von Clarissas nahem Ende, und schon nach einer Viertelstunde hatte er den ohnehin durch den Anblick seiner schmerzlichen Theilnahme weicher gestimmten Grafen besänftiget. Hand in Hand mit ihm, dem er vor Kurzem noch als Feind gegenüberstand, trat er den Weg nach dem Schlosse an, um Clarissa in den letzten Stunden ihres frühgebrochenen Lebens zu sehen. Von der tiefsten Reue erfüllt stand er bald an dem Schmerzenslager. Bleich und regungslos wie ein Wachsbild saß Clarissa auf ihrem Bette, und erflehte, mit einem Priester vereint, in rührender Andacht die Stunde ihrer Erlösung. Wie der erste Strahl des Frühlings die erstorbenen Gefilde mit dem Glanze des jungen Lebens überhaucht, so überflog das Roth der neuerblühten Rose die erbleichte Wange des im Grame welkenden Mädchens, als sie an des Vaters Seite den ersehnten Geliebten erblickte. Lange starrte sie den Eingetretenen an, denn sie glaubte ihren Blicken nicht, endlich reichte sie unter einem Strome von Thränen dem Marquis, der mit gebrochenem Herzen neben ihr auf die Knie niedersank, die zitternde Rechte und sprach mit leiser Stimme: „Nun sterbe ich gerne, da ich dich wiedergesehen, nach dem meine Seele verlangt im letzten Kampfe. Bin ich doch jetzt gewiß, daß du mir die Augen zudrücken wirst, dem ich meine Liebe geweiht.“

Auf ihre Bitte mußte sich Bonchamp, nachdem der Priester das Gemach verlassen, zu ihr setzen, um von den ersten Tagen ihrer Liebe zu reden. Sie war einer Verklärten ähnlich, und schlief, zur Verwunderung des später kommenden Arztes, durch mehrere Stunden ruhig und ungestört.

Nicht einen Augenblick verließ Bonchamp das Bett der Geliebten, auf jeden Wink ihres Auges lauschte er in liebender Sorgfalt, und war überglücklich, als die Ärzte, nach beinahe gänzlicher Auflösung, die günstige Entscheidung der zweifelhaften Krisis verkündeten, und schon nach vierzehn Tagen die Verlängerung des theuren Lebens versicherten.

Vier Wochen waren verflossen, Clarissa hatte das Krankenbett verlassen, und schon in den nächsten Tagen wurde sie auf des Grafen, der seine Freude über des geliebten Kindes sichtbares Wiederaufleben nicht bemeistern konnte, eigene Bitte, mit dem Marquis auf ihrem Zimmer vermählt, damit sie wenigstens als Marquise Bonchamp sterben könne.

Doch Clarissa starb nicht. Mehr als die Kunst der Ärzte vermocht, hatte Bonchamps Nähe und sein offen ausgesprochener Schwur, der ihn für das ganze Leben der Geliebten verband, zu ihrer Heilung gethan. Mit jedem Tage befand sie sich besser, und als endlich der Frühling seine Wohlgerüche, und mit ihnen neue Kraft und neues Leben spendete, da war auch Clarissa so hergestellt, daß sie nach dem Ausspruche der Ärzte ihrem Gemahle auf sein Schloß folgen konnte. Als der überglückliche Vater und der frohe Gatte dem wackeren Arzte

die reiche Belohnung für seine redliche Mühe als geringen Beweis ihres überschwenglichen Dankes spendeten, schlug er diesen großmüthig mit der Bitte aus, ihn nicht zu beschämen, und oft, wenn er in der Folge die Liebenden so glücklich erblickte, sprach er mit edler Selbstverläugnung: „Clarissa hat die Liebe, nicht ich geheilt.“

6.

Vier Jahre waren bereits dem glücklichen Paare in ungetrübter Heiterkeit dahin geflossen. Zufriedenheit war ihr einziges höchstes Glück, das die fröhlichen Spiele ihrer Tochter, der 3jährigen Denise, noch mehr erhöhte. Sie besuchten fast täglich den alten Grafen, der aber nicht lange der Zeuge ihrer Zufriedenheit sein konnte, denn ihn ereilte der Tod.

Der Himmel hatte ihn durch sein frühes Ende gesegnet, und er erlebte nicht mehr die Stürme, die kurz darauf sich in dem Vaterlande erhoben, und durch ganz Frankreich fortwütheten. Clarissa war untröstlich, und erholte sich erst dann etwas von dem unerwarteten Schlage, als ihr Gatte, um sie zu zerstreuen, eine Reise mit ihr unternahm. Allein diese wurde bald beendet. Schon nach 3 Monden kehrte Bonchamp mit seiner Gattin nach seinem Schlosse zurück, denn geheime Briefe belehrten ihn, daß über der Vendée sich allmälig eine unglückschwangere Wolke zusammengezogen habe, die einen nahen Ausbruch drohe.

Die Revolution hatte ihr vielköpfiges Schlangenhaupt erhoben. Ludwig, der gutmüthige aber schwache König, fiel als ein Opfer des schändlichsten Verrathes,

die Vertreter des Reiches, an ihrer Spitze die ersten und wüthendsten Häupter der Volkspartei, griffen an das Steuer der Regierung, und schlachteten nach Gutdünken tausend und tausend Opfer. Von bluttriefenden Henkern umstellt, bildete sich in Paris, dem ersten Schauplatze aller dieser Gräuel, der Nationalkonvent. Mit Tigergrimme würgten die Vertreter der Nation alles, was nicht ihre Ansichten theilte, und setzten Jeden in Schrecken, der in der Erinnerung an die Königszeit mit bedenklichem Blicke die entsetzensvolle Gegenwart anzusehen wagte.

Um diese Zeit geschah es, daß Charette de la Coutrie auf Bonchamps Schlosse erschien, und diesen von den Schreckensszenen in Paris unterrichtete. Er war der Grenznachbar des Marquis, zwar jetzt wenig mehr begütert, denn er besaß nur das kleine Schloß Fonteclause, aber ein Mann von Geist und Ehre, von hohem leidenschaftlichen Charakter und seltenem Muthe. Er war in Paris gewesen, als man den König verhaftete, mit den Wenigen, die Ludwig noch zu vertheidigen wagten, war er in die Tuilerien eingedrungen, aber mitten in seinem edlen Werke von der Menge blutgieriger Ungeheuer zurückgedrängt, und in die Flucht geschlagen, hatte er nur durch seine seltene Geistesgegenwart das schon verfallene Leben gerettet.

Voll heiligem Eifer für die unglückliche Königsfamilie, voll Haß gegen die vom Blute ihrer eigenen Mitbürger besudelten Demokraten, betrat er jetzt das Haus seines Freundes, der tief gerührt aus seinem Munde die Unbilden erfuhr, die der arme Ludwig und die

Seinen dulden mußten. „Gebt mir jetzt eine Armee!“ sprach Charette mit dem stolzen Selbstvertrauen, mit dem ihn die gute Sache des Vaterlandes erfüllte. „Gebt mir eine Armee, und ich ersäufe die Frevler zu Paris in ihrem eigenen Blute!“ Bonchamp und Clarissa suchten den Heftigen zu besänftigen, und scheinbar ruhig aber düster — er hatte sich von Bonchamps Vaterlandsliebe eine thätigere Theilnahme versprochen — kehrte er nach einigen Stunden auf sein einsames, finsteres Schloß zurück, um hier, abgezogen von allen Verbindungen, den Freuden der Jagd, die er mit Leidenschaft liebte, und seinen Plänen zu leben, über denen er voll düsteren Unmuthes brütete.

Der Winter war indeß mit all' seinen Freuden und Beschwerden eingezogen; allein die Ereignisse in Paris füllten noch immer die Bewohner der entferntesten Provinzen mit Sorge, Angst und Schrecken. Der Nationalkonvent arbeitete rastlos, bald gab es in Frankreich, wenigstens öffentlich, keinen Adel mehr, und Bürger des Blutes nannte sich, wer dem schrecklichen Beile nicht verfallen wollte. Die gewaltige Hand der entmenschten Schreckensregierung erstreckte sich endlich auch über die bisher noch friedlichen Lande der Vendée, und was auch der Bürger und Landmann zürnte, das Unheil war nicht mehr zu verhüten, da bis nun noch Keiner den Muth gehabt, dem fürchterlichen Tribunale entgegenzutreten. Lange glimmte die Kohle unter der Asche, nur eines Windstoßes bedurfte die verborgene Glut, um in helle Lohe auszubrechen.

Die Republik — das fluchbeladene Regiment der

Jakobiner, verordnete durch alle Lande des ehemaligen Königreichs, vor dessen Macht Völker gezittert, dessen Glück minder gesegnete Nachbarn beneidet, und das nun, preisgegeben einem wilden blutdürstigen Volkshaufen, mit all seinem Segen unterging in der verheerenden Herrschaft des Wahnes, eine allgemeine Rekrutenstellung.

Niemand, der das bestimmte Alter erreicht hatte, sollte vom Dienste befreit sein, denn es war dem Nationalkonvent darum zu thun, der drohenden Armee, die sich jenseits des Rheines zusammenzog, um das frechvergossene Königsblut zu rächen, ein Heer groß und mächtig entgegenzustellen. Republikanische Kommissäre mit Offizieren und Soldaten der Nationalgarde erschienen auch in der Vendée, und der 10. Mai des Jahres 1793 war bestimmt, die Hebung der Rekruten zu beginnen. Ohne Widerrede stellten sich die vorgeladenen jungen Leute der Umgegend zu St. Florent, doch statt sich unter die revolutionären Fahnen zu reihen und den Tigern der Nation Treue zu schwören, griffen sie auf einmal zu den Waffen, trieben die Kommissäre und Offiziere in die Flucht, und schlugen unter der Anführung eines allgemein geachteten Frachtfuhrmanns, Namens Chatelineau, die zur Unterstützung herbeigeeilte Kompagnie der Nationalgarde so auf das Haupt, daß diese über 80 Todte und Verwundete zählte, und eine Kanone in den Händen der Landleute lassen mußte.

Nun war der Brand geworfen, auf allen Punkten der Vendée erfuhren die Abgesandten des Nationalkonvents ein gleiches Schicksal; der friedliche Landmann war auf einen Wink zum Krieger umgewandelt, der mit dem

edlen Muthe des Unterdrückung und Tyrannei verabscheuenden Mannes, sein gutes Recht und seine bessere Meinung vertheidigte. Überall holten sich die nach und nach herbeigeeilten republikanischen Truppen mit blutigen Köpfen die Überzeugung, daß in der Vendée nichts zu gewinnen sei, als Tod und Wunden. In einer Zeit von drei Wochen stand das ganze Land längs der niederen Loire, der Sèvre und dem atlantischen Meere unter Waffen. Anfangs hatten die heldenmüthigen Bewohner nichts als Schaufeln, Sensen, Spieße und verrostete Flinten, aber bald organisirten sich die kampflustigen Horden unter Stofflet, einem Förster aus dem Elsaß, und Laroche St. Andrée, zu geregelten Haufen, deren Landeskenntniß ihnen die größten Vortheile verschaffte. In ihren grauen Röcken, dem spitzen Krempenhut, von dem eine rothe Feder wehte, auf dem Kopfe, gewährten die zu Kriegern gewordenen Bauern einen fürchterlich prächtigen Anblick. Die meisten von ihnen waren jetzt mit Säbeln, Stutzen und Pistolen bewaffnet, die übrigen hatten Piken und Sensen, doch trug Jeder auf der Brust ein rothfärbiges geweihtes Herz, mit dem Wahlspruche: „Erhaltung der Religion, des Thrones und des Adels," und im Knopfloche hing ein Rosenkranz. So unvollständig auch das Heer der Insurgenten noch war, so bildete es doch eine feste Kette gegen die Angriffe der Garden des Konvents, und der schlachtgewohnte Krieger zitterte, wenn er demselben gegenüberstehen sollte. Ging auch heute der größte Theil der Landleute in seine Heimat, um in dem schlichten Kittel Feld und Wirthschaft zu bestellen, so waren sie doch morgen bei dem ersten

Aufrufe wieder in den Reihen zum Kampfe bereit, und hatten es sich heilig geschworen, nie eine Kugel umsonst zu verschießen.

Viel hatten die Krieger des Nationalkonvents zu erdulden. Jeder Greis, jedes Weib, ja selbst die Kinder waren ihnen in den friedlichen Behausungen fürchterlich, und nicht selten sank der arglose Soldat mitten unter Weibern aus den Armen des Schlummers in die Arme des Todes. Jeden Fuß breit Erde mußten sie mit ihrem Blute gewinnen, denn jede Hecke, jeder Zaun, jeder Baum, jeder Fels verbarg einen Feind, dessen sicheres ungesehenes Rohr nur selten ein Opfer fehlte. Unter de Vues Führung hatten die Insurgenten bei Pornio eine Schlacht gegen die Republikaner verloren. Die Wahl eines tapfern und klugen Führers lag ihnen nach diesem Schlage um so mehr am Herzen, als der erlittene Verlust um so heftiger die Glut der Rache entflammen mußte. Die allgemeine Stimme entschied für den Marquis von Bonchamp und Charette de la Coûtrie. Allein beide schlugen den Antrag aus, wenn sie sich auch, in heiligem Eifer für die gerechte Sache entbrannt, schon lange nach solcher Auszeichnung gesehnt hatten. Erst als die bewaffneten Bauern zum dritten Male erschienen, und unter Geschrei und Toben drohten, beide Schlösser bei längerer Weigerung augenblicklich in Brand zu stecken, und sie und ihre Angehörigen als ihre Feinde zu tödten, gaben sie nach, und schon am andern Morgen standen Charette und Bonchamp, wie sehr auch Clarissa und die kleine Denise in liebender Sorge um Gatten und Vater flehten, jeder an der Spitze eines bewaffneten

Haufens von fast 2000 Köpfen. Unter lautem Jubel zogen sie hinaus, und wehe den Republikanern, die sie heute getroffen hätten.

2.

Es war eine finstere Nacht des Monats September. In unabsehbaren Reihen brannten die Wachfeuer des Insurgentenheeres auf der weiten Ebene; und in bunten, wirren Gruppen, theils in Mäntel, theils in Decken oder andere Lappen gehüllt, lagerten die bewaffneten Bauern um dieselben, die glimmende Pfeife im Munde, im Herzen Sieges- und Racheluft. Das ganze Lager gewährte einen schauerlichen, aber malerischen Anblick. Tiefe, feierliche Todesstille, nur zuweilen von dem Rufe der ausgestellten Vedetten unterbrochen, lag über den blutgedüngten Feldern. Nahe an einem Hügel ruhte eine hohe, düstere Gestalt. Der spitze Hut mit der rothen Schwungfeder bedeckte, tief in die Augen gedrückt, die schönen aber grellen Züge des Mannes, die ein wilder Spitz- und Knebelbart noch mehr erhob. Den großen Korbsäbel zwischen den ausgespreiteten Beinen, nachdenkend das sorgenerfüllte Haupt auf den Arm gestützt, starrte er lange regungslos und finster in das verglimmende Feuer. Keiner von den ihn Umgebenden wagte es, ein Wort zu reden, denn Charette, dieser kühne Häuptling der Vendéer, brütete über großen Plänen. Sein Heer über 10,000 Mann stark, nun aber seit mehreren Wochen von Bonchamp getrennt, war vor sieben Tagen von den Truppen der Nation geschlagen worden. In dem Herzen des Leidenschaftlichen wogten fürchterliche Entschlüsse. Er wollte sterben, oder den Flecken seines Ruhmes mit Feindesblut verwischen. Lan-

ge noch lag er sinnend, und strebte nach der klaren Übersicht seines der Reife nahen Planes.

Da weckte auf Stofflets Wink, der den Schwermüthigen zu erheitern suchte, lauter Hörnerklang den Nachdenkenden, und mit wilder Begeisterung sang das Insurgentenheer sein muthiges Schlachtlied:

Voran die Fahnen zum heiligen Kampf,
Wir streiten für Gott und Recht!
Zum Himmel wirbelt der heiße Dampf,
Ihr Schützen, hinein in den blutigen Kampf,
Wer feig ist, sei ehrlos und Knecht!

Im tiefen Herzen ergriffen, war Charette aufgesprungen; seine Blicke glühten, die Töne des begeisterten Gesanges hatten seine ganze Thatkraft wieder aufgeregt, und entschlossen, was er lange still durchdacht, mit Kühnheit auszuführen, rief er: „Wer wagt es, noch diese Nacht zum Marquis von Bonchamp zu gehen?“ Hundert Stimmen antworteten: „Ich!“

Da übersah mit freudefunkelnden Augen der Führer seine Umgebung, und schnell ein Blättchen beschreibend, womit er den Marquis einlud, am zweiten Tage mit dem ersten Frühroth bei Fontenay, wo er vor sieben Tagen selbst geschlagen wurde, die Republikaner anzugreifen, entließ er einen der Insurgenten, einen flinken listigen Burschen, mit der wiederholten Ermahnung, ja klug und vorsichtig zu sein. „Fällst du in die Hände der Feinde,“ sprach er, „erhält Bonchamp meine Aufforderung nicht, und wir greifen an, ohne daß er uns zur erwarteten Stunde unterstützt, so sind wir verloren, denn zu groß ist die Übermacht. Der Konvent hat, wie ich so

eben durch einen treuen Anhänger erfahren, frische Truppen gesendet, und die Besatzung von Mainz ist ebenfalls im Anzuge. Gehe jetzt mit Gott, gib, wenn es nöthig, selbst dein Leben zum Opfer für das Vaterland, und erwirb dir so den Dank deiner Brüder."

Ohne ein Wort zu verlieren, schlug der junge Abgesandte seinen Mantel über die Schulter, nahm mit einem freudigen Blicke Abschied von dem Führer und seinen Genossen, schwang sich dann über die Hecken, und entschwand in einer Schlucht den Blicken der Übrigen.

Unter stillen Zurüstungen zu der bevorstehenden entscheidenden Schlacht verging der folgende Tag und kaum war die zweite Mitternacht vorüber, als sich unter Charettes Führung die Schaar der Insurgenten in Bewegung setzte. Es lag in dem Plane des Häuptlings, mit Tagesanbruch die durch den errungenen Sieg sorglos gewordenen Feinde zu überraschen, dann in den ersten Schrecken in ihre Glieder zu stürzen und sie zu schlagen.

Ohne verrathen zu werden, standen sie bei dem ersten Scheine der Dämmerung dem Heere der Republik gegenüber, das sich erschrocken von einem Feinde umringt sah, den man für machtlos und entwaffnet gehalten hatte. In wilder Unordnung griff alles zu den Waffen; da donnerte Charette ein weit hallendes „Marsch!" den Seinen zu, und im Sturmschritte rückten bei dem Klange der Hörner die kampfbegierigen Landleute gegen die verwirrten Reihen der Feinde. Gar bald war die Schlacht im vollen Gange; Streich auf Streich fiel, und schmetterte zu Boden, was ihm entgegenstand; Schonung

kannte man nicht, nur der Mord herrschte in dem tobenden Gewühle mit blutigem Paniere; man focht nicht mehr, man schlachtete!

Drei lange entsetzensvolle Stunden hatte das Würgen gedauert, schon wankten die Insurgenten, denn mit immer neuer Macht drängten die Republikaner heran. Schon prangte die rothe Mütze der Freiheit mitten in der Schaar der Vendéer: da sprengte Charette auf den mit Staub und Blut bedecktem Pferde gegen sein hart bedrängtes Centrum, um durch sein eigenes heldenmüthiges Beispiel den schon schwächeren Kampf mit neuem Feuer zu beleben. „Nur noch eine Viertelstunde, und wir sind gerettet!“ rief er ein über das andere Mal. „Dort flattern schon die Fahnen unserer Freunde!“ Von neuem Muthe erfüllt durch ihres Führers Wort, stürzten die Vendéer mit hocherhobenen Waffen in die spielenden Batterien der Nationalgarden, und schlugen wüthend nieder, was ihnen zu widerstehen wagte.

Charettes scharfes Auge hatte gut gesehen. Wie die Windsbraut stürmten Bonchamp und d'Elbée mit ihren Streitern heran, und ehe noch die vierte blutige Stunde ihr volles Ende erreicht, tönte lauter Siegesjubel der Vendéer zum Himmel.

Gegen 2000 Gefangene und 40 Kanonen, viele Gewehre und Munition fiel in ihre Hände, Tausende von Todten und Verwundeten lagen auf dem Schlachtfelde, und was nicht entflohen war, hatten die Fluten der Sèvre verschlungen.

Der Sieg war vollständig; er ermunterte die Tapfern zum fernen Kampfe, den sie von jetzt an nicht nur

auf ihrem Gebiete in alle Gegenden trugen, sondern selbst in die angrenzenden Departements verpflanzten.

8.

Der hereinbrechende Winter machte dem von beiden Seiten mit der höchsten Erbitterung geführten Feldzuge ein Ende. Die Schaar der Vendéer, anfangs Sieger, erlitt bei der Uneinigkeit der Anführer wieder eine Niederlage, und löste sich endlich nach der verlorenen Schlacht bei Savenay ganz auf. —

In Paris hielt man den Kampf für immer beendet, allein er ruhte nur.

Mit dem beginnenden Frühjahre sammelten sich unter La Roche-Jaquelin und Stofflet neue Haufen; auch Charette und Bonchamp ergriffen, wie sehr auch Clarissa ihren Gatten beschwor, nicht mehr Theil an den blutigen Ereignissen zu nehmen, und ihr Herz mit Angst um sein geliebtes Leben zu foltern, von Neuem die Waffen.

Der Krieg wüthete wieder wie zuvor, und allenthalben wie in den glücklichsten Tagen des vergangenen Jahres siegten die Insurgenten, die jetzt mit größerer Wuth fochten, als das erste Mal. Durch errungene Siege stets kühner gemacht, gewann das Heer der Vendéer ein Ansehen und eine Zuversicht, die sie ihren Feinden doppelt furchtbar machte. Die Erstürmung des verschanzten republikanischen Lagers bei Saint Christophe des Challans war ihre schönste Waffenthat, allein sie kostete auch einem ihrer größten Helden das Leben. Bonchamp hatte von Charette, dem eigentlich des Tages Lorbeer gebührte, angefeuert, seine Schaar durch persönliche Tapferkeit zu begeistern ge-

sucht. Dreimal waren sie schon zurückgeschlagen worden, da ergriff der Marquis seine Fahne und stürmte mit hochgeschwungenem Degen auf den Wall; allein die erste Kugel der gedrängten Feinde traf seine Schulter, und stürzte ihn rückwärts hinab in den Graben. Aber in diesem Augenblicke war auch der Sieg entschieden, denn Alle wollten den gefallenen Führer rächen. Noch einige Augenblicke des wüthendsten Sturmes, und sie hatten das Lager gewonnen. Schon nach einigen Tagen zogen sie mit einigen Gefangenen unter dem Schalle der Musik und dem Geläute aller Glocken triumphirend in St. Florent ein.

Noch war Bonchamp am Leben — er sah und hörte den Siegesjubel der Seinen, die ihn auf ihren Gewehren nach der Stadt trugen; aber der Schuß war tödtlich und an ein Aufkommen nicht zu denken. Auf Charettes Befehl wurde Clarissa geholt, und nur ihre Pflege fristete dem unglücklichen Helden noch einige Zeit das Leben.

Charette, der mit seiner ganzen Schaar die Größe des Verlustes fühlte, den er durch den Tod eines der tapfersten Insurgentenführer erleiden sollte, brütete Rache. Ein schnell zusammengesetztes Kriegsgericht verurtheilte alle gefangenen Republikaner, 5000 an der Zahl, zum Tode. Mit Entsetzen vernahm Bonchamps tiefgebeugte Gattin die Kunde von dem schrecklichen Opfer, das man ihrem Gatten bringen wollte. Weinend und zitternd sank sie an dem Lager des Kranken nieder, und bat um das Leben der so grausam und schonungslos Verurtheilten. Dieser ließ Charette an sein Bett rufen,

und beschwor ihn mit brechender Stimme, sein Andenken nicht durch eine so grausame Rache zu schänden. Lange widerstand der Gereizte, doch endlich sicherte er dem Bittenden, wiewohl ungern, das Leben der Gefangenen zu.

Unter diesen befand sich auch ein Kaufmann aus Nantes, Namens Haudandini, ein eifriger Republikaner. Kaum hatte dieser seine Begnadigung erfahren, als er um eine Unterredung bei Charette bat, der ihn stolz und mit dem Tone des Siegers empfing.

„Wir sind Brüder!“ sprach Haudandini, als er vor dem Gebieter stand. „Ob unsere beiderseitigen Ansichten gut oder schlecht, das will ich jetzt nicht untersuchen; doch das sei mir erlaubt, daß ich die Hand zum friedlichen Vergleiche biete; gibt sie doch der Franzose dem Franzosen.“

Charette maß den kühnen Sprecher mit funkelnden Augen, doch dieser ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr gelassen fort. „So wie wir hier in euren Händen sind, so liegen Royalisten in den Händen der Republikaner — auf beiden Seiten muß der Gefangene täglich, ja stündlich für sein Leben zittern. Mein Vorschlag geht also dahin, eben so viele Vendéer, als hier Republikaner gefangen sind, gegen einander auszuwechseln. Ich unterziehe mich diesem Geschäfte, und kehre, wenn der Konvent meine Anträge verwirft, wieder in meine Gefangenschaft zurück.“

Nach langem Nachdenken ließ Charette die Führer seiner Schaaren versammeln, um ihnen Haudandini's Anerbieten vorzutragen, und schon nach einer Stunde zog der Kaufmann, von den schönsten Hoffnun-

gen erfüllt, von dannen. Allein am dritten Tage kehrte er niedergeschlagen und trostlos zurück, denn der Konvent hatte seinen Antrag durchaus verworfen. In rasender Wuth hörten die Vendéer diese Nachricht, denn eine Stunde vor Haudandini's Ankunft war der Marquis von Bonchamp, der Liebling des Heeres, verschieden. Mit wahnsinnigem Toben begehrten sie jetzt das Leben der Gefangenen als Opfer für den Verblichenen; schon hatte Charette, obwohl er dem Verstorbenen Schonung und Gnade für die wehrlosen Feinde zugesichert, dem Drange nachgegeben, schon fielen einige Opfer unter den Händen der ergrimmten Insurgenten, als Clarissa, halb ohnmächtig vor Schmerz und Entsetzen, mit aufgelösten Haaren, ihr Kind auf dem Arme, unter die Wüthenden trat und um das Leben der Unschuldigen flehte.

Die Thränen des auch im höchsten Seelenschmerze noch so schönen Weibes, die bittend gefalteten Hände des niedlichen Kindes machten den tiefsten Eindruck auf die empörten Gemüther, und bannten aus den rachedürstenden Herzen Groll und Haß. Am folgenden Tage, als Bonchamps Leiche unter den Thränen der Seinen, und der regsten Theilnahme der Vendéer prunkvoll, wie ein Fürst, zur Erde bestattet wurde, schenkte Charette auf Clarissas Bitten, theils um das Andenken des Verstorbenen recht zu adeln, theils um den Konvent durch Großmuth zu beschämen, allen gefangenen Republikanern die Freiheit. Die Heimfahrt des edelmüthigen Weibes, die selbst im höchsten Schmerze um den verlornen innigstgeliebten Gatten noch so groß für Anderer Unglück empfinden konnte, glich einem Triumphzuge. Alle durch

sie befreiten Republikaner begleiteten die Trauernde nach ihrem Schlosse, und zogen erst von dort in ihre Heimat, als Clarissa sie unter Thränen der Rührung entließ.

9.

Bis zum Jahre 1795 wüthete der Krieg mit abwechselndem Glücke fort. Nach dem Sturze des Tyrannen Robespierre erließ der Konvent, der einzusehen anfing, daß mit der Gewalt der Waffen die Insurrektion nicht zu dämpfen sei, auf Carnots Vorschlag einen Aufruf an die Vendéer, nach welchem diese nur als Verirrte angesehen, und zur Rückkehr zu friedlichen Beschäftigungen aufgefordert wurden, indem man ihnen für diesen Fall feierlich eine vollkommene Amnestie des Geschehenen angelobte. Zu Nantes fand sogar eine Zusammenkunft der Deputirten des Konvents mit den Häuptern der Insurgenten unter Charette Statt. Die Vendéer sollten die französische Republik anerkennen; dagegen wurde ihnen die ungestörte Ausübung der Religion, die Befreiung vom Kriegsdienste, und die Entschädigung für den erlittenen Verlust zugesichert. Unter diesen Bedingungen nahm Charette, der wie ein König an der Spitze der Häupter seiner Partei zu Nantes empfangen wurde, den Frieden an. Allein die Ruhe war von kurzer Dauer. Die Landung von einigen tausend französischen Emigrirten auf Quiberon, welche die Engländer unterstützten, gab den Vendéern neuen Muth, und kampflustig griffen sie zu den Waffen.

Doch das Unternehmen der Emigrirten wurde durch

den republikanischen General Hoche an einem Tage zu Grunde gerichtet. Dieser eben so tapfere als kluge General führte nun den Krieg in der Vendée mit aller Schonung. Allein so mild er gegen die Einwohner verfuhr, mit eben so großer Strenge verfolgte und bestrafte er die Anführer der feindlichen Partei. Eines der ersten Opfer war Stofflet; er wurde am 24. Februar 1795 gefangen, und am folgenden Tage zu Angers erschossen. Charette, der sich nach und nach von seinen Anhängern verlassen sah, ergriff die Flucht. Todesmatt, dem Hunger und allem Elende eines Flüchtlings preisgegeben, irrte er viele Tage ohne Obdach umher. Nach einem kurzen Gefechte, das er mit 27 seiner Getreuen gegen eine sechsfache Überzahl bestand, fiel er, auf den Tod verwundet, seinen Feinden in die Hände.

Ohne seine Wunden zu verbinden, schleppte man ihn nach Nantes, wo ein Kriegsgericht sein Todesurtheil aussprach. Er mußte nach dem Richtplatze getragen werden, denn der heftige Schmerz und der große Blutverlust hatten ihm alle Kraft geraubt. Noch einen Tag Aufschub, und er wäre an seinen Wunden gestorben. Allein die öffentliche Meinung und das warnende Beispiel verlangten ein Opfer, und deshalb mußte er wie ein Verbrecher sterben. Besinnungslos schleppte man ihn in den Zwinger eines Thores, um den Spruch an ihm zu vollziehen. Er hörte nicht mehr das Klirren der Waffen, sah nicht mehr die Reiter, die ihn umgaben, vernahm die Worte der Religion nicht, die ein Priester, um ihn aufzurichten, in der letzten Stunde zu ihm sprach: erst als der Offizier, der die Exekution führte, die ersten

Tempos kommandirte, erst da kehrte ihm auf einen Augenblick die Besinnung wieder. Mit funkelnden Augen übersah er das schreckliche Quarrée, blickte ernst, doch ohne Zagen auf die drei republikanischen Soldaten, die mit angeschlagenem Gewehre vor ihm standen, und rief, indem er das Hemd von seiner blutbedeckten Brust riß: „Zielt gut — hier ist die Brust, die stets treu für den König und für das Vaterland schlug. Zerschmettert sie und zeigt noch einmal, was ihr so oft bewiesen, daß ihr vor einem wehrlosen Feinde weit bessere Schützen seid, als in offener Schlacht!“

Da wirbelten die Trommeln, um die kühne Rede zu betäuben — ein Knall — und der tapfere Vendéeführer war nicht mehr.

10.

Mit Charettes Tode hörte zwar der dreijährige verheerende Krieg in der Vendée auf, denn die noch übrigen weniger mächtigen Häuptlinge unterwarfen sich unbedingt der Republik; allein Mißtrauen und Furcht vor einem neuen Ausbruche der Insurrektion machte den Pariser Konvent thätig, und bestimmte ihn, die entschiedenen Royalisten der Vendée in Anklagestand zu versetzen, und vor ein für diesen Zweck in Nantes errichtetes Tribunal zu stellen.

Fast an jedem Tage verschwand nun hie und da aus einer Familie ein Glied, ohne daß man wußte, wo es hingekommen sei. Die schrecklichen Verzeichnisse in Nantes allein hätten so manchem in Kummer vergehenden Weibe Aufschluß über das Schicksal ihres plötzlich verschwundenen Familienvaters geben können. Verhaftun-

gen, Verbannungen, und der Tod, der jedem erklärten Royalisten zuerkannt wurde, waren an der Tagesordnung, denn der Konvent wollte das Übel noch im Keime erdrücken, das aus der getheilten Meinung zu entspringen drohte. So schwebte über dem Haupte eines Jeden, der an der guten Sache mit warmem Eifer hing, das drohende Schwert der rächenden Volkstyrannei, und keiner, dem sein Herz noch für die Rechte des Thrones schlug, konnte sich ruhig zu Bette legen, und sagen: „Morgen erblicke ich auf dieser Stelle wieder den Tag.“ Ach, wie oft erblickte ihn der gar nicht wieder, der am Abende zuvor mit der schönsten Hoffnung das müde Haupt zur Ruhe niedergelegt; wie oft erwachte ein Unglücklicher in einem dunklen Kerker wieder, in den sich nur selten ein mitleidiger Sonnenstrahl verirrte.

Eines Abends, die Glocke hatte schon die eilfte Stunde verkündet, hielt ein schwarzer Wagen vor dem Schlosse der Marquise Bonchamp. Zwei tief in Mäntel verhüllte Männer sprangen aus demselben, und forderten im Namen des Gerichtes vom Thorwart Einlaß. Zitternd öffnete dieser die Pforte, denn mit scheuem Blicke hatte er vier Reiter der Nationalgarde am Wagen erblickt, deren blanke Harnische drohend unter den langen blauen Mänteln hervorblitzten. Bebend wankte er, die Leuchte in der Hand, vor den Kommissären die Treppe hinauf, um sie auf ihr Verlangen zu dem Schlafgemache seiner Gebieterin zu führen.

Clarissa war schon vor einer Stunde mit ihrer siebenjährigen Denise zu Bette gegangen. Die Zofe, die noch im Vorgemache mit einer weiblichen Arbeit beschäf-

tiget war, fragte erbleicht um die Ursache des nächtlichen Besuches, und meldete endlich die Herren, die jetzt ungestümer nach der Frau des Hauses begehrten, bei ihrer Gebieterin. Erschrocken fuhr diese bei der Nachricht, daß Kommissäre des Tribunals zu Nantes mit ihr zu sprechen verlangten, aus dem Bette auf. Von Angst wie im Fieber geschüttelt, verlangte sie nach ihren Kleidern, doch ehe sie diese noch erhielt, trat der Ältere der Abgeordneten unter die Thüre, und gebot ihr im Namen des Nationalkonvents ohne Verzug und Widerrede zu folgen. „Kleiden Sie sich schnell an, wir harren indeß im Vorgemache!“ — schloß er, und verließ, nachdem er sich vorher überzeugt, daß nirgends ein Ausweg zur Flucht offen stehe, das Zimmer.

Beinahe wäre Clarissa ohnmächtig zusammengesunken, die Bezeichnung: „im Namen des Nationalkonvents!“ hatte ihre Seele im Innersten erschüttert. Zitternd bedeckte sie sich mit ihren Kleidern, und erst als sie angezogen war, fiel ihr unsicheres Auge auf die schlafende Denise. Einige Augenblicke stand sie zweifelhaft, ob sie das Kind im Schlosse lassen, oder mit sich nehmen solle, doch Mutterliebe bestimmte gar bald ihren Entschluß, und mit sanfter, bebender Stimme fragte sie die Kommissäre, ob sie ihr Mädchen mitnehmen dürfe. „Ich habe deshalb keinen Auftrag!“ entgegnete der Finstere, und trat erstaunt über die schönen Züge und die wundervoll imponirende Gestalt seiner Gefangenen einige Schritte zurück. „Indeß,“ fügte er milder hinzu, „mögen Sie das Kind mitnehmen. „Ich nehme die Verantwortung auf mich.“

Rasch war diese geweckt und angekleidet, und ehe noch eine Viertelstunde vergangen war, befand sich die unglückliche Frau nebst den beiden Begleitern in dem schauerlichen Wagen, auf dem Wege nach Nantes. Vergebens war die Unglückliche während der Reise bemüht, durch Bitten und Thränen ihren Begleitern ein Wort über die Ursache ihrer Verhaftung zu entlocken. Stumm wie Leichen saßen sie an ihrer Seite, und wenn ja noch ein Wort ihren Lippen entschlüpfte, so war es nur geeignet, die Seelenangst des verlassenen Weibes noch mehr zu erhöhen.

Ehe noch der Morgen graute, waren sie in Nantes angelangt. Vor einem hohen düsteren Gebäude, das von allen Seiten mit Wachen umstellt war, hielt der Wagen. Auf den Ruf: „Im Namen des Konvents!“ klirrten die Riegel, und eine schwere Eisenpforte öffnete sich knarrend, um sie einzulassen. Noch einen schmerzlichen Blick richtete das zitternde Weib zu dem dämmernden Himmel empor, und folgte dann dem Gefangenwärter, dem Sie durch einen schriftlichen Befehl übergeben wurde, in das Innere des Hauses. Weithin durch die hohen düsteren Gänge hallte der schwere Tritt des Kerkermeisters, der die Gefangene jetzt schweigend nach einer niedern Kammer in dem ersten Stockwerke brachte.

Mit Schaudern betrat sie das grauenvolle Gemach. Durch kleine engvergitterte Fensteröffnungen, die so hoch in der Mauer angebracht waren, daß man sie von der Erde aus nicht erreichen konnte, fiel ein matter Schimmer des anbrechenden Morgens, und erleuchtete kaum die schmutzigen zerkratzten Wände, die so oft schon die

Seufzer der Verzweiflung gehört. Ein altes Bett mit wenig und schlechtem Stroh befand sich in einem Winkel, vor demselben ein zerbrochener Stuhl und ein nicht besserer Tisch. Neben einer Reihe von Ketten, die in der Wand festgemauert waren, stand ein halbzertrümmerter Krug.

Dieses Gemach, dessen Einrichtung sie mit Beben erblickte, sollte nun der Unglücklichen zum Aufenthalte dienen. In wortlosem Schmerze wankte sie auf den Befehl ihres Begleiters durch die mit schweren Riegeln versehene Thür, und sank, ohne das Jammergeschrei ihres Kindes mehr zu vernehmen, halb ohnmächtig zusammen. Gerührt bemühte sich der Gefangenwärter, der ein weicheres Herz in der Brust trug, als seine düstere Außenseite erwarten ließ, die Erschöpfte aufzurichten.

„Fassen Sie Muth!“ sagte er, „und ergeben Sie sich in Ihr Verhängniß. Was ich beitragen kann, um Ihre Lage zu erleichtern, das will ich mit Freude thun.“ Mit diesen Worten hatte er die Stube verlassen. Clarissa konnte sich nicht fassen, vor wenig Stunden noch frei und glücklich, lag sie jetzt in dem Kerker als eine Verbrecherin, ohne daß sie ahnen konnte, warum man sie angeklagt. Zu grell und zu unerwartet war der schauderhafte Wechsel gekommen, als daß er nicht ihre ganze Seelenstärke hätte erschüttern sollen. Lange stand sie in starrer Betäubung und fand keine Worte, um ihrem Schmerze Luft zu machen; endlich brach sie in heiße Thränen aus. Das Bewußtsein ihrer Unschuld füllte ihr Herz mit himmlischen Troste, und ermuthigt drückte sie ihr Kind an die Brust mit dem Ausrufe: „Gott, der je-

des Haar auf unserem Haupte zählt, wird uns nicht verlassen!“ Bald trat der Gefangenwärter, von Theilnahme für die schöne unglückliche Frau getrieben, wieder in das Behältniß. Seine Tochter, ein freundliches siebzehnjähriges Mädchen, und ein Knecht brachten Betten und bessere Stühle. Gar bald war die häßliche Stube gereiniget, und so viel es sich thun ließ, zum freundlichen und bequemen Gemache umgestaltet. Einen dankbaren Blick warf Clarissa dem Alten zu. „Das für den ersten Augenblick!“ sprach dieser. „Ich habe hergegeben, was ich entbehren konnte, denn ich würde selbst nicht ruhig schlafen, wüßte ich Sie, liebe zarte Frau, auf so rauhem Lager, wie das der übrigen Verbrecher.“

Wie der Todeswunde Schmerz durchbebte das Wort Verbrecher das Herz der Unglücklichen. „Rechnest auch du, guter Alter! mich zu der Zahl der Schuldigen, über die das Tribunal seine blutigen Urtheile fällt?“ fragte sie bange und setzte schnell hinzu: Sprich, was ist dir bekannt von mir, welches Vergehens hat man die Marquise Bonchamp angeklagt?“

Tiefe Trauer überzog die markirten Züge des alten Beschließers, als er Clarissas Namen hörte. „Sie sind die Gattin des wackern Marquis, der in St. Florent gestorben?“ fragte er gespannt.

„Die bin ich!“ war Clarissas Antwort.

„Dann forschen Sie nicht weiter!“ entgegnete der Kerkermeister. „Ihr Name ist Ihr Verbrechen!“

Clarissa seufzte tief bei dieser Nachricht. „Deine Ahnungen erfüllen sich, guter, edler Vater. Wohl dir, daß du heimgegangen bist vor diesem Tage in das Land

des Friedens. Du hattest Recht, als du mit einem Blicke in die Zukunft diese Hand meinem Gatten verweigertest. Doch ich will nicht grollen, will muthig tragen, was das Geschick auch über mich verhängen mag!"

Mit Ergebung fügte sie sich jetzt in ihr trauriges Loos, immer gefaßter fand sie jeder neue Tag, und als endlich vier Wochen ohne Verhör, ohne Frage um sie verflossen waren, da fand sie ihre Lage, die ihr der wackere Beschließer und seine freundliche Tochter immer mehr zu erleichtern suchten, recht erträglich. Auch die kleine Denise gewöhnte nach und nach die Entbehrung mancher Bequemlichkeiten, und wurde stets munterer. Ohne Ahnung der Gefahr, die ihrer Mutter drohte, suchte sie diese durch ihre kindlichen Spiele zu erheitern, und sang oft stundenlang, um den Kummer der Nachdenkenden zu zerstreuen.

Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde. „Morgen um 10 Uhr erscheinen Sie vor dem Tribunale, Madame!" verkündete eines Abends mit besorgtem Tone der Gefangenwärter. „Verlieren Sie Ihre Fassung nicht, bleiben Sie der Wahrheit treu, und vertrauen Sie auf Gott!"

Wie sehr auch Clarissa das Bewußtsein ihrer Unschuld erhob, so erfüllte sie doch diese Nachricht mit Bangen. Zwar vertraute sie fest auf den Himmel, aber desto mehr zweifelte sie an der Gerechtigkeit der Menschen. Vergebens suchte sie bald ihr Lager, um in den Armen des Schlummers den Kummer zu vergessen, der so ganz ihre Seele füllte; die einzige Wohlthat des Leidenden, der süße Schlaf floh ihre müden Augen. Endlich, schon

nahte der Morgen, war sie vor Erschöpfung eingeschlafen, aber die kurze Ruhe erquickte sie nicht; häßliche schwere Träume folterten ihre Phantasie; was sie im Wachen nur mit dunkler zeichenloser Ahnung gesehen, das stand jetzt in grellen erschütternden Bildern vor der aufgeregten Seele, und mußte ihre geistige Kraft um so mehr erschöpfen, als der ruhende Körper die heftige innere Bewegung nicht theilte. Der Eintritt des Gefangenwärters ermahnte Clarissa, daß es Zeit sei, sich zu dem ernsten Gange vorzubereiten.

Schweigend, ohne Widerrede, ohne Zeichen erhöhter Angst, gehorchte sie der Nothwendigkeit; durch ein kurzes inbrünstiges Gebet erhob sie den sinkenden Muth ihres Herzens, und bald trat sie gefaßt, und mit dem Adel einer Königin vor die Richter des Tribunals. Sichtbares Erstaunen erfüllte alle Räthe, als Clarissa eintrat. Mit solcher majestätischer Ruhe, in so imponirender Schönheit war noch keines ihrer Opfer an die schwarze Tafel getreten, an der sie so lange schon die blutigen Loose schüttelten.

Erst nachdem man lange das reizende Weib bewundert hatte, fragte der Präsident: ob sie die Ursache ihrer Verhaftung wisse.

„Ich weiß sie nicht!“ war Clarissas einfache Antwort. „Ohne mir ein Verbrechen kund zu machen, hat man mich zur nächtlichen Stunde aus meinem Schlosse in jenen Kerker geschleppt, den ich nun schon seit 33 Tagen bewohne. Ich bin gefaßt, aus Ihrem Munde jetzt die Ursache meiner so entehrenden Behandlung zu vernehmen!“

Der Präsident warf einen flüchtigen Blick auf die Angeklagte, und sprach: „Sie sind bei dem Konvente in Paris des Einverständnisses mit Ihrem Gatten beschuldigt, wir haben den Auftrag Ihre Vertheidigung zu hören.“

„Des Einverständnisses mit meinem Gatten?“ wiederholte Clarissa bitter. „Wo lebt ein Weib, welches edel denkt und fühlt, das nicht des Einverständnisses mit ihrem Gatten beschuldigt werden könnte?“

„Sie verstehen mich nicht!“ versetzte der Präsident. „Man hat Sie angeklagt, daß sie Ihren Gatten in seinen aufrührerischen Gesinnungen bestärkt, — daß Sie nichts gethan, um ihn von der verbrecherischen Bahn, die er betreten hatte, zurückzuziehen — im Gegentheil haben Sie beigetragen, ihn in seinem Wahne zu befestigen.“

„Bei Gott! das habe ich nie!“ entgegnete empört die Marquise. „Selbst meinen Gatten würde diese Anklage nicht treffen, wenn er auch lebte. Zweimal wurde ihm von den Landleuten die Führung ihrer Schaar angetragen, zweimal schlug er es ab; erst als zum dritten Male das Heer der Vendéer vor unserem Schlosse erschien, und drohte, ihn als einen Feind ihrer Sache zu ermorden, mich, mein Kind und unser Eigenthum zu vernichten, wenn er sich noch ferner weigere, an ihre Spitze zu treten, erst da gehorchte er der Nothwendigkeit, und zog den Degen, um die Rechte eines unglücklichen Königs gegen seine Unterdrücker zu vertheidigen! — Ich habe Thränen genug vergossen,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „allein es war nicht zu ändern.“

„Wer hat Ihnen bei Ihren so eben erklärten fried-

lichen Gesinnungen geheißen, dem Marquis zum Heere nachzufolgen?“ forschte der Präsident mit Flammenblicken. „Meine Pflicht!“ erwiederte Clarissa. „Als ich die Nachricht von seiner Verwundung erhielt, auf die sein für mich so schmerzlicher Tod erfolgte, brach ich auf, um dem geliebten edlen Gatten die letzte Treue zu beweisen. Ich halte es für unmöglich, daß man eine Handlung, die Liebe und Menschlichkeit zur unerläßlichen Pflicht machen, für ein Verbrechen erklären kann!“

Nach langen Debatten und Klagen, worunter auch die vorkam, daß Clarissa die verwundeten Vendéer auf ihrem Schlosse unterstützt und gepflegt, und dieses für sie zu einem ordentlichen Hospitale eingerichtet habe, hieß man die Beklagte abtreten, und sammelte die Kugeln, es waren drei weiße und neun schwarze.

Clarissa erstarrte, wie wenig Vertrauen sie auch auf das Tribunal gesetzt, ein Todesurtheil hatte sie nicht erwartet. Ihr Muth, ihre erstaunungswürdige Fassung schwanden mit einenmale bei dem entsetzlichen Gedanken, den Tod eines Verbrechers leiden zu müssen, sie wollte bitten, allein Thränen des bittersten Schmerzes erstickten ihre Stimme, und sie wurde auf Befehl des Tribunals hinweggebracht, ohne daß sie nur ein Wort für ihre Begnadigung sagen konnte. Mehr einer Leiche, als einer Lebenden ähnlich, langte sie in ihrem Kerker an. Der alte Gefangenwärter, der mit banger Ungeduld ihrer Rückkunft entgegengesehen hatte, las das Todesurtheil in ihren Zügen.

„Verloren! Verloren!“ stöhnte sie aus krampfhaft athemloser Brust, und stürzte ohnmächtig auf ihr Bett

nieder. Denise war trostlos — sie suchte ängstlich die verzweifelnde Mutter wieder zu erwecken, — allein umsonst. Lange lag diese wortlos in ihren Thränen, und erwachte erst spät in dem entsetzlichsten Zustande. In halber Raserei drückte sie ihr Kind, von dem sie auf eine so schreckliche Art gerissen werden sollte, an die Brust, — sie verschmähte Speise und Trank, und nur dann, als ihr Denise, um die Jammernde zu erheitern, in ihrer kindlichen Unschuld mehrere Bilder zeigte, die ihr des Wärters Tochter geschenkt, fiel ein Sonnenblick des Trostes in ihr zerrissenes Herz.

Sanfter flossen ihre Thränen, als sie ein Muttergottesbild erblickte. Mit frommer, glaubenvoller Ergebung sank sie auf ihre Knie, und sprach mit verklärtem Auge: „Dein erhabenes Vorbild, heilige Mutter! soll mir Trost und Kraft verleihen, den unverdienten Tod mit all der Fassung, die der Unschuld eigen ist, entgegenzugehen.“ Ein inbrünstiges Gebet, das sie lange schweigend fortsetzte, erhob und stärkte sie.

Mit jeder Stunde wurde sie ruhiger und vertrauter mit dem Gedanken an ihr Schicksal; nur wenn sie ihr Kind sah, erneuerten sich ihre Thränen.

Schon war die Nacht angebrochen, Clarissa suchte Denise zu Bette zu bringen, allein das Kind, aufgeregt von der Theilnahme an dem Schmerze der Mutter, fühlte das Bedürfniß des Schlafes nicht. Da rasselten mit einem Male die Riegel, und der Kerkermeister trat mit freudeglühendem Antlitze in die Stube.

„Madame!“ sprach er, „Sie haben Gnade gefunden. Die Vollziehung Ihres Todesurtheils, die auf mor-

gen früh 5 Uhr festgesetzt war, ist verschoben worden. Wem Sie dafür zu danken haben, das weiß ich nicht. Aber gewiß ist es. Darum schlafen Sie ruhig heute Nacht, — wer weiß, was der kommende Tag Gutes bringt.“ Schnell entfernte sich der Erfreute nach diesen Worten des Trostes wieder, und überließ die Verzagte ihrer Freude über die Verlängerung ihres Lebens. Das mit Wonnethränen erfüllte Auge zum Himmel erhoben, drückte sie ihr Kind an ihr ungestüm klopfendes Herz. „Du ließest mein Vertraueu nicht zu Schanden werden, gebenedeite Gottesmutter!“ sprach sie, und küßte andächtig das Bild der Himmlischen. „Heil denen, die auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen!“

11.

Während Clarissa in ihrer einsamen Kerkerstube nach Fassung gerungen hatte, für die letzte schauervolle Lebensstunde, waren ganz sonderbare Dinge in Nantes vorgegangen. Schon eine Stunde später, als das Todesurtheil über die Marquise von Bonchamp ausgesprochen worden war, erschien ein Mann vor dem fürchterlichen Tribunale, um mit vier andern Republikanern, die ihm gefolgt waren, Clarissas Begnadigung zu erbitten. Das Gericht wollte sie abweisen, allein als die Männer immer dringender wurden, und ihr Recht bewiesen, mit dem sie eine Angeklagte, wie die Marquise Bonchamp, die sich so viele Verdienste um die Republik erworben habe, zu vertheidigen gewagt, als der Redner erzählte, daß nur ihrem Flehen Tausende der Republikaner ihre Rettung verdankten, daß sie es war, die ihr Kind auf

dem Arme, mitten unter die erbitterten Vendéer getreten war, als diese, um den gefallenen Marquis zu rächen, 5000 Gefangene ermorden wollten, daß sie es war, die bei Charette ihnen durch Bitten und Thränen Leben und Freiheit erwirkt, da stutzten die Richter, und bewilligten nach stundenlanger Berathung, zwar noch nicht Gnade, doch Aufschub, bis es den Vertheidigern der Marquise gelingen würde, bei dem Nationalkonvente in Paris die Lossprechung Clarissas zu erwirken.

Haudandini, denn dieses war der dankbare Vertheidiger der Unschuldigen, hatte nichts Dringenderes zu thun, als ein Gesuch an den Nationalkonvent abzufassen, und mit so viel Unterschriften von den Geretteten versehen zu lassen, als er nur auftreiben konnte. Als er endlich allein in Nantes 800 Männer gefunden, die der Marquise ihr gerettetes Leben verdankten, flog er selbst nach Paris, beschwor mit hinreißender Beredsamkeit den Konvent um die Begnadigung Clarissas, und kehrte nach einigen Wochen wie ein Engel des Trostes zu seinen harrenden Mitbürgern zurück, die ihn mit lautem Jubel empfingen.

Allein nicht so schnell als man gehofft, wurde die Freilassung der Marquise bewerkstelliget. Man sprach sie zwar von den Verbrechen los, deren sie angeklagt war, aber ließ sie noch immer in ihrer Haft. Die Prozesse gegen die Royalisten der Vendée waren indeß beendet, noch ein Tag, und das Tribunal sollte seine Sitzungen beschließen. Mit wachsender Angst erhielt Haudandini davon Nachricht, er befürchtete Verrath, denn wurde Clarissa nicht noch am folgenden Tage entlassen, so war

von der Rückkehr der Tribunalrichter nach Paris neues Unheil zu befürchten. Ängstlich sann er, wie in diesem Falle wohl zu helfen sei. Er selbst wollte und durfte nicht dringender werden, und mit Clarissa sich berathen, dazu wurde ihm keine Gelegenheit gegönnt. Indeß mußte etwas gewagt werden. Kaum war es dunkel geworden, so schlich er sich vorsichtig an das Gefängniß, und schnell, ehe ihn Jemand entdecken konnte, hatte er einen Zettel ohne Namenszug durch das offene Gitterfenster in die Kerkerstube der Unglücklichen geworfen.

Clarissa stand zitternd und verlegen. Der Zettel lautete: „Madame! der Konvent in Paris hat Sie zwar begnadigt: aber Ihre Freunde beschwören sie, morgen mit dem frühesten Jemanden an das Tribunal zu senden, und um die schriftliche Ausfertigung ihres Begnadigungsurtheiles zu bitten. Versäumen Sie nichts, — das Tribunal hält morgen die letzte Sitzung, es dürfte dann zu spät werden, und Ihnen neues Unheil drohen.“

Wem konnte sie die letzte Entscheidung ihres so günstig gewendeten Schicksals wohl anvertrauen, wen durfte sie zu den Richtern senden? —

Zweifelnd, welches Mittel sie ergreifen sollte, um zu helfen, bat sie den Kerkermeister, der ihr so viele Theilnahme bewiesen hatte, zu sich, und fragte um seinen Rath. Lange sann dieser, endlich rief er: „Gnädige Frau, der Bote ist gefunden,“ und zeigte auf die kleine Denise. „Das Mädchen ist nicht gefangen, und kann als Kind wohl für seine Mutter bitten, ohne daß man ein Verdacht erregendes Einverständniß vermuthen könnte. Lernen Sie dem guten Mädchen nur, was es sagen soll,

ich lasse es dann morgen zur rechten Stunde durch meine Tochter zu den Richtern des Tribunales führen.“

Nach einigen Zweifeln nahm Clarissa den Vorschlag an. Die Kleine fürchtete, obwohl sie keinen rechten Begriff davon hatte, das Tribunal; es war also keine leichte Sache, sie vollkommen zu unterrichten.

Als sie endlich am folgenden Morgen nach vieler Bemühung ihre Anrede inne hatte, trat sie, von dem Seegen der Mutter begleitet, mit der Tochter des Gefangenwärters den Weg zum Gerichtshause an. Mit vielem Ernste stand sie vor den finstern Männern, und sprach, gefaßt, und mit lauter Stimme: „Bürger! die Mutter bittet durch mich um ihr Begnadigungsurtheil!“

Mit Staunen hörten die Richter des Kindes Bitte, und forschten neugierig nach dem Namen der kleinen unerschrockenen Bittstellerin.

„Denise Bonchamp,“ erwiederte diese mit einem tiefen, freundlichen Knixe.

Wohlwollendes Gemurmel tönte durch den Saal. Ein so kleines und zugleich so liebenswürdiges Wesen stand wohl noch nie vor ihrem fürchterlichen Rathe; Clarissa hätte ihre Sache nicht besseren Händen anvertrauen können, denn alles war ergriffen von der rührenden Unschuld des Kindes.

Tief bewegt im kalten, blutbeladenen Innern rief der Präsident mit einem Winke Denise zu sich. „Ich habe schon von dir gehört!“ sprach er, und strich ihr schmeichelnd die blonden Locken aus der Stirne. „Du bist ja die kleine Sängerin, die unsere Gefangenen so oft durch ihre lieblichen Lieder erheitert. — Sieh, ich will

dir diese Begnadigungsschrift für deine Mutter geben, wenn du uns eines deiner schönsten Lieder singst.“

Denise ließ sich nicht lange bitten, war ihr ja nur unter dieser Bedingung die Erfüllung ihrer Bitte zugesichert. Sie wollte so gerne das Verlangen der guten Mutter erfüllen, und zugleich den Richtern gefallen. Ein paar Secunden stand sie nachdenkend, und sann, was wohl das schönste ihrer Lieder sei. Sie meinte: ein Lied, das sie sonst von Tausenden mit überwallender Begeisterung singen gehört hatte, müsse auch hier die beste Wirkung thun, und rasch entschlossen in der kurzen Wahl, sang sie mit aller Kraft der zarten Brust:

Vive, vive le Roi!
a bas la République!

Düstere Glut umflog die Wangen der Richter bei den ersten Worten des Gesanges, aber bald erheiterten sich ihre Züge wieder, und lächelnd verwiesen sie dem unschuldigen Kinde, das in seiner Unbefangenheit gewagt, was Andern das Leben gekostet hätte, das unstatthafte Lied. Vielleicht tönte eine schmerzliche Erinnerung in ihren Herzen wieder, und entwaffnete den schnell entstandenen Groll. Ohne weiteren Anstand händigte der Präsident Denisen, die gar nicht begreifen konnte, warum ihr Gesang so wenig angesprochen, die Begnadigung ihrer Mutter ein; und bald kehrte Clarissa nach so lange bestandener Gefahr gerettet und glücklich mit dem geliebten Kinde auf ihr Schloß zurück.

Der Krämpelstein.

Ballade.

Es schaut ein schroffer Felsen
Hinab zur Donauflut,
Auf diesem schwankt ein Schlößchen
Als wie ein lock'rer Hut.

Einst hausten tapf're Recken
Alldort im luft'gen Haus,
Doch ihre Namen loschen
Im Buch der Zeiten aus.

Lang stund er d'rauf verlassen
Ein unbewohnt Gestein,
Der Wind nur hauste d'rinnen
Und fuhr dort aus und ein.

Da kam ein luft'ger Schneider
Zum Schloß, ein armer Gauch,
Und kann der Wind dort hausen,
So kann's ein Schneider auch.

D'rauf zog er in das Schlößchen
Gar keck und wohlgemuth,
Und eine Geiß nur nahm er
Mit sich, sein Hab und Gut.

Und als er nun bezogen
Das Schlößlein wüst und leer,
Da schwoll vor blindem Stolze
Der Kamm dem Schneider sehr.

„Und muß ich gleich hier hausen
Mit meiner Geiß allein,
So bin ich doch der Burgherr
Jetzt auf dem Krämpelstein.

D'rauf riß er frech das Wappen
Herab, das über'm Thor,
Und eine ries'ge Scheere
Hing er als eig'nes vor.

So saß der Schneider droben
In seinem luft'gen Schloß,
Die Nadel nur zur Wehre,
Die Geiß nur als Genoß.

Doch ach, da traf mit einmal
Auch ihn des Schicksals Hand,
Denn leblos eines Morgens
Die Geiß der Ärmste fand.

Wohl schmälte da der Schneider
Voll Ingrimm sein Geschick,
Und ballte wild die Fäuste
Und Blitze schoß sein Blick.

Die Geiß d'rauf faßte grimmig
Er auf in seiner Wuth,
Hinunter sie zu schleudern
Inmitten in die Flut.

Doch ach, wie da der Schneider
Ausholt zum Wurf mit Macht,
Da hat in's Horn verwickelt
Er sich gar unbedacht.

Und als von seinen Händen
Die Last nun flog hinab,
Da riß die Geiß den Schneider
Mit sich in's nasse Grab.

Dies ist die alte Märe
Vom Schlößlein dort am Strand,
Das noch „das Schneiderschlößchen"
Geheißen wird im Land.

J. N. Vogel.

Anmerkung. Unterhalb Passau, eine Stunde von der Pfarre Esternberg, erhebt sich auf der mauerglatten Donauleiten, hart am Donaustrom, das Schlößlein Krämpelstein oder Krempenstein, ein ehemaliges Raubschloß der Passauer-Bischöfe, welches den Namen: das Schneiderschlößchen, durch vorstehende Sage erhielt.

Die bewohnbaren Ueberreste dieses Schloßchens hängen nur noch locker auf dem Felsen, und der Vorüberschiffende erbebt bei dem Gedanken, daß ein leichter Windstoß das alte Gemäuer auf sein Fahrzeug schleudern könne.

Die Braut des Waffenschmids von Wien.

Der Moslim steht auf der Berge Grat,
Die Bombe zerspringt ob der bangen Stadt;

Verderben spei'n die Geschütze aus,
Mit Wunden bedecken sie Thurm und Haus. —

Beklommen sitzt in der Kammer d'rin,
Mariechen, des Waffenschmids Tochter, zu Wien.

Wohl spinnen die Hände den blonden Flachs,
Doch in Wehmuth schmilzt ihr das Herz, wie Wachs.

Nicht vernimmt ihr Ohr des Rades Gesurr',
Den Schall der Kanonen vernimmt es nur;

Denn draussen, wo steil sich der Wall abdacht,
Steht kämpfend ihr Liebster, in Sturm und Schlacht.

Und wie ihr Gedanken so graus, den Sinn
Umschwirren, umschwirren die Kugeln ihn! —

So spinnt sie, mit Zittern und Klagelaut,
Unter Waffen, des Reiters verlassene Braut.

Ihr Lanzen und Schwerter, wohl zeigtet ihr an,
Euer Schöpfer müss' werden ein Kriegesmann;

Der Geselle, bald wär' er nun Meister schon,
Da trägt sie's nicht länger, da treibt sie's davon. —

Um die Schultern gelegt einen Waffenrock,
Sucht verwegen den Weg sie durch Pfahl und Pflock.

Über manche Leiche wohl geht ihr Fuß,
Dräut manch eine Kugel mit Todesgruß.

Von der Liebe geführt, von der Treue beschützt,
Erreicht sie den Plan, wo der Mörser blitzt.

Und nach wenig Schritten, durch Lärm und Rauch,
Sieht offen das Thor ihr erstauntes Aug'! —

O Glück, o Freude! der Kampf ist aus!
Der Kaiser blieb Sieger im harten Strauß.

Und zur Stadt einziehet manch Fähnlein jetzt,
Der Türk' ist gefallen und Wien entsetzt!

Mariechen doch suchet des Liebsten Spur,
„Und lebet er noch? und wo find' ich ihn nur?"

Und dort, wo der Boden mit Blut bedeckt,
Liegt die Schärpe sein, von Blut befleckt.

„Du heiliger Gott! 's ist die Schärpe sein!
Ich stickte die Perlen — die Thränen hinein!" —

D'rauf eilt sie, mit athemlos pochender Brust,
So zagend als hoffend — in Qual und Lust,

Zum Zelte, das hell dort in Scharlach strahlt,
Gejaget von Ängsten und Liebesgewalt.

Und mitten im Zelte der Hauptmann steht,
Ein schimmerndes Band ihm die Brust umweht,

Erst heut' ihm geboten von Karol's Hand,
Weil er unter den bravsten den Braven fand.

In die Augen gedrücket den Federhut,
Empfängt er so schweigend das junge Blut.

Da sinkt sie zu Fuß ihm und faßt ihm die Hand:
„O sprecht: ist geblieben mein Ferdinand?!“ —

Nicht hält seine Regung der Hauptmann zurück,
Eine Zähre rollt aus dem männlichen Blick'.

Er öffnet die Arme, wirft hin den Hut, —
Und die Braut an der Brust des Geliebten ruht! —

Fitzinger.

Sonette.

Er.

So oft ich Dir in's Flammenauge sehe
Dringt glühend mir in's Herz dein Feuerblick,
Ich zitt're dann und seh' geschwind zurück;
Mir bangt, daß ich in süßer Qual vergehe!

Und dennoch zieht es mich in deine Nähe,
Bei Dir allein nur find' ich Trost und Glück.
Vermiß' ich Dich, so zürn' ich dem Geschick;
Ein Blick von Dir nur ist's, um was ich flehe!

Ja mag der Tod aus deinen Augen dräu'n;
Ich schaue doch in sel'ger Lust hinein
Und biete gern die Brust den süßen Pfeilen!

Ich fühl' es klar, ich seh' es deutlich ein:
Du kannst die tiefsten Wunden mir ertheilen,
Und Du, nur Du, Geliebte! kannst sie heilen. —

Sie.

Die in der Brust ein gut Gewissen tragen,
Die schauen Jedem offen in's Gesicht
Sie fürchten auch die schärfsten Blicke nicht.
Das muß ich, Freundchen, Dir zur Antwort sagen.

Hab' ich in Wahrheit Wunden Dir geschlagen,
Und traf Dich sengend meiner Augen Licht;
Dann dauerst Du mich herzlich, armer Wicht!
Doch leider kann ich nichts, als Dich beklagen.

Du bist gar tief im Irrthum, wie ich seh';
D'rum ist es Schuldigkeit Dir mitzutheilen,
Daß ich mich auf die Heilkunst nicht versteh'. —

Doch las ich einst, ich weiß nicht wo, die Zeilen:
„Es dienet zur Gesundheit manches Weh!
„Gewisse Übel soll man gar nie heilen!" —

Bergmann.

Gedruckt bei A. Strauß sel. Witwe.